Gottfried Kinkel.

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographisches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

„O Stern Orion, Du mein Bild!
Von Ewigkeit stürmt gegen Dich der Stier,
Du aber hältst in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenschild!"
Gottfried Kinkel.

Zweiter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Gottfried Kinkel.

Sechstes Buch.

Gewitterluft.

Bonn.

Sommer 1843 bis Frühling 1848.

1.

Das Leben eines Mannes klar zu entwickeln und nach allen Seiten mit einer gewissen Intensität zu beleuchten, hat immer seine Schwierigkeiten; man kömmt oft in Versuchung, Dinge, die dem Geschilderten zu bestimmter Zeit, namentlich in den Jugendjahren, überwiegend bedeutungsreich erschienen, selbst für bedeutend zu halten und sie so dem historischen Helldunkel zu entziehen, das ihnen höchstens einige vage Umrißlinien gönnt. Es tritt diese Schwierigkeit aber noch schroffer und gewichtiger hervor, wenn das Streben des Mannes einer kaum vergangenen Weltphase angehört, wenn sein Name auf einem Blatt der Geschichte verzeichnet steht, dessen letzte Zeile noch Niemand lesen konnte, weil sie überhaupt noch nicht geschrieben ist. Der feste, scharf abgeschlossene Hintergrund fehlt für die Hauptfigur, und die Zeichnung muß daher die Konturen des Helden bald zu bestimmt, bald zu verschwommen erscheinen lassen. Das liegt in der Natur der Sache. Ein Mann, der in den letzten Jahren eine Rolle übernahm, die er nach allen

Richtungen würdig vertreten, wird also nothwendig theils von dem unklaren, nebligen Hintergrund getragen erscheinen und Epigone markloser und unthätiger Tage sein, theils aber auch über den Rahmen hinausragen und Progone werden einer unzweifelhaft glorreichen Zukunft.

Um den Entwicklungsgang Kinkels von privater zu umfassend allgemeiner Wirksamkeit gehörig zu würdigen, müssen wir seine Entwicklung vom Jüngling zum Manne nochmals in ein Wort fassen.

Kinkel hatte, wie alle vorwiegend lyrischen Naturen, nie die ganze Gluth seines innern Feuers zu concentriren und voll auf einen Punkt wirken zu lassen versucht. Im Bewußtsein unerschöpflichen Reichthums spielte er mit Flämmchen, schmelzte Sterne aus den Fingern und dichtete Regenbogen. Mitunter wurde Ernst aus dem Spiele, die Flamme griff weiter als er gedacht, und in seinem Herzen blieb eine Brandstelle, blieb die Asche einer Erinnerung zurück, ohne daß er von der Gluth selbst einen rechten Genuß gehabt hätte. Dies Zerflackern und Verschwenden, dies Zerfahren in Sprühfunken ohne nachhaltige Wärme hörte auf, sobald an die Stelle planlos schweifender Sehnsucht eine tiefe, Alles überwältigende Leidenschaft trat. Die Schlacken schäumten ab, das Erz war rein — Kinkel war Mann geworden. Seine Kraft, sein Wollen, sein Herz und sein Kopf, Alles sah nur Ein Ziel, hatte nur Ein Verlangen. Und diese Concentration, diese innere Harmonie ist es ja, die den Mann im großen Sinne des Wortes

schuß- und kugelfest macht, die ihm den Stempel männlicher Vollendung aufprägt.

Damit fand auch die maßlose Raketenlyrik ihr Ende das Übersprudeln hatte an ihn kein Recht mehr. An die Stelle der weichen, tönenden Liebesweisen traten Glockenrufe anderer Art. Er besaß nun das Weib, das man ihm nicht geben wollte, er hielt die starke Seele in seinen Armen, welche Chikanen und Anfeindungen jämmerlichster Art, Schleichereien, wie sie das Pfaffenthum stets in das Familienglück zu paschen sucht, von ihm ferngehalten: — es war ein zwiefacher Sieg, ein Sieg nach Außen und Innen. Er hatte dem Leben den Frieden für sein Herz, die Gewährung seines höchsten Wunsches abgekämpft, er war in sich und mit seinem Weibe eine Einheit, ein Ganzes geworden, nun konnte er mit höherem, ruhigerem Ernste für die Gesammtheit stehen. Lyriker war und blieb er, aber seine Lyrik mußte jetzt nothwendig eine männliche sein, wie sie vorher eine jugendliche, schäumende und zuckende war. Er dichtete nicht mehr für sich und sein Haus, seine „Gedichte“ in Vers und Prosa galten der Welt, der Menschheit und brachten Gedanken, die nicht eng subjektive, sondern rein humane Gefühle verherrlichten. Er empfand es klar: so lange der Einzelne für sein gutes Recht zu kämpfen hat, gehört er sich selbst; ist aber seine Existenz gegründet, hat er seinen Frieden als Preis der Fehde mit dem Leben und jeder feindlichen Gewalt errungen, dann gehört er der

Gesammtheit. Gottfried Kinkel, der Jüngling, ist todt — es lebe Gottfried Kinkel, der Mann!

Herzlichstes Einverständniß und innigstes Ineinanderklingen verklärte das Eheleben der endlich Vereinten. Jede Trennung suchten sie zu vermeiden; Gottfrieds Arbeitsstube war zugleich das Wohnzimmer Johanna's. Schloß Clemensruhe bei Bonn, das sie damals bewohnten, mag Zeugniß geben, wie sehr sie es verstanden, das poetische Leben, das sie durchgeistete, auch in ihrer Umgebung sichtbar und tastbar hervortreten zu lassen. Azaleen und Rhododendren hauchten zarten Märchenduft aus, Schlingpflanzen rankten ihre Festons an den Wänden, und im Schatten eines Orangenbaumes spielten zwischen Muscheln und Korallenzacken Goldfische in einer Krystallkugel. Alles sah geputzt und zierlich aus, und war doch unendlich wohnlich und anheimelnd.

Abends rückten die Beiden dann traulich zusammen, und versenkten sich miteinander in die Sagen der Vorzeit oder die Gedichte todter und lebender Völker. Auf ihren Knieen lag oft ein altes Buch, in das sie Beide hineinschauten; Johanna schlang ihren Arm um Gottfrieds

Nacken, und, lasen sie von Streit und Schlacht, dann wühlte sie in seinen Haaren, und zauste sie wohl im Eifer gegen die Reichsfeinde, oder spielte ernst mit den herabwallenden Locken. Kehrte dann dem Land der Frieden zurück, so glättete sie wieder sein dunkles Haar, und ihr Auge traf ihn mit einem Blick unendlicher Liebe. So machten sie sich das Leben, die Wissenschaft zum Gedicht, und träumten von einer goldenen Zukunft.

Beim Studiren pflegte Kinkel eins seiner Kinder auf seinem linken Knie sitzen zu lassen, und es im Arme festzuhalten. Er gab ihm dann ein Schächtelchen mit Knöpfen, Federn oder Oblaten preis, welche es vor sich auf den Schreibtisch schüttete oder damit spielte. So hielt er stundenlang das Kind in den Armen, welches ganz still sich glückselig in den Schlafrock des Vaters verkroch.

Nachmittags zwischen dem Mittagsbrod und Kaffee wurde ein halbes Stündchen gerastet. Bei gutem Wetter streckte sich Kinkel auf den Rasenplatz, und ließ die Kinder um und über sich krabbeln. Zuweilen kroch er ihnen dann nach, und that, als ob er sie fangen wollte. Dann jubelten und jauchzten sie voller Entzücken. —

Aber der Haß verfolgte die Beiden auch über ihre Vermählung hinaus, und die Verleumdung suchte jedes Wort zu entstellen, das sie im Rausche der Seligkeit aussprachen. Eine so herrliche Minne war der alltäglichen Gefühlsweise ihrer Bekannten fremd, und böswilliger Neid haucht nur zu gern seinen zerfressenden

Rost über den Spiegel einer großen, von den Meisten unverstandenen Liebe.

So sah das Paar eines Tages eine kleine Gesellschaft bei sich. Johanna entfernte sich einen Augenblick, und rief dann die Gäste in ein Nebenzimmer, von wo sich ein wunderbarer Ausblick auf das Siebengebirge erschloß. Staunend blickten Alle in das Abendgold der untergehenden Sonne; Johanna aber heftete ihr blaues Auge träumend auf den Geliebten. Es war ein Blick der seligsten Wonne. Gottfried schaute sie lächelnd an, und fragte: „Was guckst Du so freundlich zu mir auf, als ob ich das Alles gemacht hätte?“

„Schöner könntest selbst Du Das nicht schaffen,“ erwiederte sie.

Am andern Tage erzählten sich alle männlichen und weiblichen Kaffeeschwestern in Bonn mit einem frommen Stoßseufzer: „Denken Sie sich die Gottlosigkeit! Frau Kinkel hat gestern zu ihrem Manne gesagt, der Sonnenuntergang wäre beinahe so schön, als wenn er ihn gemacht hätte! *)“

Diese Anekdote genügt, um einen Begriff von der Bosheit zu geben, mit der man die Aussprüche des

*) Mit diesen Worten hat noch im Herbst 1848 ein pietistischer Feind Kinkels jenen Ausspruch zu Bern erzählt. Es war zufällig eine Dame anwesend, die jener Gesellschaft beigewohnt hatte, und den Zusammenhang aufklärte.

jungen Ehepaares ausbeutete und im Interesse des Pietismus entstellte.

Der Haß dieser Finsterlinge ließ es indeß nicht allein bei Verleumdungen bewenden; ihre Aufgabe war, die ganze Existenz des gehaßten Paares zu vernichten. Wir sehen, wie rasch das schwarze Werk gelang.

Im März 1844 erhielt Kinkel eine Rüge vom Provincial=Schulcollegium zu Koblenz, weil er, nach Professor Sack's Denunciation, „den Werth des Alten Testamentes in seinen Religionsstunden am Bonner Gymnasium herabsetze." Professor Sack, dieser unermüdliche Feind seines Collegen, der mehrfach in der edlen Poesei pfuschte, und Kinkeln der Eitelkeit beschuldigte, schlug beständig die Augen gen Himmel, und hatte Jenen schon früher versichert: „er sei sein Freund, verhindere aber nur deßhalb seine Beförderung, weil diese nicht gut für ihn sei." (!!!) Dieser Sack war, wie schon früher erwähnt, Schwager des „frommen" Ministers Eichhorn, seine Frau aber die vertraute Freundin der Pastorin Johanna Bögehold. Die natürlichsten Verbündeten fand er in Professor Bleek, der Kinkels Ehe als „im höheren Sinne unsittlich" bezeichnet hatte, und in Nitzsch, dem non plus ultra geistlichen Hochmuths und geistlicher Unfehlbarkeit, der zu den allermenschlichsten und natürlichsten Verrichtungen einen feierlichen, würdevollen Anstand affektirte, und durch Kriecherei ebenso leicht zu

gewinnen war, als er Jeden, der sich nicht blindlings seinem Willen unterwarf, unversöhnlich haßte.

Schon im Frühjahr und Herbst 1842 waren von Sack zwei Censuren über Kinkel's Thätigkeit als Religionslehrer an das Schulcollegium eingesandt, die einen höchst unbilligen Tadel aussprachen. Nichtsdestoweniger hatte Kinkel zu Neujahr 1843 eine außerordentliche Gratification als „Anerkennung seiner Leistungen" erhalten, und konnte so unmöglich ahnen, daß die Bestrebungen seiner Feinde ihm das Zutrauen seiner Vorgesetzten mit Erfolg zu entziehen im Stande wären. Jetzt empfing er plötzlich, zugleich mit der Censur seines Todfeindes, einen officiellen Verweis, den die Drohung seiner Absetzung begleitete. Die Censur und die Antwort Kinkel's an das Schulcollegium beweisen am Besten die Gehaltlosigkeit der gegen ihn erhobenen Vorwürfe, und mögen deßhalb hier dem Leser zur Beurtheilung vorgelegt werden.

Censur des Professor Sack über die vom Lic. Gottfried Kinkel abgehaltene Religionsprüfung im Herbst 1843.

„Über die mündliche Prüfung in der evangelischen Religionslehre ist Nichts zu erinnern. — Was die schriftlichen Arbeiten von vier Abiturienten über die Frage: „Wie haben wir als Christen das Alte Testament anzusehen und zu benutzen?" betrifft, so ist es zu bedauern, daß alle vier diese Frage von einem sehr

flachen Standpunkte aus behandeln, ohne alle Einsicht in den großartigen, festen, geschichtlichen, prophetischen und didaktischen Zusammenhang des Alten und Neuen Testamentes, der alttestamentlichen und christlichen Religion. Daß das A. T. auch uns Christen noch ein festes historisches Zeugniß göttlicher Offenbarungen und Machtthaten unter dem Volke Gottes, ein bleibender Spiegel göttlicher Regierung der Menschheit, ein Christum abspiegelndes festes prophetisches Wort und die Heiligkeit Gottes in seinem Gesetz offenbarendes Buch sei: — davon wissen die Verfasser Nichts — bloß Vogel weiß Etwas von Weissagungen zu sagen — sondern den dem oberflächlichen Blick erscheinenden **Unterschied** heben sie so hervor, daß das A. T. ihnen „rein sinnlich," daß es ihnen „schwierig" scheint, die noch zu haltenden Gebote des A. T. zu unterscheiden, daß es ihnen bloß als ein Geschichtsbuch „menschlich-großer Persönlichkeiten" und als schöne Aussprechung menschlicher Gefühle und Lehren erscheint, und der Eine es „zwar **entbehrlich**, aber **nicht überflüssig**" nennt. Es ist wohl sehr gewiß, daß diese ungründlichen Ansichten bei dem Lesen pantheistischer Geschichtsbeschreibung und dreister Kritik auch die letzte Spur von Interesse (Wie so?) und Verehrung für das A. T. und Glauben an seinen Inhalt aufgeben werden (Wer? die Ansichten?), während es von dem historisch-prophetischen Standpunkte sehr möglich ist, die Jünglinge

bleibend zu sichern gegen die Mißverständnisse und die Irrthümer unserer Zeit (Aha, da kommt der Fuchs!). Der Beurtheiler tritt den Verfassern zwar mehrmals mit den Äußerungen: „zu stark,“ „ungerecht,“ „zu absolut“ entgegen (Also doch!), aber es ist zu fürchten, daß durch diese bloß moderirende *) Kritik die Jünglinge nicht werden zur Erkenntniß ihres Grundirrthums, daß nämlich das A. T. und seine Religion nur menschliche Vorstufen des Neuen ohne eigentlich göttlichen Inhalt sei, kommen (Verzweifelter Stil!), und ohne die Vernichtung dieses Irrthums wird auch der Glaube an den vollen Inhalt des Neuen Testamentes nicht fest genug bei ihnen begründet werden können.

„Das Urtheil über die drei ersten Arbeiten hätte nicht so günstig, und das über die Arbeit des auswärtigen Immatrikulanden günstiger ausfallen sollen.

Bonn, den 28sten Januar 1844.“

---

*) Wirklich Schade, ehrwürdiger Herr Professor, daß Ihr ungefälliger College Ihnen die kleine Freundlichkeit nicht anthun will: den Geist, das freie Denken **völlig todtzuschlagen.**

„Hilf, Herr Gott, der bösen Welt,
Sie liegt so sehr im Argen!“

Altes Gesangbuchlied.

An das königlich hochlöbliche Provincial-Schulcollegium in Koblenz.

„Als ich am 27. Februar des Jahres die Aufsicht bei der schriftlichen Religionsprüfung der auswärtigen Immatrikulanden antrat, fand ich zu gleicher Zeit die ein halbes Jahr auseinanderliegenden Censuren der hochlöbl. königl. wissenschaftl. Prüfungscommission über zwei von mir im Frühling und im Herbst 1842 abgehaltenen Abiturientenexamina in der evangelischen Religionslehre vor. Beide Censuren erschienen mir in manchen Stücken unbillig, und ich beschloß sogleich, dem hochlöbl. Provincial-Schulcollegium meine motivirte Ablehnung dieser Urtheile vorzulegen. Ehe mir aber dazu Zeit wurde, überraschte mich acht Tage nachher die Censur der letzten Herbstprüfung nebst dem Schreiben des hochlöbl. Schulcollegiums, welches auf Grund derselben mir, „im Falle, daß solche Bemerkungen sich wiederholen sollten", die Entlassung von meiner Stelle in Aussicht stellt.

„Billig muß mich hier befremden, daß das genannte Collegium mich volle anderthalb Jahre, respective ein Jahr, über die ungünstigen Urtheile einer vorgeordneten Behörde im Unklaren läßt, und dann, ohne mir Zeit und Möglichkeit zu vergönnen, jene früheren Beschwerden entweder durch verändertes Verfahren abzuthun oder als ungerecht zu erweisen, auf eine neue Censur hin mich mit Ankündigung eines möglichen Strafurtheiles überrascht. Dies mußte

mir um so weniger begreiflich sein, da ja gerade nach dem frischen Eindruck jener zweiten Prüfung vom Herbst 1842 der verstorbene Herr Regierungsrath Korten für mich auf eine Gehaltserhöhung und eine außerordentliche Gratification antrug, die mir bald darauf, zu Neujahr 1843, vom Schulcollegium auch wirklich mit Anerkennung meiner Leistungen ertheilt wurde. Wenigstens konnte ich dadurch nicht auf die Vermuthung geführt werden, daß die genannte Behörde meine Leistungen so gering schätze, um bei ungünstigerem Eindruck einer spätern Prüfung mir, **ohne mich nur zu hören**, mit **Absetzung** zu drohen. Auch hat bei der von der Prüfungscommission am Schärfsten getadelten Prüfung vom letzten Herbst Herr Regierungsrath Lukas weder über das schriftliche, noch über das mündliche Examen den leisesten Tadel ausgesprochen.

„Gehen wir aber auf dieses letzte Urtheil der wissenschaftlichen Prüfungscommission näher ein, so ist klar, daß das hochverehrliche Mitglied derselben, welches das evangelische Religionsexamen censirt hat, von mir Dinge verlangt, die wenigstens zu einem Examen nicht gehören. Dahin rechne ich die Forderung, daß ich bei Beurtheilung der Abiturientenarbeiten „nicht bloß moderirende Kritik“ üben, sondern auch die Jünglinge positiv eines Bessern belehren soll. Dagegen ist einfach zu erwiedern, daß die Schüler meine Censuren ja überhaupt nicht mehr zu **lesen** bekommen,

daß also ich eben nur ein eignes Glaubensbekenntniß auszusprechen hätte, was an dieser Stelle ziemlich überflüssig wäre. Ich könnte ferner sagen, daß **ich** nicht im vollen Maße Urheber dieser Ansichten bei jenen Jünglingen bin, indem ich mit ihnen in den obern Klassen noch nicht Glaubenslehre, sondern nur Kirchengeschichte vorgenommen hatte: — Die Jünglinge müssen also durch ihren eigenen gesunden Verstand auf jene Gedanken gekommen sein. Auf alle Fälle kann ich nicht wohl einsehen, warum man **mich** wegen Ansichten meiner **Schüler**, die ich selbst in meinen schriftlichen Censuren beschränke und theilweis widerlege — dies gesteht ja der Herr Censor zu —, mit **Absetzung** bedroht, selbst wenn jene Ansichten gegen den Kirchenglauben wären.

„Nun aber ist Dies gar nicht einmal der Fall. Das Ansehen des Alten Testamentes ist von der unirten protestantischen Kirche in keinem ihrer beiden Symbole, weder in der Augsburger Confession, noch im Heidelberger Katechismus, durch eine ausdrückliche Erklärung in **der** Art garantirt worden, wie der Herr Censor in Rücksicht auf den „großartigen, festen, geschichtlichen, prophetischen und didaktischen Zusammenhang des Alten und Neuen Testamentes“ jenes Buch stellen möchte. Das Verhältniß beider Testamente ist jederzeit eine bestrittene und bestreitbare Schulmeinung gewesen, wie man schon aus Schleiermachers Behauptungen über das Alte Testament erweisen kann, hinter

dessen großen Schatten sich die moderne Orthodoxie so gern verkriecht da, wo er zur Gemeine redend sich dem populären Glauben anschließt und wofür sie ihm dann den Gefallen thut, nicht zu lecken wider den scharfen Stachel seiner negativen Dialektik. Deßhalb also, weil meine **Schüler** auf einem **bestrittenen** Punkte eine **andere theologische Schulmeinung** hegen, als der Herr **Censor**, darum bin **ich abzusetzen**?

„Aber nicht bloß meine Schüler, sondern auch ich: denn ohne allen Rückhalt bekenne ich mich zu dem Glauben meiner Schüler in den Grenzen, die ich selbst ihrer zu maßlosen Negativität durch meine beigeschriebenen Censuren gesteckt habe. Ja, ich spreche es freudig aus: Nie werde ich ein Buch, dessen höchste Gestalt, Moses, seinem Volke Diebstahl an den befreundeten ägyptischen Nachbarn als Gebot des Herrn vorschreibt, ihm Polygamie und Blutrache gestattet, und dagegen einen Mann, der am Sabbath Holz liest, steinigen läßt — nie werde ich ein solches Buch mit dem Herrn Censor als ein „die Heiligkeit Gottes in seinem Gesetz offenbarendes“ anerkennen; nie ein Buch, das einen rechtmäßig vom Volke gewählten König verurtheilt, weil er einen von der Priesterpartei aufgestellten, nicht einmal von der Nation anerkannten Gegenkönig zu bestrafen sucht, für „ein festes historisches Zeugniß göttlicher Offenbarungen“ annehmen; nie von dem „flachen Standpunkt“ und der „un-

gründlichen Ansicht" ablassen, daß ein solches Buch zum Bestand der wahren Religiösität „entbehrlich", niemals endlich ableugnen, daß es „schwierig sei, die noch zu haltenden und die nicht mehr zu haltenden Gebote des Alten Testaments zu unterscheiden," vorausgesetzt nämlich, daß man überhaupt, den alten Lappen aufs neue Kleid schneidernd, aus dem alten Testament noch sittliche Pflichten für den Christen abzuleiten denkt, indem sich selbst beim Dekalog in diesem Falle kein vernünftiger Grund absehen läßt, warum wir den am Sonnabend Arbeitenden nicht gleichfalls steinigen. Und da mir nicht objektive Kirchenlehre, sondern rein die subjektive Meinung vom Herrn Censor entgegengehalten wird, so darf ich auch meine pädagogische Ansicht der seinigen gegenüberstellen. Zwar er glaubt, daß „es von dem historisch-prophetischen Standpunkte sehr möglich ist, die Jünglinge bleibend zu sichern gegen die Mißverständnisse und die Irrthümer unserer Zeit". Das aber habe ich an mir und zahllosen Andern ganz umgekehrt erfahren: Wer in den obern Gymnasialklassen eine mosaische Kosmogonie als Religionslehre demonstrirt bekommen hat, die gleich hernach im ersten Collegium über Geologie vor der ewigen Handschrift der Natur wie Spreu verwehte, der hat mit dem Alten Testament dann freilich auch das Neue, mit dem Dogma auch die Frömmigkeit, mit der theologischen Schul-

meinung auch die Religion eingebüß't und gar oft nie wiedererlangt. Deßhalb ist mein Streben in allem meinem Religionsunterricht gewesen, zwar auf den untern Stufen desselben nie am kindlichen Glauben zu rütteln, sondern ihn nur zur sittlichen Kräftigung gegen Lüge, Heuchelei, Ungerechtigkeit, Intoleranz, Schädigung der Andersdenkenden und mehr dergleichen Laster anzuwenden, auf den höhern Stufen aber keine Lehren als **Religion** vorzubringen, die die Sonne um die Erde laufen oder nur als Zeitmesser für die letztere erscheinen lassen. Welche Art des religiösen Unterrichts für Jünglinge nun „vom christlichen Standpunkte aus“ die vorzüglichere sei, meine oder die vom Herrn Censor vorgeschlagene; welche von beiden unerschütterlicher die Frömmigkeit und die auf sie zu begründende Sittlichkeit ins Jünglingsherz pflanze, das bleibt dem hochlöblichen Schulcollegium zu beurtheilen übrig.

„Doch ich vergaß, daß dasselbe bereits geurtheilt hat. Nach dem Bisherigen kann ich es nicht für möglich halten, daß jemals die Tendenz meines Unterrichts mit der des Herrn Censors übereinstimmen werde, und da sein Urtheil die Meinung meiner vorgeordneten Behörde so rasch zu meinen Ungunsten scheint umgewandelt zu haben, so kann ich nicht länger Muth und Freudigkeit besitzen, meinen Dienst auf die Gefahr hin fortzuführen, daß ich in demselben abermals „künftig

zu solchen Bemerkungen Veranlassung gebe.“ Von meinen Ueberzeugungen gedenke ich nicht abzugehen; diese im Unterricht frei auszusprechen wie ich bisher gethan, davon vermöchte mich ebenfalls Nichts abzuhalten, weder der Verlust meiner Stelle, noch der tiefere Schmerz, die mir im vierjährigen Umgange liebgewordenen Schüler zu verlassen. Unter diesen Umständen scheint mir nur der Ausweg ehrenvoll, meine Freiheit, wie immer, so auch diesmal zu wahren, und zwar indem ich das hochlöbliche Schulcollegium, mit nochmaligem Danke für sein früheres Wohlwollen gegen mich, ehrerbietig um meine Entlassung von der evangelischen Religionslehrerstelle am Bonner Gymnasium bereits vom Schlusse dieses Monats an ersuche.

Schloß Poppelsdorf, den 26. März 1844.

Gottfried Kinkel.“

Aber nicht genug, daß es gelungen war, die Existenz und das Glück Kinkel's zu untergraben; man wollte Mehr, man wollte ihm auch die Sympathieen Derer entziehen, die ihm bisher vertraut hatten. Das war leicht in einem Staate, dessen Beamtenwelt sich mit einem Uhrwerke vergleichen läßt, wo jedes Rad, jedes Zähnchen eines Rades in das andere eingreift. Die plötzliche Entlassung eines Mannes, der sein Amt stets mit musterhafter Treue verwaltet hatte, mußte nothwendig auffallen, und man brauchte ihm nur die Ver-

theidigung abzuschneiden — dann war das Spiel gewonnen. Die Censur, willig wie immer, wo es einen Handstreich gegen das Recht eines Unterdrückten galt, verbot unterm 26. März den Druck eines längeren Aufsatzes: „An die Eltern und Vorgesetzten meiner Schüler“, der Kinkel's Rechtfertigung enthielt, und Letzterer trug jetzt in den Augen der Welt die „Schuld“ seiner Entlassung. Natürlich glaubte man, daß er Nichts zu seiner Vertheidigung vorzubringen vermöge; denn warum vertheidigte er sich sonst nicht? — Als Grund des Verbotes wird in jenem saubern Censurerkenntniß buchstäblich angegeben: „weil es unstatthaft sei, das Verfahren seiner Vorgesetzten öffentlich zu tadeln!“

Jetzt erst hatte der Haß und die Kabale vollständig gesiegt. Kinkel sah ein, daß ihm die blinde Wuth seiner Collegen keine Ruhe lassen würde, und beschloß im Stillen, ein Feld zu räumen, auf dem ihm ein ewig siegloser Kampf bereitet war. Zudem fand er schon seit einem Jahre in der Theologie nicht mehr die einstige Befriedigung; mit der Dogmatik war er zerfallen, und die Kirchengeschichte genügte ihm nicht als Lebensstudium. So führte ihn sein Streben zu einer ausschließlicheren Beschäftigung mit der modernen Kunstgeschichte, der er sich zu widmen beschloß. Schon um Pfingsten des Jahres unternahm er zu diesem Zweck eine Reise nach Belgien, und verlangte am 30. Mai 1845 zur philosophischen Fakultät über-

zutreten, nachdem er sich zu Vorträgen über Kunst- und Literaturgeschichte ernstlich vorbereitet hatte. Ungefähr gleichzeitig erschien sein Werk über die Ahr, das sehr verdienstliche Beiträge zur Geschichte des Rheinlandes liefert, und der erste Band seiner Kunstgeschichte *). Das ganze Werk sollte in vier halbjährigen Lieferungen erscheinen und bis auf die Gegenwart fortgeführt werden. Die Kritik hat diese Arbeit als eine der werthvollsten auf dem erst von Kugler wissenschaftlich behandelten Felde anerkannt, und die Fortsetzung mit dem regsten Interesse erwartet. Die Darstellung ist im höchsten Maße populär, die Sprache einfach und hinreißend schön, ohne doch der wissenschaftlichen Gründlichkeit zu schaden. Der größte Theil des Werkes ist im Manuscript vollendet; aber die preußische Regierung, welche sich von jeher mit ihrem Eifer für Kunst und Wissenschaft, Bildung und Humanität brüstet, hat dem grausam mißhandelten Dichter auch die Vollendung dieses rein wissenschaftlichen Werkes versagt, weil sie dem Gefangenen gar keine geistige Beschäftigung erlauben will. Ihr deutschen Professoren! haßt immerhin den Mann, der die Unfehlbarkeit Eurer

*) Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfang unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Mit 28 auf Stein gravirten Tafeln. — Erste Lieferung. Die altchristliche Kunst. Mit 8 Tafeln. Bonn. Verlag von Henry & Cohen. 1845.

weisen Staatseinrichtungen kühn zu bestreiten gewagt hat: — aber achtet in ihm den Geist, der für Euch gesäet hat, und verlangt vom Staate, daß er Euch eine Kraft erhalte, die in der Wissenschaft das Höchste zu leisten im Stande ist! —

Volle siebenzehn Semester war Gottfried Kinkel Docent der Theologie, unermüdlich arbeitete er für den Glanz und Ruhm seiner Wissenschaft, seine Schüler zollten ihm Dank und Liebe, kein Makel haftete an seiner Lebensweise;*): — und dennoch ward ihm statt der gehofften Beförderung, statt des verdienten Lohnes der kleinlichste Haß gerade der Menschen zu Theil, deren Pflicht es war, ihm die vollste Anerkennung zu verschaffen! Das ist Eine der schwarzen Thaten, Eine der maßlosen Ungerechtigkeiten, mit denen jedes Blatt der freiheitsfeindlichen Staatsform beschrieben ist, welche nur Sclaven und blinde Verehrer ihrer ohnmächtigen Maschine duldet! Hätte Kinkel, dies von den Hunden der Monarchie zeitlebens gehetzte Wild, ihre Vertreter hassen und verfolgen gelernt: — Wer dürfte ihn darum schelten? Er hat es aber nicht, er „kennt keine Feinde, nur Gegner," er bekämpft nur ein böses Princip, nicht aber die

*) In den Jahren 1843 und 44 war sein Colleg über Kunstgeschichte das besuchteste an der ganzen Universität, (Fachstudien nicht ausgenommen.)

Persönlichkeiten, welche dasselbe vertreten. Und dieser Mann mit dem Schwert der „allmächtigen Liebe" soll geistig gemordet, soll täglich neu gekreuzigt werden?! Es ist ein wahnsinniger Gedanke: — aber nur die Bosheit Wahnsinniger konnte diesen Tod ersinnen!

2.

Im Sommer 1844 verweilte Freiligrath auf seiner Reise nach Belgien einige Tage in Bonn. Nachdem er in der „Krone" zu Aßmannshausen sein „Glaubensbekenntniß" vollendet, und in den nächsten Wochen der Veröffentlichung desselben entgegensah, wollte er seine Freiheit vor den voraussichtlichen Bemühungen der heiligen Hermandad, ihm ein stilles und sicheres Staatslogis anzuweisen, in Schutz bringen, und auf der Durchreise von seinen Freunden — vielleicht für immer — Abschied nehmen. In Bonn hatte er die Mehrzahl jener kühnen Gedichte der Kritik mehrer seiner Bekannten vorgelegt, und auch Kinkel war zugegen. Dieser horchte still und freudig, und schwieg als die übrigen Zuhörer die Tendenz jener Poesieen mit frommem Schauder anfeindeten, und höchstens die poetische Form einzelner Gedichte wollten gelten lassen. Als er nun aber allein mit dem Freunde an den Ufern des Rheines entlang wandelte, da ergriff er die Hand Freiligrath's und zog ihn fest und glühend an sein Herz.

Kinkel's Vorlesungen über Kunstgeschichte hatten den glänzendsten Erfolg. Schon im Winter 1845 hatte er 149 Zuhörer, und auch seine Vorträge über dramatische Kunst und Literatur wurden zahlreich besucht. Er hatte in diesem Jahr eine Einnahme von mehr als 1200 Thalern, und seine Zuhörer schenkten ihm am Schlusse seiner Vorlesungen Schmidt's „Trierische Denkmäler" als Zeichen ihres Dankes und ihrer Verehrung. Das Alles trotz der gehässigsten Verfolgungen und der hartnäckigsten Intriguen seiner Collegen! Liegt nicht darin der beste Beweis für die Reinheit seines Lebens und den Ernst seiner wissenschaftlichen Bestrebungen?

Solchen Beweisen von Anerkennung gegenüber mußte denn endlich auch der Welthaß verstummen. Allmälig suchten die Besseren und Tüchtigeren wieder den Umgang der unschuldig Verfolgten zu gewinnen, und Gottfried und Johanna verziehen gern den Bekannten, deren Widerstreben durch die ruhige Seelengröße der Verschmähten gebrochen wurde. Sogar Alexander Kaufmann ward amnestirt, und trat, zugleich mit Karl Simrock, wieder in den „Maikäferbund" ein. Auch der talentvolle Ernst Ackermann hat auf kurze Zeit diesem Vereine angehört, und starb leider zu früh an der stürmischen, sich selbst verzehrenden Gluth seines Innern. Dagegen ward Wilhelm Junkmann einherngesehenes Mitglied des freundlichen Bundes, und Franz Beyschlag betheiligte sich ebenfalls an der Redaktion des letzten Jahrganges.

Ein anderer Brennpunkt ihres geselligen Lebens war Johanna's musikalischer Verein. Hier fanden sich durchreisende Notabilitäten ein, manche trefflichen Sänger waren ihre Gäste, und Geibel improvisirte mehrmals daselbst. Zu den Aufführungen luden sich Fürstensöhne ein. So ließen sich die Prinzen von Holstein, der Erbprinz von Meiningen und ein Sohn des Prinzen Karl von Preußen als Gäste bei ihnen einführen. Letzterer war zugegen als sie den „Hans Heiling“ von Marschner aufführten. Diese werden nun freilich sagen: „Ein Mensch, dem wir so viel Ehre erzeigten, ist unter die Republikaner gegangen!“ Wir aber rufen ihnen zu: „Schämt Ihr Euch nicht, einen Bürger in's Zuchthaus zu stecken, bei dem Ihr Euch eingeladen, dessen Umgang Ihr selbst gesucht habt?!“

Einen Umstand dürfen wir um seiner Lächerlichkeit willen nicht verschweigen. Als die „Frommen“ Kinkel um seines Verhältnisses willen verstießen, gingen die nämlichen Personen mit Johanna ganz freundlich um, ließen ihre Töchter von ihr unterrichten, machten ihr Besuche, und luden sie zu ihren Gesellschaften ein. Sie erklärten ihr diese Inconsequenz aufrichtig folgendermaßen: „Sie sind Künstlerin, und Sie compromittirt es nicht, daß Kinkel Sie liebt und Sie ihn. Bei Künstlerinnen ist man es gewohnt, daß ihnen der Hof gemacht wird, oder daß sie leidenschaftlich empfinden. Aber für einen Geistlichen schickt sich Das nicht. Es genirt uns bei seiner Predigt der

Nebengedanke, daß er Ihr Bräutigam ist. Ein Theologe kann sich nie genug in Acht nehmen, daß er nicht bescholten wird." — Wie verrückt! Für bescholten galt Johanna diesen Leuten nie, und doch sollte es Kinkel compromittiren, daß er mit ihr verkehrte! Ist denn der Künstlerinnenstand bescholten? Warum gingen sie dann mit ihr um, und warum sollte Kinkel sich nicht erlauben, was sie selbst ohne Arg thaten?

Bald nach ihrer Verheirathung wurden sie Mode. Es war ein wahres Gedräng nach dem Poppelsdorfer Schlosse, und oft wünschten sie frevelhaft genug: wieder verrufen zu werden, damit sie wieder in Ruhe arbeiten könnten. Die zahllosen Visiten waren gar nicht mehr abzuschütteln. Die Weiber machten Johanna Complimente, daß sie eine „gute Hausfrau" geworden, als ob sich das nicht von selbst verstanden hätte. Die Weiber haben das Vorurtheil: geistige Thätigkeit vertrüge sich nicht mit Häuslichkeit, und haben darin ganz und gar Unrecht. Man kann nicht immer geistig produciren. Das Verwalten eines Hauswesens fordert Fleiß und praktischen Verstand; auch kann man in kurzer Zeit Viel ordnen. Aber das Hinauslaufen zu den Plauderweibern verträgt sich nicht mit der Häuslichkeit. In der Zeit, welche drei Kaffeeklatschvisiten wegnehmen, kann man eine Novelle schreiben. Dann kostet der äußere Luxus den meisten Weibern eine heillose Zeit. Sobald man auf luxuriöse Toilette, glänzende Meubles und kindische Stickereien verzichtet, läßt

sich eine behagliche, streng geregelte Haushaltung ganz wohl mit poetischen Bestrebungen ausschmücken. In Kinkel's Hause fehlte nie ein nothwendiger Gegenstand — ausgenommen freilich oft das Geld. Gottfried hat nie einen Augenblick verloren, weil etwa ein Knopf oder ein Band gefehlt hätten. Auch wurde nie gesucht, denn Alles war an seinem bestimmten Platz zu finden. Erst später, als sie eine Haushälterin annehmen konnten, fingen diese liebenswürdigen Weibereigenschaften an, sich geltend zu machen. Johanna mußte zuletzt mehr Stunden geben um die Einkünfte zu vergrößern. Aber die Speculation mißrieth; denn Was jene mehr erwarb, verschleuderte die Haushälterin. Kinkel neckte seine Frau oft wegen ihres Ordnungsfanatismus, und nannte sie scherzend: „Heil'ge Ordnung, schauderhafte Himmelstochter!" Er selbst konnte das Aufräumen nicht leiden und seine Studirstube hielt Johanna deswegen heilig, nnd schützte sie in seiner Abwesenheit vor allen eindringenden Besen und Waschkübeln. Sie ließen Alles offen vor einander liegen und blickten nie in ein beschriebenes Papier: Brief oder Tagebuch. Sie hatten Das einander versprochen, und redlich gehalten. Gottfried schenkte ihr das unbedingteste Vertrauen; war er verreist, so hatte sie Ordre, alle einlaufenden Briefe zu eröffnen.

Kinkel war nicht, wie manche Ehemänner, bloß in munterer Gesellschaft witzig und gutgelaunt, sondern erst recht fröhlich im Hause. Immer erschien er in

der liebenswürdigsten Laune, immer freundlich und voller Späße; zufrieden mit Allem, dankbar für die kleinste Aufmerksamkeit, der mildeste Hausvater gegen seine Dienstboten. Die Letzteren mußten an jeder häuslichen Freude theilnehmen, und hatten — außer den geistigeren Genüssen — Alles gerade wie Gottfried und Johanna. Sonntags gingen diese meist ganz patriarchalisch mit Mägden und Kindern spazieren, saßen in der Baumschule oder in Endenich am gemeinsamen Tische, und ließen sich in der Unterhaltung zu ihren Hausgenossen herab, oder zogen sie zu sich herauf, wie es eben kam.

Auch in anderen Beziehungen hatten sie längst ihre Prinzipien praktisch einzuführen gesucht, so z. B. wendete Johanna bei ihren Schülerinnen eine Art Progressivsteuer an. Reiche Damen, die sie aus Luxus mit ihrem Gesange quälten, mußten ihr einen hohen Preis für die Stunde zahlen. Töchter zahlreicher Familien, die als einen Theil der allgemeinen Bildung die Musik betrachteten, und fleißig lernten, ließ sie — je nach den Verhältnissen — nur zwei Drittel oder die Hälfte des gewöhnlichen Honorars entrichten. Große Talente, sehr schöne Stimmen, Unbemittelte, die sich dem Lehrerstande widmeten, erhielten den Unterricht gratis. So gab Johanna zu Zeiten mehr Stunden ohne, als für Honorar. Undank versteht sich von selbst; aber Johanna that ja nur, wozu sie das Herz trieb, ohne Nebenreflexionen. Eine komische Erfahrung

machte sie bald in Bezug auf das Ehrgefühl der höheren Stände. Als nämlich ihre Prinzipien hinsichtlich der Zahlung bekannt wurden, versicherten ihr fast alle Mütter daß ihre Töchter Genie's seien, aber daß sie in unbemittelten Umständen lebten. Eine steinreiche adlige Dame aus der frömmsten Clique, bei deren Tochter schon drei Musiklehrer die Geduld verloren hatten, that ebenso und bettelte förmlich um Herabsetzung des üblichen Honorars. Sie ward ganz beleidigend, als Johanna entschieden auf ihrem Prinzip verharrend ihr endlich sagte: sie wisse sehr wohl, daß ihre Tochter wenig Talent besitze, und möge nie großmüthig einer Dame Etwas schenken, die in so luxuriösen Verhältnissen lebe." Es ließe sich ein Buch voll ähnlicher Anekdoten schreiben, wie die Aristokratie und höhere Bourgeoisie Frau Kinkel im Kleinen zu prellen suchte, und wie die vermögendsten Damen der haute volée im Geldpunkte sich zu den kleinlichsten Maneuvres erniedrigten.

Am Maikäfer-Stiftungsfeste 1844 gewann Kinkel wieder den Preis mit einer erzählenden Dichtung: „Der Grobschmied von Antwerpen." Außerdem entstand in den ersten Jahren seiner Ehe ein Idyll: „Das Schicksal," das bald darauf im Morgenblatt abgedruckt wurde, und mehrere Erzählungen; so „Der Hauskrieg"*) und „Margret, eine Geschichte vom

*) Erzählungen. S. 77.

Lande.“ **) Wenn das Großartige der in neuerer Zeit so beliebt gewordenen „Dorfgeschichte“ darin liegt, daß sie einen socialen Kern umschließt, so ist dies in edelster Weise bei der letzten Erzählung der Fall. Wir dürfen die „Margret“ über viele der Auerbach'schen Dorfgeschichten stellen, weil sie bei aller Einfachheit und Natürlichkeit einen noch bedeutenderen Gehalt in sich trägt. Man hat wiederholt gesagt und es als einen Tadel betrachtet, daß Gottfried Kinkel nur der Dichter des Anmuthigen und Lieblichen sei, daß ihm aber ein großartig erhabener Gedankengehalt fern liege. „Margret“ widerlegt diesen Irrthum, indem sie Beides gleich vollendet darbietet.

Zwei Vorzüge sind es, die Kinkel über die Mehrzahl der übrigen Dichter der Gegenwart erheben. Wir meinen die Gegenständlichkeit und den Hauch einer frischen Sinnlichkeit. Beides kann ausarten und wir haben davon die schlagendsten Beispiele. Voß zeigte uns, wie die Gegenständlichkeit der Poesie zur plattesten und widrigsten Handgreiflichkeit werden kann, und wie eine frische Sinnlichkeit zur leichtfertigsten Sinnenkitzelei wird, davon hat uns, nächst den meisten Franzosen, auch mancher jüngere deutsche Poet die anstößigsten Belege geboten. Beide Extreme vermeidet Kinkel, wir greifen bei ihm niemals in einen Wust von

---

*) Erzählungen. S. 229.

schmutzigen oder reingewaschenen Schüsseln, Aepfelkuchenpfannen und Nachtgeschirren hinein, und Was den zweiten Punkt betrifft, so gehört wirklich die blasseste Empfindelei einer tugendsamen Jungfer dazu, um bei einer dieser Erzählungen zu erröthen. Dabei weht jedoch durch alle Dichtungen Kinkel's der Geist einer herrlichreinen Natürlichkeit in plastischer Darstellung, die weder unsre Sinne kalt läßt, noch unser Gefühl beleidigt.

Johanna schrieb ungefähr gleichzeitig mehre Erzählungen, die zum Theil das rheinische Volksleben mit festen, keckumrissenen Zügen darstellen; so „Der Musikant" *) und die „Geschichte eines ehrlichen Jungen" **). Außerdem aber gab ihre Begeisterung und ihr tiefes Verständniß der Musik ihr Veranlassung zu mehren novellistischen Skizzen, die sie später zu künstlerischer Vollendung ausführte. Dahin rechnen wir die Skizze „Aus dem Tagebuche eines Componisten" ***) und die „musikalische Orthodoxie †). Diese gekrönte Preisnovelle gehört zu dem Großartigsten und Vollendetsten, was auf jenem Felde geleistet ward. Gewiß liegen ihr eigne Erlebnisse, Stufen eigner Entwicklung zu Grunde, die uns einen tieferen Blick in den Geist und das ringende Streben

*) Erzählungen. S. 113.
**) Das. S. 141.
***) Das. S. 217.
†) Das. S. 301.

der Dichterin thun lassen. Die Ausführung des wunderbaren Planes versenkt uns in ein Meer großer Gedanken und Gefühle: „Wir stehen vor einem verschleierten Bilde von Sais; der Schleier hebt sich, und das Bild ist eine Alceste!“

Zur Entstehungsgeschichte dieser Erzählungen bemerken wir Folgendes. — Das Hauptereigniß während der ersten Ehejahre war die Krankheit des kleinen Gottfried mit ihren Folgen. Er hatte Gehirn- und Magenerweichung — ein Uebel, das bisher für unheilbar galt. Auch zeigte sich auf seiner Stirn jenes blaue Todesäderchen, von dem in der „Margret“ die Rede ist, und die Poppelsdorfer Weiber behaupteten deshalb einstimmig, er müsse sterben. Das Kind war von Jedem aufgegeben; monatelang schwebte es in Todesgefahr, und während drei voller Wochen hatte es den Anschein eines Sterbenden oder vielmehr Todten, so daß Gottfried und Johanna oft darüber stritten, ob es noch athme. Sie lebten Tag und Nacht nur für die Pflege des Kindes, die so mühsam war, daß oft vier Personen zugleich um dasselbe beschäftigt sein mußten. Zuletzt hielten sie Alles für verlorene Mühe, und fuhren dennoch mit der strengsten Sorgfalt fort. Es war Johannen, als sähe sie den Tod mit diesem Kinde in den Armen entfliehen, und sie müßte hinterherrennen und es ihm abjagen. Jedes neue Mittel, das der Arzt ersann, wurde trotz aller Geldverlegenheiten durch anderseitige Entbehrungen herbeigeschafft. Die langen Nächte hin-

durch hielt Johanna die Hand des Kindes. Anfangs war es schlaflos und schaute sie mit den großen blauen Augen unverwandt an, als wolle es seine Seele in ihre hinüberflüchten. Später kannte es Niemanden, die Augen waren gebrochen oder starrten seitwärts. In der „Margret" stehen Erinnerungen an jene Tage, wo die Sonne aufging, und ihre Strahlen wie die winkenden Finger des Todesengels über die Goldhäärchen streiften. Johanna wollte den Kleinen zuletzt nicht mehr aus den Armen lassen, aus Furcht, er möchte anderswo sterben, als an ihrer Brust. Hannchen war damals schon geboren und Adela unter dem Herzen. Noch ein Jahr nachher litt der Knabe an den Folgen der Krankheit. Die Eltern hatten fast nicht geschlafen, Nichts mehr arbeiten und erwerben können, und waren im Frühling, als Kinkel die „Margret" schrieb, in der tiefsten Noth. Da bekam Er das Nervenfieber. Johanna schickte Alles aus dem Hause und pflegte ihn allein mit einer alten Wärterin, weil sie Ruhe für das Wichtigste in dieser Krankheit hielt. Bei einer Nachbarin im Schlosse, die ebenfalls am Nervenfieber litt, tadelte es der Pfarrer Wichelhaus, daß die Pflege zu hastig und eifrig sei. Es war eine sehr geliebte Tochter, eben erst Braut. Nun rannte Alles wirr durcheinander: Mutter, Freundinnen, Wärterinnen. Man glaubte nicht Genug auf einmal thun zu können, um sie zu retten. Die Masse von Bekannten schellte hundertmal des Tages die Pfleger heraus, um nach dem Befinden der Kranken zu

fragen. Da erzählte der Pfarrer eine Geschichte, wie einmal in seiner Heimath bei derselben Seuche fast kein Haus ohne Todte geblieben, und wie die Reichen vergebens Alles aufgeboten, um sich zu schützen. Aber in Einem armen Hause, wo Alle auf den Tod lagen, wurden Alle gesund, weil sich Niemand um sie kümmerte, und eine echte Todtenstille herrschte. Dies merkte sich Johanna, und sobald Kinkel erkrankte, band sie die Schelle fest, so daß Niemand nach seinem Befinden fragen konnte. Sie sorgte für beständigen Luftzug — es war erstickend heiß — und für strengste Schweigsamkeit. Ein paar Eimer kalten Wassers mit Salz zu Aufschlägen wurden unaufhörlich gewechselt. Die einfachsten Arzneien sind just bei dieser — namentlich für einen kraftvollen Mann so gefährlichen — Krankheit am zweckmäßigsten. Wenn er emporfuhr, nahm Johanna nur sein Haupt in ihre Arme, und drückte es leise auf die Kissen zurück. Eine Matratze für sie lag auf der Erde zu den Füßen seines Bettes, so daß sie sich nie von ihm zu entfernen brauchte. Unhörbar ging sie auf Socken durch die Stube, und wollte er sprechen, so flüsterte sie nur: „Schlaf!" Er konnte nicht schlafen. Dann strich sie über seine Augenlider und bat ihn, wenigstens sie zu schließen. Sie suchte ihn nur zu beruhigen. Er durfte nicht wissen, daß er das Nervenfieber hatte; denn er bildete sich von jeher ein: wenn er mit seiner furchtbaren Kraft und seinen erregbaren Nerven diese Krankheit bekäme, so könne er

nicht gerettet werden. Und doch hat er verhältnißmäßig die Krankheit leicht überstanden, obgleich die Krise sehr gefährlich war. Mit Stillschweigen, Zugluft und kaltem Wasser hat ihn sein Weib curirt.

Am Tage, wo Kinkel außer Gefahr erklärt wurde, traten bei Johanna lebensgefährliche Zustände ein. Die Leute glaubten nun auch sie vom Nervenfieber angesteckt, und Alles floh Abends aus ihrer Nähe. Diese Eine und schlimmste Nacht haben sie allein, ohne jede menschliche Hülfe zugebracht. Kinkel mußte selbst sein Bett zu seiner Frau tragen und diese war auf dem Punkt, eine Frühgeburt zu thun. Die Wärterin sogar hatte Reißaus genommen. Erst am andern Morgen kam eine mitleidige Nachbarin und brachte ihnen Etwas zu frühstücken. Es waren mehre Personen vorher im Poppelsdorfer Schlosse vom Nervenfieber befallen, und so ängsteten sich die Leute nur über die Schwelle zu treten. Im Laufe des Tages erhielten sie endlich eine neue Wärterin. Sechs Wochen lag Johanna so zwischen Tod und Leben, und durfte sich nicht regen. Zu ihrer Unterhaltung schrieb sie später auf dem Bette mit Bleistift die „musikalische Orthodoxie“. Endlich ward es unabweisliche Nothwendigkeit, eine Operation zu wagen. Es ward im Voraus von drei Aerzten beschlossen, das Kind zu opfern um die Mutter zu retten, und Kinkel wußte darum. Wunderbarerweise kam das Kind, das eine Stunde nach der Geburt scheintodt lag, auch noch zum Leben, und die Eltern waren selig vor

Wonne. Sie verließen nun das weite Schloß mit seiner himmlischen Aussicht, seinem zauberhaften Garten und seinen persiden stehenden Gewässern, die stets ein Heerd tödtlicher Krankheiten gewesen, und wohnten auf dem Stiftsplatz in einem grünen Hause mit einer goldnen Sonne über der Thür. Von hier vertrieb sie ein Lieutenant durch sein barbarisches Klavierspiel, wie Johanna in der Skizze: „Aus dem Tagebuch eines Componisten“ *) erzählt. Freilich nicht der Lieutenant gab nach, sondern sie selbst mußten weichen, und zogen nun vor's Sternthor in ein freundliches Häuschen, das bis zum Sommer 1849 ihre Wohnung blieb.

Wie Gottfried, so verstummte auch Johanna's Saitenspiel, als ruhiger Besitz sie den Schmerz der Vergangenheit allmälig vergessen ließ. Das Leben der Beiden war Poesie, aber zu thätig um sich auszusprechen. Ernste Vorbereitung für die Kämpfe der nächsten Zukunft, wissenschaftliche Forschung und heitrer Verkehr drängten das Lied zurück. Der Kinkel'sche Salon ward ein Sammelplatz der bedeutendsten Geister, und die Anerkennung, welche jetzt endlich den einst Verstoßenen zu Theil wurde, bot ihnen reichen Ersatz für die bittere Zeit des Kampfes. Keines hatte sich in dem Andern getäuscht, liebliche Kinder umspielten das Dichterpaar und fröhlich gestand Gottfried:

---

*) Erzählungen. S. 217.

„So frisch wie je in frühern Stunden
Der Bräutigam sein Glück empfunden,
Empfind' ich heut noch dich, mein Glück!
Nichts hat getäuscht! mir blüht die Stunde
So voll und frisch an Deinem Munde —
Nicht wünsch' ich Frühres mir zurück!

Nichts hat getäuscht! Du bliebst die Große,
Die Du mir warst! In Deinem Schooße,
Fühlt' ich den Gott in meiner Brust!
Du adelst mich durch Deine Minne,
Ich rette durch den Sturm der Sinne
Den Geist in Deiner Arme Lust!

Du gabst mir Mehr als Du versprochen;
Hoch überm Glück der Flitterwochen
Steht, Was Du heut mir bist und giebst!
In Deinem Aug' die Freudensonne,
Der Kuß vom Mund voll Mutterwonne —
Sie zeigen lodernd, wie Du liebst!

Durch Dich, ob los von diesen Sinnen
Mein Geist muß in das All verrinnen,
Bin ich unsterblich hingestellt!
Du hast mein düster einsam Leben
Mit vollem Laubkranz erst umgeben,
Da Du ihm Sprossen zugesellt!

Du hast in unsern holden Sprossen
Dein Liebesleben mir erschlossen,
Da Du in ihnen Dich mir gabst!
Der Bube leicht wie Du beweglich,
Die Kleine sinnlich hold unsäglich —
Du bist's die mich in ihnen labst!

Und führe heut ein Blitz hernieder,
Zerschellend diese nerv'gen Glieder —
Im Schmerz des Abschieds sagt' ich's Dir:
Kein Sterblicher auf grüner Erden
Mag froher seines Lebens werden,
Und all dies Glück — Du gabst es mir!"

Wie sehr auch Johanna die gehoffte Befriedigung fand, sagen uns folgende Strophen:

Goldne Tage.

Entfaltet euch, die lang geruht, ihr Schwingen,
Ins lichte Reich des Liedes mich zu tragen,
Schon hör' ich mich umrauscht von leisem Singen,
Und sehe hellre Morgenröthe tagen:
Berauschend steigt empor ein Zauberduft,
Was mich umgiebt, zerrinnt in Schaum und Luft.

Laß mich den Staub von deinen Saiten wehen —
Geliebte Harfe, hast genug geträumt;
Nicht länger sollst du stumm zur Seite stehen,
Weil ich indeß im Liebesbann gesäumet.
Wie süße Ahnung oft beschleicht den Sinn,
So bebt ein Schauer über dich dahin. —

Warum ich denn so lang, so lang geschwiegen?
Wer glücklich je geliebt, wird Das nicht fragen;
Er weiß: sich an geliebter Brust zu wiegen
Ist süßer, als der Saiten Gold zu schlagen;
Ob auch der Lippe Kuß und Liebeslied
Zur selben Stund' ein güt'ger Gott beschied.

Als sehnsuchtsbang mit übervollem Herzen
Ich stand, und schaudernd vor der Zukunft Hallen
Verblutend still an hoffnungslosen Schmerzen
Den schwarzen Schleier sah herniederwallen:
Da war mir süßes Gift des Liedes Klang
In Schlaf zu wiegen heißen Lebensdrang. —

Der düstre Schleier riß entzwei, ich schaute
In ein unendlich sonnenhelles Land,
Besitz zu nehmen kaum mein Fuß sich traute,
Der zögernd erst beschritt der Schwelle Rand.
Der jähe Abgrund hinter mir versunken,
Und vorwärts, immer vorwärts eilt' ich trunken.

Heut steh' ich still und blick' umher. — Verschollen
Ist die Vergangenheit mit ihrem Grauen;
Fernab verhallt's wie matten Donners Rollen —
Das letzte Wetterleuchten — kaum zu schauen:
Bin ich es noch, die solche Nacht durchlebt,
Die jetzt in einem Meer von Freuden schwebt? —

Nicht halb und ärmlich ist das Glück gekommen,
Nicht Tropfen sind es, die's der Durstigen schenkt;
Nein, rings von Nektar ist das Heut umschwommen,
Und reicher wird die Zukunft noch getränkt.
O warnt mich nicht, daß: „zwischen Lipp' und Rand
Des Kelches schwebt der dunklen Mächte Hand.“

Wie stolz die Fürstin in Juwelen wühlet, —
Und Gold um Gold durch ihre Finger gleitet:
So sei'n, bis sich des Busens Gluth verkühlet,
Die goldnen Bilder vor mir hingebreitet,
Die hellen Scheins umkränzten jeden Tag,
Wo ich an des Geliebten Herzen lag.

Da ist der Rhein! — Auf seinen grünen Wogen
Gespiegelt, tanzen tausend kleine Sonnen;
Wir schauen, übern Kahnesrand gebogen
Froh ihrem Spiele zu: wie sie zerronnen,
  Und hinter uns von neuem aufgetaucht
  Ein leichter Wind sie hin und wieder haucht.

Die Berge stehn umkränzt von Wald und Reben
Und scheinen in die Weite uns zu laden;
Den Rauch des Schiffes sehn wir blau verschweben,
Das dort die Fluth drrchzieht auf fernen Pfaden.
  Ein Augenblickchen flüstert wohl das Herz:
  „Dahin, dahin möcht ich“ — doch ist's nur Scherz.

Was suchst Du unter andern Himmelszelten,
Und welche Wunder soll die Ferne zeigen?
Was Du des Schönsten auch aus allen Welten
Zusammenträgst, es ist der Lieb' zu eigen.
  Ja selbst der Wunsch, der eben leis getönt,
  Ist Würze, die das Leben Dir verschönt.

Still ward der Strom; mit dunkelgrünen Schatten
Des Ufers Linden weit hinüber greifen;
Wie Sommerfäden über Wiesenmatten,
Ziehn drüber hin die silberweißen Streifen;
  Die Sonne sinket, eine Purpurros',
  In Abendthau gehüllt ihm in den Schooß.

Es geht ein Schauer rieselnd durch die Wellen,
Die dunkelblau und halb in Purpurgluthen
Mit Gold gesäumt an unserm Kahn zerschellen.
Dann kommt die Nacht, der Mond begrüßt die Fluthen
  Und blickt auf unsre Fahrt herab so mild
  Und ernst, — doch nun leb' wohl, du liebes Bild!

Fort, zum geheimnißvollen Waldesgrunde,
Deß unbetretne grüne Tiefen mahnen
An jene alte zauberschwüle Kunde
Von Merlin liebbethört und Ninianen.
Dort blüht die Weißdornhecke Jahr für Jahr,
Doch schirmt sie heute ein getreues Paar!

Ein moosbewachsner Pfad führt ringsumbuschet
Zu räthselhaftem Ort; soll Mauer, Häuschen
Den Bau ich nennen, weiß ich kaum. Dort huschet
Das Häschen nur, das Vöglein und das Mäuschen.
Auch schöne Blumen stehn da und dabei
Ein Bänkchen, eben groß genug für Zwei.

Gelehnet an des laub'gen Hügels Rande
Liegt das Gemäu'r, von Eppich überdunkelt;
Wir selbst verborgen schaun, wie auf die Lande
Weithin die helle Sommersonne funkelt.
Den nahen Wandrer blendet scharfes Licht;
Er hört das Flüstern — lauscht — und sieht uns nicht.

„Die Ranke schau, geregt vom Abendhauche
Dran schimmern hell die glänzend schwarzen Beeren!“ —
Mein Liebster klettert hoch zum Brombeerstrauche,
Mit voller Hand seh' ich ihn wiederkehren.
Froh theilen wir der Wildniß herbe Kost,
Die uns erquickt wie süßen Weines Most.

In diesen stillen Waldeseinsamkeiten
Dünkt uns ein holdes Spiel das ganze Leben;
Wir sind den unschuldreinen Kinderzeiten,
Der heiligen Natur zurückgegeben:
Sie, die im starken Mutterarm uns hält,
Sie lehrt uns Dein zu lachen, Thörin Welt! —

Nun kam der Herbst. Im traulichen Asyle
Hell lodern schon des Heerdes rothe Flammen.
Beim Märchenbuch, beim lieben Saitenspiele
In stiller Dämmrung weilen wir beisammen;
Doch ist, daß noch des Lenzes Schein, erborgt,
Das Winterstübchen schmücke, schlau gesorgt.

In klarer Fluth, umschlossen von Krystallen
Drei Purpurfischchen auf und niederschweben;
Sie spielen keck mit Muscheln und Korallen; —
Orangen, Glockenblumen blühn daneben.
Ein Spielzeug ist's: doch aus dem Kinderwahn
Schaut's Dich wie ein phantastisch Bildchen an.

Oft liegt auf meinen Knieen aufgeschlagen
Das Buch, darein wir forschend beide sehen:
Und wahrlich, Wunder sind davon zu sagen,
Wie gründlich so wir lernen es verstehen. —
Was uns allein wohl starr und trocken schien,
Nun fließt es hin gleich Zaubermelodien.

Still ruht die Hand auf des Geliebten Locken;
Doch, lesen wir von Krieg und wildem Streiten,
Dann muß ein jed' Verhängniß ohne Stocken
Mit folgerechten Gesten sie begleiten;
Je wilder in dem Buch die Schlacht erbraust,
So schadenfroh wird Liebchens Haar gezaust;

Und redlich wird es wieder glattgestreichelt,
Wenn wiederkehrt dem Deutschen Reich der Frieden,
Wird gar im Buche selbst geküßt, geschmeichelt:
Wär's Sünde wahrlich, hätten Wir's vermieden.
Ja, aufgefaßt mit solcher Lebenskraft,
Unglaublich prägt sich ein die Wissenschaft.

Ob wohl der Mann, der jenes Buch gesponnen,
Mit tiefstem Ernst in Noten und Citaten
Uns ausgeschüttet seiner Weisheit Bronnen,
Als er beschrieb der Vorzeit große Thaten
  In Perioden meilenlang und hohl: —
  Ob Er der Leser Spaß geahnet wohl? — —

So brachte jeder Tag ein Liebesscherzen,
Und löſ't in Nebelduft die letzten Sorgen,
Die ahnungsschwer gelastet auf dem Herzen;
Die Hoffnung weckt' es auf an jedem Morgen,
  Und Abends wiegt' es ein der fromme Dank,
  Mit dem es still zu Gottes Füßen sank!

3.

Zu Anfang 1846 erhielt Kinkel endlich die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte, nachdem er fast zehn Jahre umsonst auf seine Beförderung, auf den Dank des Staates, dem er seine ganze Kraft widmete, geharrt hatte. Am 19ten Februar leistete er den Beamteneid in die Hand des Universitätsrektors.

Im Juli desselben Jahres bekam er durch Franz Kugler's Vermittlung einen ehrenvollen Ruf nach Berlin, verbunden mit Versprechen eines erhöhten Gehaltes, den er mit Freuden annahm. — Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Ein Jahr vor der Revolution entstand im Maikäferverein eine vollständige Erschlaffung. Es war ein Vorgefühl, wie das ästhetische Streben jetzt ein nichtiges sei, und eine große Zeit herantrete. Johanna verging fast vor Langerweile, wenn lyrische Gedichte vorgelesen wurden und war gleich Gottfried der Ruhe müde. Es schien ihnen Unrecht, nachdem der Verein zuletzt in ein gemüthliches Plauderstündchen ver-

sandet war, daran noch ferner Zeit und Mühe zu verschwenden. Daß sie Recht hatten, beweist die Thatsache, daß sich alle Menschen, mit denen sie damals lebten, 1848 als Nullen erwiesen oder auf die rechte Seite überschlugen. Kinkel gab jetzt ein Jahrbuch Rheinischer Dichter heraus, in dem er folgendes Gedicht hatte abdrucken lassen:

Männerlied.*)

„Weil wir denn versammelt sind
    Bei der Gläser Klingen,
Laßt der heil'gen Freiheit uns
    Dieses erste bringen:
Die wie Frühligsluft und = lust
Labt des Mannes starke Brust,
    Ihr vor allen Dingen!

Ach, ihr Weizen blühte ja
    Auch bei uns schon munter!
Doch es warf der fromme Schwarm
    Unkraut wieder drunter.
Mit dem guten Korn zuhauf
Wächst das Unkraut nun herauf
    Bunt und immer bunter.

---

*) Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung. Jahrgang 1847. Mit dem Bilde Karl Simrock's und 4 Kunstblättern. Herausgegeben von Gottfried Kinkel. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1847. — S. 415.

Laßt die alten Weiber sich,
Um den Himmel schelten!
Aber freie Männer wir
Lassen Das nicht gelten.
Gegen Dich, o Vaterland,
Sind uns Nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten!

Denket Alle denn zuerst
An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
Schaffen viel Beschwerde.
Haut sie ab, wenn treu Ihr seid,
Und erhebt mir keinen Streit,
Wie's da drüben werde!

Bruder rechts und Bruder links,
Reich' mir Deine Rechte!
Ob Du Zion oder Genf
Rufest im Gefechte;
Wendest Du Dein Haupt gen Rom,
Betest Du im Eichendom: —
Hasse nur die Knechte!

Weiß nicht, ob Dich oder mich
Dort der Teufel hole;
Doch hier schaffen wir vereint
Am gemeinen Wohle.
Hebt die Gläser frank und frei!
Nur auf Erden Freiheit! sei
Unsre Siegsparole."

Dies Lied war dem Berliner Hofe doch zu stark, als daß man wünschen konnte, den Dichter desselben in den Cirkeln der Hauptstadt geduldet und wohl gar gefeiert zu sehen. Bethmann-Hollweg schrieb an Kugler mit Entrüstung zurück: „Kinkel möge ruhig in Bonn verbleiben; nachdem Jener ein solches Gedicht veröffentlicht, sähe sich der Staat durchaus nicht veranlaßt, sich für des p. p. Kinkel schnelle Beförderung zu interessiren.“ Die Erbitterung der pietistischen Partei kannte keine Grenzen, und wieder wandten sich — par ordre de Mufti Eichhorn — Viele von Kinkel ab.

Mit seiner Schwester Johanna hatte sich Gottfried durch die unermüdlichen Bestrebungen seiner Frau wieder versöhnt. Erstere verkehrte von Nun an auf's Freundlichste mit ihrem Bruder, und versicherte Frau Kinkel in allen Briefen ihrer „aufrichtigsten Liebe und Freundschaft.“

Im Januar 1847 trat Kinkel in das Comitée für den Hospitalbau in Bonn ein. Zum Besten dieses Baues fand eine Kunstausstellung statt, und Kinkel, der hier gut zu „gebrauchen“ war, wurde zum Präsidenten des Direktoriums ernannt. Während eines ganzen Halbjahres lebte er fast ausschließlich den Geschäften dieser Ausstellung, und empfand noch einen harten Winter nachher bitter genug den dadurch verursachten Ausfall seiner Einkünfte. Man machte ihn wiederholt darauf aufmerksam, daß er sich von Professor Walter und dessen pietistischer Clique gebrauchen ließe,

da Jene den Hospitalbau nur zum Vorwand nähmen, um erst die barmherzigen Schwestern und dann die Jesuiten nach Bonn zu ziehen. Kinkel erwiederte wörtlich: „Das weiß ich. Wenn aber meine ärgsten Feinde etwas „wirklich Gutes thun, so helfe ich ihnen gern mit allen „Kräften. Jetzt ist Nichts dringender, als daß unsre „armen Kranken Pflege und Obdach erhalten. Sind „die Jesuiten die Eifrigsten, ihnen Dies zu verschaffen, „— gut, so helfe ich mit dazu!“

Damals pries Walter Kinkel's uneigennützige und unermüdliche Thätigkeit allerorten, solange — er ihn brauchte. Als aber 1849 ein großes Fest zu Ehren des vollendeten Hospitalbaues stattfand, gedachten diese Menschen mit keiner Silbe des gefangenen Dichters, und Walter war der Gefeierte, der Held des Tages; Walter, dem Kinkel seine Zeit und seinen Broderwerb aufopferte, während Johanna das vierte Kind unterm Herzen trug, und Beide so sehr des Geldes bedurften.

O es ist eine Sottise auf jedes Hohe, jedes edle Gefühl, jede Menschlichkeit — die Handlungsweise dieser Bonner Professoren! Durch tausend Ränke und Schliche strebte Walter jene Popularität zu erheucheln, die Kinkeln, der sie nicht suchte, auf dem graden Wege entgegenkam. Bis in den Spandauer Kerker hinein verfolgt Diesen der auf Neid begründete Haß seines Todfeindes, der sich bekanntlich — sowohl wie Oppenhof und Bauerband, deren Häuser Kinkel vor Demolirung

gerettet! — weigerte die Petition für das Leben des gefangenen Gegners zu unterzeichnen. „Es kann diesem Menschen niemals schlecht genug ergehen,“ sagte er damals in einer großen Gesellschaft der Bonner haute volée. Sonst vermag er sehr einnehmend zu sein, und spielt den Sanften, der nur aus Gerechtigkeitsliebe sich zur Grausamkeit zwingen muß. In seinen Collegien versteht er die Jugend entsetzlich zu verdummen oder seinen Hörern unvermerkt Machiavellistische Prinzipien einzuflößen. Kriechend demüthig gegen die höheren Stände, kennt er doch die Macht des Volkes zu wohl, um aus der Rolle der Herablassung plump herauszufallen. Er würde nie zu seinen Festen nicht-vornehme Leute mögen; aber er liebt es, in einer abgetrennten Volksversammlung als ein quasi Gott zu den Arbeitern niederzusteigen. — Kürzlich äußerte sich die Augsburger Allgemeine Zeitung günstig für Kinkel, indem sie den Werth seines Wirkens als akademischen Lehrers besonders hervorhob. Augenblicklich brachte die „Rheinische Volkshalle“ — das Organ Walters — einen widerlegenden Leitartikel, der ungefähr folgenden Inhalles war:

„Es ist so schmerzlich, wenn Alles um Gnade „bittet, daß der Gerechte nothgedrungen die entgegen„gesetzte Rolle spielen muß. Auch wir bedauern, aber „es ist unsere Pflicht darauf aufmerksam zu machen, „daß die Radikalen sich nur den Schein zu geben pflegen,

„als kröchen sie zu Kreuz*), um sich nachher desto „ärger zu rächen. Gerade Kinkel's Wirksamkeit hat „nur in einer zwölfjahrelangen Volksverführung

*) Wir haben doch höchstens die Gewalt gebeten, weil man die brutale Gewalt bitten muß: — aber Wer kroch denn?

„Eh' Euer stolzer Thron zerbricht,
Sprecht Gnädig doch: Es sei!
Wir bitten nicht, wir betteln nicht —
Wir fordern: Gebt ihn frei!“
Adolph Strodtmann.

Oder:

„Es sagt der Zorn: Verfallen war sein schuldig Haubt!
So ist sein Recht. Mit ihm will ich nicht rechten.
Doch Zorn gibt Tod, und erst die Gnade hat erlaubt,
Das Opfer lebend auf das Rad zu flechten.

„Ein kurzes Stoßgebet, drei Kugeln und ein Grab,
Das trägt ein Mann, er kann und muß es tragen....
Die Freunde brechen Blüten sich vom Hügel ab,
Die in des Toten Herz die Wurzeln schlagen.

„So straft der Zorn, nur so, mit einem Schlag versargt,
Und Zorn und Opfer seiner Kämpfe ledig;
Doch Gnade.... Gnade, die mit ihrem Schatze kargt..?
O, wer sie übt, der übe sie auch gnädig!

„Man soll nicht sagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weiheborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade!“

Max Waldau.

„bestanden. Der Herr wird aus dem unerschöpflichen „Meer seiner Gnade auch nicht ein Tröpflein nie„derfallen lassen auf eine Stätte, die der Gnade nicht „empfänglich ist!“

Diese Leute nennen freilich Verführung, Was uns Belehrung heißt. Aber jene Behauptung ist doch zu lächerlich, die Verläumdung zu absichtlich, als daß solche Artikel dem unglücklichen Dichter in der Meinung auch nur Eines Menschen schaden könnten. Wir haben selbst gesehen, wie Kinkel anfänglich einen durchaus orthodoxen Standpunkt einnahm. Dann kam die Periode der „Predigten“ *) bis zu seiner Entfernung vom theologischen Katheder, und die sind doch gewiß keine „Volksverführung!“ Endlich aber Kinkel's kunsthistorische und literaturgeschichtliche Thätigkeit wüßten wir mit den Behauptungen des Walter'schen Organs in gar keine Beziehung zu setzen. —

Redlich benutzte Kinkel die trübe Dämmerungszeit vor dem Freiheitsmorgen des Jahres 1848 zur Fortentwicklung seiner Ideen über eine sociale Neugestaltung unsrer Zustände. Er wartete den günstigen Augenblick des öffentlichen Auftretens ab, und suchte sich für größere Kämpfe vorzubereiten, die nicht auf sich warten ließen. Daß er seinen Beruf kannte und sein Schicksal nicht fürchtete, zeigt schon folgendes Gedicht von Eminus,

*) Verlag von F. C. Eisen. Köln 1848.

das er beziehungsvoll seiner herrlichen Sammlung Rheinischer Gedichte und Erzählungen vorandruckte:

Confessio.*)

Auch uns erschien im Traume der Gott der Zeit,
Und mahnt' uns: „Hört Ihr die Stürme der Zukunft nahn?
Ihr sollt's nicht hindern, aber retten
Sollt Ihr das edelste Gut der Menschheit!

„Sie werden Mein vergessen im Sturmesdrang —
Ihr sollt die Flamme wahren im Heiligthum!
Sie werden hassen — lehrt sie lieben
Und das Geheimniß des Geistes achten!

„Voranzugehn in blutige Riesenschlacht
Sind längst von Mir schon Andere ausgewählt;
Sie werden fallen — Ihr sollt leben,
Künftigen Göttern die Zukunft bauen.

„Doch wenn das Herz Euch trifft ein verirrter Pfeil,
Dann faltet fromm die Händ' auf der treuen Brust,
Daß, die des Weges wallen, sagen:
Seht, der Gefallene war ein **Priester**!"

---

*) Vom Rhein. S. III.

In dem vorhin mitgetheilten „Männerliede“ und der Charakteristik des Maler's Karl Hübner*) hatte Kinkel bereits vor dem Volke seine Freiheitsideen zu verkünden gesucht. Als aber im Januar 1848 der vereinigte Landtag die Beibehaltung der Todesstrafe beschloß, da wagte Gottfried Kinkel in heißer Gluth die Entrüstung seines Herzens auszusprechen, welches sich gegen das barbarische Institut der Todesstrafe empörte, und zürnend sang er das Lied:

*Τὸ αἷμα αὐτοῦ ἐφ' ἡμᾶς!***)

„Weh', es geschah! Des Heidenthumes Fluch
Wie lange bringt den Enkeln er Verderben?
Mit Christenhand in des Gesetzes Buch
Einschrieben sie: „Es soll der Sünder sterben!
Nicht schwinde vom Gefild der Rabenstein,
Wir wollen's nicht: es sollen Henker sein,
Des Reichs Purpur mit Blut zu färben!“

Nur Einen Tag, nur Einen ward's bedacht —
Wie sicher sie auf ihrem Sinne ruhten!
Sie dachten, o, nicht an die lange Nacht
Mit ihren gräßlich schleichenden Minuten,
Die Den umschnürt, dem in die dunkle Haft
Der Spruch erscholl: „Mitten in Lebenskraft
Morgen beim Tagsgraun sollst Du bluten!“

---

*) Vom Rhein. S. IX.

**) Den Armen! Album von C. O. Sternau. Köln 1848 S. 83 ff.

Und wieder auf die Kirche ward's gebaut,
Die sie erniedrigt zu des Reiches Dirne —
Sie, die noch jung als unbefleckte Braut
Zuerst vom Henker abgewandt die Stirne!
Die heil'ge spricht: „Nicht will ich Blut und Tod!"
Waren sie fromm, sie hörten ihr Gebot
Herunter von des Oelberg's Firne

Nur Einer lebt: er rauscht in Waldespracht
Wie in des Saatfelds goldenschwerem Glanze.
Er sprengt das Eis und scheucht des Winters Nacht,
Er haucht den Frühling — und es lebt die Pflanze,
Es spielt das Thier in goldner Sonnenlust,
Es drückt das Weib den Säugling an die Brust;
All' Leben webt sich Ihm zum Kranze —

Er zieht zurück den Hauch, und seelenlos
Zerfällt des Leuen Kraft, der Baum im Laube,
Der müde Mensch sinkt in der Erde Schooß,
Andern Lebend'gen wird sein Leib zum Raube.
An's Ohr schlägt Euch im Wetter Sein Gebot:
„Bei Mir allein ist Leben oder Tod,
Bei Euch nicht, die Ihr selbst von Staube!"

O Deutsches Herz, vor allen Völkern mild,
Hörst Du, wie sie mit hartem Wort Dich trafen?
„Das **Volk** will Blut — sei denn sein Durst gestillt!"
So sprachen die Gelehrten und die Grafen.
Mein Volk, sie haben Dich vor Gott verklagt,
Aus Einem Mund sei ihnen widersagt —
Mein Volk, Du sollst sie Lügen strafen!

Ruf's laut: Solang' Ein Stück vom Freiheitshort,
Vom Eisen, nicht dem Erdschooß ward entrissen,
Solange Schlang' und Krokodill noch dort
Im Schlamm sich wälzt und Urwaldsfinsternissen,
Solang' Ein Christenweib verzweifelnd stöhnt,
Weil des Osmanen wüster Lust sie fröhnt,
Dürfen wir keines Mannes missen!"

Spreng' ab, mein Volk, von Dir auf sie dies Blut,
Du hast gehört, wie selber sie gesprochen
Mit kühnem Mund und mit getrostem Muth:
„An Uns nur sei der Sünder Tod gerochen!"
So laß sie einstehn für ihr trotzig Wort,
Und nur Ein Tropfen fall' auf sie hinfort
Von Jedem, der das Beil verbrochen!

Ich weiß, noch Manchem wird der Tropfen schwer!
Es wird auch Dich Dein Stündlein nicht verfehlen,
Dann schaust Du blasse Schemen um Dich her,
Bang wirst Dein Haupt Du in die Kissen hehlen.
Doch frommt Dir nicht Gebet und Sakrament!
Sie sind's, die Du vom Leben hast getrennt,
Die fordern von Dir ihre Seelen.

Sie schwebt heran, die Kindesmörderin:
Fluch wurden ihr der Mutterfreude Gnaden.
Dein Wort gab ihr den Tod; nun irrt sie hin
Auf den von Geistern selbst gemiednen Pfaden.
Es träuft aus des verschnittnen Haares Wirr'n
Wie Schwefeltropfen Dir auf's kranke Hirn
Ihr Blut, — Du hast's auf Dich geladen! —

Des Wilddiebs Sohn mit zorngekniffnem Mund,
Mit Augen tritt er her, die Dich durchbohren;
Der von des Försters Blei im Waldesgrund
Um einen Hirsch den Vater hat verloren.
Statt seines Rechtes ward ihm Feindes Hohn:
Blutrache für den Vater schwur der Sohn,
Blutrache — wie Ihr selbst geschworen!

So kam die Nacht, das Mondlicht stand so blaß,
Da trafen sich die todesgrimmen Beiden;
Durchbohrt warf er den Erbfeind in das Gras,
Dann ging er starr und stumm den Tod zu leiden.
Den Tod gabst Du ihm — und sein Schatten naht;
Entsetzliches Geleit auf dunklem Pfad,
Lauert er heut auf Dein Verscheiden! —

Sie waren arm dort in dem rauhen Thal,
So eifrig Jeder fremdem Dienste schaffte;
Es flossen Tag um Tag in gleicher Qual,
Derweil ihr Herr das Gold zusammenraffte.
Wohl war er reich — er wollte reicher sein:
Er maaß die Arbeit groß, die Löhnung klein,
Bis dann ihr letzter Muth erschlaffte.

Die Väter sahn der Kinder grimme Noth,
Sahn ihre Weiber wanken zu dem Grabe;
Sie traten vor ihn, und begehrten Brod,
Nur bittend — und er weigerte die Gabe.
Da kamen sie zuhauf um Mitternacht:
Es glomm der Zorn, die Flamme ward entfacht,
Und fraß ihn auf mit seiner Habe.

Du griffest Einen, gabst ihn hin dem Beil
Als Opfer für die schwächeren Genossen.
Nachstarb sein Weib, die Tochter beut sich feil; — —
Ihn aber hält nicht Gruft noch Sarg verschlossen:
Er reckt sich auf an Deines Bettes Fuß,
Und winkt hohläugig Dir den Todesgruß — —
Das ist das Blut, das Ihr vergossen!

Hinweg, Ihr Schatten! — Nein, sie rufen Dir,
Mein Volk! Blick' an den Jammer ohne Namen,
Fall' in den Arm des Henkers roher Gier,
Gieb nicht zum zweiten Mord Dein heilig Amen!
Sprich Du, mein Volk, ein menschlicher Gericht!
Mit Deinen Schriftgelehrten rufe nicht:
„Auf Uns dies Blut und Unsern Samen!""

Siebentes Buch.

Die neue Heimath.

Bonn.

Februar 1848 bis Februar 1849.

1.

So kam der sechsundzwanzigste Februar 1848.

Die Kunde vom Ausbruch einer Revolution in Paris verbreitete sich wie ein Lauffeuer nach Deutschland, ohne im ersten Augenblicke genug zündfähigen Stoff für eine Explosion zu finden. Die alten Hoffnungen streckten nach und nach ihre Hände fromm gefalten und bittend aus tausend und tausend Herzen empor, man sann nach über die Form, unter der sich etwa den Fürsten einige Freiheiten abbetteln ließen; aber der Gedanke einer That erwachte nur in wenigen besonders Beherzten oder besonders Unglücklichen. Ehe der Ausgang des Pariser Kampfes feststand, blieb schlechterdings Alles im alten Gleise und Niemand wollte sich durch eine Voreiligkeit compromittiren. Nicht auf das Volk, sondern auf die Fürsten wirkten die Nachrichten wie ein elektrischer Schlag: Paris, die Sturmglocke des Continents, war in Bewegung, Brand an der Seine bedeutete Brand an der Donau, der Spree und der Isar . . . . . man sollte wirklich meinen, daß das böse Gewissen ein besserer Leiter sei, als alle Tele-

graphendrähte der Welt. Das Volk wartete, wie es immer gewartet, aber die Fürsten zuckten zusammen, sie waren es, deren Schwäche, deren Verzagen endlich selbst den Petitionen — bei diesen blieb es ja noch vier Wochen lang — eine Spitze gab und den Bitten die Gestalt von Forderungen aufprägte. Sie verzeihen Das nicht, sie fühlen, daß wir sie in ihrer Hinfälligkeit gesehn, sie fühlen, daß wir um das Bewußtsein, das sie beben macht, wenigstens wissen könnten. Das verzeihen sie nun und nimmer.

Von diesem Standpunkte aus müssen alle nachmärzlichen Thaten, die von den Fürsten ausgehn, beurtheilt werden. Sie hatten sich eine Blöße gegeben und damit anerkannt, daß sie weder die einzige Macht im Staate, noch überhaupt im Rechte seien: sie hatten sich gefürchtet. Zugleich aber hatte sich auch herausgestellt, daß es dem Volke nicht um eine durchgreifende Revolution zu thun sei: es machte vor den Thronen Halt, und begnügte sich damit, die Kronen dem Volke gegenüber Zwangshonneürs machen zu lassen. Man ging sogar so weit, für jedes vage Versprechen, das den „Angestammten“ abgepreßt worden, sofort zu illuminiren. Man ließ sich Freiheiten **bewilligen!** Das ist die glorreiche Märzrevolution, von der so viel Wesens gemacht wird.

Die Könige wären bügelfester als je, wenn sie sich damit begnügt hätten, von der Erfahrung: „wie das deutsche Volk Revolutionen macht“ Notiz zu nehmen

und ihre lieben und getreuen Unterthanen, die es ja doch nicht so schlimm gemeint, mit einigen Honigkuchen abzufüttern. Man hätte ihnen mit der Zeit schon die Unruhstifter, die Normalwühler abgeliefert. — Aber sie dachten daran, daß das Volk sie schwach gesehn, und daß das Volk seinerseits von dieser Erfahrung gelegentlich Notiz nehmen könnte, — sie wollten ihre Kopflosigkeit am Volke rächen: hierin liegt der Keim der nächsten Revolution. Sie waren nur gehaßt, jetzt sind sie verachtet. Es ist nun endlich klar geworden, daß Volk und Fürst in keiner Weise mit einander gehn können, daß es keine Versöhnung giebt; denn die Fürsten rächen sich sogar dafür, daß man sie geschont, als sie besiegt waren. Dynastie **oder** Volk! Das ist die Frage, welche die nächste Zukunft beantworten muß. Sie ist in blutigen Lettern von den Fürsten zur Disputation angeschlagen worden, sie haben den Kampf herausgefordert: — haben sie denn, Was sie wollten!

La revolution marche! Ça ira!

So kam der 26ste Februar 1848. Johanna Kinkel saß auf ihrem Zimmer, und hatte wieder die „Romanze von einem deutschen Weibe“ aufgeschlagen, welche

Gottfried ihr zuerst mittheilte, als sie mit ihm vor fünf Jahren den Rhein hinauffuhr. Langsam ließ sie alle Bilder einer reichen Vergangenheit vorübergleiten, und versenkte sich ganz in die Erinnerung ihrer Kämpfe um den Geliebten und den Sieg einer heiligen Minne.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und die Schwester des verbannten J. Venedey trat ein.

„Wissen Sie's schon?“ rief sie mit leuchtendem Blick. „In Paris ist die Revolution entfesselt, und der Kampf wüthet in allen Straßen. Das Volk siegt!“

Johanna sprang stürmisch empor. Einen Augenblick heftete sie das Auge träumend in's Weite, indem sie die Stirn an die kalten Fensterscheiben preßte. Ihr ahnte: diese Revolution würde ihr stilles Familienglück zertrümmern; denn Männer wie Gottfried gehörten in den Kampf. Dann aber wandte sie rasch das Haupt, und sprach in begeistertem Tone:

„Und Der dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen,
Sie wird nicht sagen: Bleib!“ — —

Am 20sten März kam das Patent des Königs vom 18ten d. M. in Bonn an. Der Jubel kannte keine Grenzen. Alles verließ die Häuser, und strömte auf den Marktplatz. Eine mächtige schwarz-roth-goldne Fahne in der Mitte, zogen die Bürger im Triumphzuge durch die Straßen der Stadt, holten den alten Ernst Moritz Arndt, den Geheimrath v. Sybel und den

Professor Dahlmann aus ihren Wohnungen, und faßten endlich vor dem Rathhause Posto.

Unter dem Zuruf des Volkes bestieg Kinkel den Söller des Stadthauses, und hielt das Deutsche Banner hoch in die blauen Lüfte. Sein Auge flammte, sein Antlitz glühte, als er dem Oberbürgermeister Oppenhoff die Fahne überreichte, und mit erhobener Stimme, während ein jedes Aug' an seiner Lippe hing, folgende Anrede hielt:

„Männer! Bürger! Brüder!

„Beginnen wir, indem wir mit entblößtem Haupte dies Banner grüßen, das ein Zeichen ist von der Majestät Deutscher Nation!

„Und nachdem Ihr Dies gethan, so deckt Euer Haupt wieder mit dem freien Hut, denn dieser Tag giebt Euch das freie Wort und in ihm die Gewißheit, daß Ihr von heut an freie Männer sein werdet!

„Herr Oberbürgermeister! Ich rede zu Ihnen im Namen dieser Bürger: der Bürger dieser Stadt, der Bürger der Universität, welche nicht mehr geschieden sind. Es ist mir die Ehre zu Theil geworden, Ihnen als Dem, welcher für unsere Stadt der Vertreter der höchsten Staatsgewalten ist, dieses Banner zu überreichen.

„Der Sinn dieser Ueberreichung ist, daß wir Alle auch noch heut — und heute mehr, als je — gewillt sind, im Bunde mit den rechtmäßigen Gewalten des Staates Das durchzuführen, wozu diese Fahne uns

auffordert: nämlich, im Bunde mit den rechtmäßigen Gewalten die Freiheiten, die wir schon jetzt errungen haben, mit starker Faust und wachsam zu schirmen; dann aber, im Bunde mit diesen Gewalten, Das, was wir heut' erst als Versprechen besitzen, zur That und zur Wahrheit zu führen.

„Und so lass' ich Dich flattern, du Deutsches Banner! Du sollst alle Stämme unseres Blutes sammeln unter Dir! Du sollst rauschen über allen Meeren! Du sollst ein Zeichen der Liebe sein, das alle Gedrückten, die noch unter uns sind, durch Recht und Bildung den Weg führt, daß Jeder Theil gewinne an dem Bürgerglück, welches heut über uns aufgläuzt!

„Ich schwinge die Fahne gegen Westen. Dort wohnen zwei starke Völker, welche zuerst der Freiheit eine Gasse brachen in Europa: Engländer, Franzosen. Wir fürchten sie nicht; denn von heut an fürchtet der Deutsche Nichts mehr. Aber wir sind, wenn sie es wollen, des Sinnes, mit ihnen zu leben in herzlichem und ehrlichem Frieden!

„Ich schwinge die Fahne gegen Norden, und grüße mit ihr den kernhaftesten deutschen Staat: unser großes Preußen. Heute flattern diese Farben über ganz Preußen; heute — Dank dem großartigen Entschlusse unseres Königs wehen sie auch über der Ostsee, über Königsberg und Marienburg, schauen sie stolz und fest dem weißen Adler Polens in's Antlitz, dem schwarzen Rußlands. Auf denn, o Banner, im Bund mit

unserem Adler, und wehe ihm zu aus Deinen Falten: Vorwärts, Adler, und unverwandten Auges immer zur Sonne!

„Ich schwinge die Fahne gegen Süden, und grüße mit ihr die Deutschen Brüder, die vor uns, uns zum Heile, die Freiheit errangen!

„Ich schwinge die Fahne gegen Osten. Völker sind dort, die noch nicht des Tages sich freuen, der uns winkt, Völker ohne Freiheit. Keine Furcht auch vor ihnen! Du aber, o deutsches Banner, sollst ihnen Morgensonne sein, sollst ihnen voraufleuchten im Kampf um Das, was des Menschen Recht ist, und was ihnen gebührt wie uns!

„Es werde wahr, was der König gesprochen hat: es werde aus dem Staatenbund ein Bundesstaat! Ich hebe die Fahne, und rufe: Es lebe das große, unvergängliche, durch unsere Eintracht heilige Deutsche Reich!"

Schon während er sprach, hatte der Jubel und die Begeisterung des Volkes oft den Redner unterbrochen; als er nun aber geendet, da brach ein Beifallssturm aus, wie ihn noch nie das alte Rheinland gehört.

„Doch in dem wilden Beifallsrufen
Neigt sich der Held, und geht die Stufen
Hinab so ruhig, wie er kam."

Der Oberbürgermeister verstand sich, nachdem er das Banner aus den Händen Kinkel's empfangen, zu folgender Anerkennung des fait accompli, die komisch

genug mit dem Vorhergehenden contrastirte, und — noch komischer! — gleichfalls vom Volke beklatscht wurde:

„Im Namen der Bürgerschaft nehme ich die Fahne an — sie hat uns noch gefehlt. Lange als Idol Deutscher Kraft und Einheit schwärmerisch von allen Deutschen geliebt, hat sie verborgen bleiben müssen. Heute tritt sie frei auf, begleitet von Gewährungen und Garantieen, die so lange der Inbegriff allgemeiner, zurückgedrängter Wünsche waren, die uns jetzt die bessere Zukunft erschließen.

„Möge die Fahne die echte Mitte zwischen allen Bannern, die in Deutschlands Gauen wehen, behaupten als Symbol echter Dentscher Einheit und Kraft, mögen die Herzen aller Deutschen immer bei ihr sein! So bringe ich denn ein dreimaliges Hoch dem gesammten Deutschen Vaterlande, dem Könige, der uns eben die Güter und Rechte, wonach wir uns so lange gesehnt, gewährt hat. Hoch!“

Man wird wenigstens nicht sagen können, daß ein Mann, der am 20sten März 1848 eine solche Rede hielt, inconsequent gehandelt hat, wenn er sich bald nachher wieder offen der Reaktion in die Arme warf.

Nachdem die Liedertafel „Concordia“ das Lied „Des Deutschen Vaterland“ gesungen, hielt E. M. Arndt eine kurze Ansprache an seine Mitbürger, bei deren Schluß Dahlmann auf ihn zutrat, und ihn Angesichts des Volkes umarmte. Dann gab Jenem die Versammlung — auf

Vorschlag des Oberbürgermeisters — das Ehrengeleit nach Hause, und man trennte sich jubelnd und singend, als der Abend hereinbrach.

Allgemeine Illumination und ein herrlicher Fackelzug, der sich dem Hause Arndt's zubewegte, beschlossen diesen ersten und letzten Tag der Freiheit des Rheinlandes.

2.

Von nun an betheiligte sich Kinkel nicht allein an jeder freiheitlichen Bestrebung seines Volkes, sondern er wurde auch bald der erste Führer der Demokratie in den Kreisen Bonn und Sieg. In den letzten Jahren vor der Märzrevolution hatte er sich mit den Zuständen des Volkes, mit den Gesetzen des Rheinlandes und namentlich mit dem Elend der sogenannten niedern Volksschichten vertraut gemacht, und suchte jetzt mit aller Kraft an der Verbesserung dieser zahllosen Uebelstände mitzuhelfen. Zu dem Ende stiftete er bald nach der Revolution einen „Handwerker-Bildungsverein," in welchem er als Präsident mit der größten Aufopferung die gediegenste Besprechung aller Handwerker-Interessen einleitete, und zugleich jeden Donnerstag in dem Lokale dieses Vereines populäre Vorträge über Leben und Geschichte des Rheinlandes hielt, zu denen der Eintritt Jedem freistand. Mit der größten Aufmerksamkeit horchten die Bürger bis zum ärmsten Proletarier hinab seiner Rede, die Pfeife verlosch und noch lange nachher

saß die Versammlung lautlos, in tiefe Betrachtung versunken, wenn der „Professor“ von der Hermannsschlacht erzählte oder von den Kämpfen der Städte und Bürger gegen die trotzigen Raubritter oder herrschsüchtigen Bischöfe einer vergangenen Zeit.

Schon am 19. April hatte Kinkel ein Wahl-Programm der Volkspartei abgefaßt, und mit mehren Bürgern unterzeichnet. Wir sehen aus diesem politischen Glaubensbekenntniß, wie Kinkel schon damals sich der Opposition gegen die Regierung anschloß, und keineswegs das blinde Vertrauen seiner Mitbürger theilte, welche noch auf eine friedliche Lösung der socialen Frage hofften. Trotzdem hielt er für Preußen die Idee der constitutionellen Monarchie fest, da er nicht einen Kampf aufnehmen wollte, für den im Augenblick weder bedeutende Sympathie, noch Hoffnung auf Erfolg vorhanden war. Männer von klarem Geist und praktischem Sinn wie Kinkel versuchen nie eine Republik ohne Republikaner zu machen.

Wahl-Programm.

Ansichten einiger hiesigen Volksfreunde über die volksthümliche Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse in Deutschland und in Preußen.

An die Wahlberechtigten des Kreises und der Stadt Bonn.

Von zwei Seiten findet eine Berufung an das Volk Statt. In Frankfurt und in Berlin sollen Vertreter des Volks zusammenkommen, um ein neues

und festes Staatsgebäude zu gründen, dort für das zur Einheit erwachte ganze Deutschland; hier für Preußen.

In dieser Berufung an das Volk liegt das Anerkenntniß seiner Mündigkeit und seiner Berechtigung, an die Stelle der umgestürzten öffentlichen Zustände zeitgemäße und haltbare zu setzen.

Das Volk muß sich klar bewußt sein, daß es, vermöge der ihm innewohnenden Machtvollkommenheit, allein im Stande ist, das Vaterland zu retten. Deßwegen soll es seinem Willen durch freie Wahl unabhängiger und befähigter Vertreter eine laute und unverfälschte Stimme geben. — Die Wahlberechtigten müssen und werden sich allenthalben auf dem **rein** demokratischen Boden halten. Sie müssen darüber wachen, daß ihnen dieser Boden nicht unter den Füßen schwinde. Sie müssen vor solchen neuauftauchenden scheinbaren Volksfreunden auf der Hut sein, welche bisher ihren Nacken sklavisch unter das Joch der gestürzten Beamtenherrschaft und Willkür gebeugt haben, damit dieselben nicht später, wenn sie oder ihre Schützlinge zu Abgeordneten gewählt werden, ihre Stellung dazu mißbrauchen, den abgeschüttelten Druck wieder herzustellen. Sie dürfen nicht zugeben, daß Ehrgeizige, Eigennützige und Solche, denen ihr Gold für das Höchste gilt, die Stimmen erschleichen, um dem Interesse einzelner Klassen zu dienen, oder gar ihren ehren-

vollen Auftrag zum eignen Vortheil auszubeuten und darüber das Wohl ihrer Mitbürger hintanzusetzen.

Vielmehr möge daher jeder Wahlberechtigte, der es aufrichtig und gut mit Deutschlands Freiheit und Zukunft meint, nur solchen Männern seine Stimme geben, welche durch ihr früheres Verhalten Bürgschaft dafür geleistet haben, daß sie im Wesentlichen zu denjenigen Grundsätzen sich bekennen, und diejenigen Gewährungen als Rechte des Volks in Anspruch nehmen, welche im Folgenden ausgedrückt sind:

1. Die Volksvertretung hat die ungeschmälerte Befugniß, das Staatsgrundgesetz festzustellen. Jedoch wird für Preußen die constitutionelle Monarchie festgehalten.

2. Die ganze Volksvertretung wird von dem Volke gewählt. Wahlberechtigt und wählbar sind alle großjährigen Staatsbürger, welche ihr Bürgerrecht nicht durch Richterspruch eingebüßt haben, ohne Rücksicht auf den Steuersatz. Die Wahlen sind direkt, das ist: unmittelbar. Die Volksvertretung hat das Recht, Gesetzesvorschläge zu machen und zu Gesetzen zu erheben. Sie entscheidet nach einfacher Stimmenmehrheit. Die Minister sind der Volksvertretung verantwortlich.

3. Die Bevormundung der Gemeinden wird aufgehoben. Die Gemeinde verwaltet ihre Angelegenheiten und ihr Vermögen selbst und wählt auch selbst ihre Gemeindebeamten. So den Bürgermeister, den

Gemeinderath, den Einnehmer der Gemeindesteuer, die Polizeibeamten, Flurschützen u. s. w.

4. Alle Staatsbürger haben das Recht der freien Vereinigung und Versammlung. Ebenso das Petitionsrecht.

5. Die Presse ist völlig frei, ohne alle vorbeugenden Beschränkungen: durch Concessionen, Cautionen, andre als gerichtliche Beschlagnahmen u. s. w.

6. Alle Beschränkungen der Freiheit von Personen und Eigenthum werden aufgehoben. Die persönliche Freiheit wird gegen polizeilichen Eingriff durch das Gesetz gesichert. Ferner gehören hierher Unverletzlichkeit des Hausfriedens und des Briefgeheimnisses; Abstellung des Portozwangs, des Jagdrechts Weidrechts und Dergleichen.

7. Sobald die Verfassung feststeht, wird das Militär auf dieselbe vereidet. Die stehenden Heere gehen in eine allgemeine Deutsche Volkswehr auf. Bei gesichertem Frieden werden sie vermindert bis auf einen Kern, der zum Unterricht des Volkes im Waffendienste nöthig ist. Die Volkswehr wählt ihre Führer selbst.

8. Es werden gesetzlich begründet: Unabhängigkeit der Rechtssprechung; Sicherstellung gegen Verweigerung des Richterspruches; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens; Schwurgerichte in Strafsachen, namentlich bei politischen und Preßvergehen; Abschaffung der Todesstrafe und aller die Menschenwürde schänden-

den Strafarten; Aufhebung alles und jedes eximirten, das ist: Ausnahme-Gerichtsstandes.

9. In Bezug auf Erlangung von Anstellungen stehen alle Staatsbürger sich gleich. Alle Standesvorrechte, die nicht bloße Ehrenrechte sind, hören auf.

10. Die Steuern werden gerecht nach dem Maaß vertheilt, wie Jeder sie zu zahlen im Stande ist. Die Steuerfreiheit von bisher bevorrechteten Grundstücken hört auf. Es fallen weg alle Abgaben, welche den innern Verkehr Deutschlands hemmen, die Gewerbe und und die Landwirthschaft übermäßig belasten, den Lebensunterhalt der Unvermögenden vertheuern und verkümmern, als da sind: Binnenzölle, Zehnten, Frohnden, Verbrauchssteuer auf allgemein unentbehrliche Lebensmittel u. s. w. Es wird statt dessen eine Vermögens- und Einkommens-Steuer eingeführt, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher diese steigen, desto größere Procente als Steuer entrichtet werden sollen.

11. Gesellschaften, welche in ihrer Hand unveräußerliches Grundeigenthum anhäufen, sollen durch das Gesetz auf ein bestimmtes Maaß desselben beschränkt werden. Majorate und Fideicommisse werden aufgehoben.

12. Der Staat fordert von jedem Bürger gleiche Pflichten und erkennt jedem Bürger gleiche Rechte zu, ohne nach dem religiösen Bekenntnisse zu fragen.

13. Der Staat ist von der Kirche, die Kirche vom Staate unabhängig.

14. Lehre und Unterricht dürfen von Jedem an Alle ertheilt werden. Aber der Staat verpflichtet sich, jedem Kinde den zum Bürgerthum nöthigen Unterricht zu sichern.

15. Die Lehrer an den untern und mittlern Schulen werden ausreichend besoldet. Dagegen wird das Schulgeld abgeschafft.

16. Die Diener des Cultus werden angemessen dotirt. Dagegen werden die Stolgebühren abgeschafft.

17. Die Zahl der Beamten wird möglichst beschränkt. Die übermäßigen Gehalte, Pensionen, Apanagen u. s. w. werden theils vermindert, theils abgeschafft.

18. Dagegen wird eingeführt eine wohlfeile Verwaltung, die, wo es thunlich, aus freigewählten Volksmännern besteht.

19. Es werden alle rechtlichen Mittel angewendet zur Hebung der Landwirthschaft, der Gewerbe, des Handels, der Wissenschaft. Um diesen Zweck zu erreichen, werden die mangelhaften Gewerbe-Ordnungen umgeschaffen, Leih-Cassen für Ackerbau und Gewerbe errichtet; ein besonderes Ministerium für die Arbeit eingesetzt. Der Staat trifft Fürsorge, daß den redlichen Arbeitern, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden sind, ihr Lebensunterhalt gesichert sei.

20. Vermöge allgemeinen Deutschen Staatsbürgerrechtes, kann jeder Deutsche sich nach freier Wahl in

jedem Deutschen Staate niederlassen. Im Auslande hat jeder Deutsche Anspruch auf den Schutz des nächsten Deutschen Gesandten.

21. Das Recht auszuwandern wird ohne Beschränkung anerkannt. Die Auswanderung wird zur Nationalangelegenheit erklärt und unter den Schutz des Staates gestellt.

22. Die höchsten Opfer werden aufgeboten, um unverzüglich eine Deutsche Seemacht zu gründen.

23. In ganz Deutschland wird eine gleichmäßige Gesetzgebung eingeführt hinsichtlich des Privatrechts, des Strafrechts, des Gerichtsverfahrens, des Wechselrechts, des Handels und Verkehrs, der Münze, des Maaßes und Gewichtes, der Zölle, des Paßwesens, der Post und der Eisenbahnen.

24. Deutschland erhält eine einheitliche Reichsgewalt, welche das Reich durch ihre Gesandten gegen das Ausland vertritt, und, um stark zu sein, über das Deutsche Heer und die Deutsche Flotte gebietet. Damit bei den Wahlen und in der Reichsverwaltung Einheit möglich sei, wird das vereinigte Deutschland, durch friedliche Verständigung, in Kreise, ohne Rücksicht auf die Grenzen der Einzelstaaten, abgetheilt.

Vorstehende Artikel erkennen wir als unsere Grundsätze an.

Bonn, den 19. April 1848.

R. Biesing. H. J. Breuer. W. Cosmann. C. Hagen. Fr. Kamm. G. Kinkel u. s. w.

Daß die demokratische Partei für diesmal *mit* ihrem Programm nicht siegen konnte, lag in der Natur der Sache. Gab es doch zu jener Zeit noch gar keine Institutionen, welche die Volkspartei zu einer geschlossenen Phalanx vereinigten, und hoffte man ja überall, daß die Majorität der Abgeordneten in Frankfurt und Berlin die Stimme der Wähler nicht verachten würde! —

Kinkel begriff bald die Nothwendigkeit, seine Partei zu consolidiren und zu einer verläßlichen Macht gegen die Uebergriffe der Reaktion umzugestalten. Zu dem Zweck erließ er am 27. Mai mit mehren Bürgern einen Aufruf zur Gründung eines „demokratischen Vereines," der allgemein den lebhaftesten Anklang fand. In der kurzen Frist eines Vierteljahres stieg die Zahl der Mitglieder dieses Vereines von 15 auf mehr als 700 tüchtige Männer, und schon am 13. Juli errang diese Partei den glänzendsten Sieg über ihre Gegner.

Der Central-Bürgerverein zu Bonn, ein Institut der conservativen Partei, hatte nämlich durch einen Ausschuß folgenden Antrag an die Bewohner Bonns gestellt:

„es solle sich die Stadt bei der Nationalversammlung zu Frankfurt nicht allein gegen die Republik, sondern auch gegen die Einführung aller republikanischen Formen feierlichst verwahren."

Diese Demonstration war zunächst gegen den demokratischen Verein gerichtet; man glaubte noch durch rasches Handeln das Princip der Freiheit unterdrücken und die muthigen Kämpfer einschüchtern zu können. Diese zweifelten selbst an einem Siege über die Gegner, welche all' ihre Professorenweisheit aufboten, um jene Adresse durchzubringen.

Unter dem Präsidium des mehrfach erwähnten Professors Walter, sprach zuerst der Antragsteller einige nichtssagende Worte zu Gunsten seines papiernen Kindleins. Ihm erwiederte der Stud. med. Pappenheim, accompagnirt von dem Pfeifen und Schreien der Rechten, die, wie gewöhnlich, durch Lärmschlagen sich mit Händen und Füßen gegen die unsichtbare Macht des Gedankens wehrte.

Dann bestieg Professor Welker die Tribüne. Zur Einleitung bat er um Ruhe, die ihm leicht bewilligt ward, da die Linke sich hier — von Kinkel geleitet — nur der geistigen Waffen bediente, und gern jede Ansicht der Gegenpartei in Erwägung zog. Welker flüchtete sich in das Gebiet der Geschichte, und meinte: die Republik müsse als das Resultat des „gemäßigten Fortschritts" und der „historischen Entwicklung" allmälig im Laufe der Zeit angebahnt, nicht aber in unserer Zeit eingeführt werden. Er verglich ihr Kommen mit dem Wachsthum eines Kindes, und suchte medicinisch zu beweisen, wie dasselbe nicht auf einmal groß sein, wie man seine Glieder nicht

auseinanderrenken könne. Man müsse sich endlich um so sorgsamer vor der Republik hüten, als der Socialismus ihrer mit Sehnsucht harre, und die Gefahr vor der „rothen“ Republik dasei! Principiell also zeigte Welker ebenfalls Sympathie für die Republik.

Hermann Hersch — derselbe Hersch, welcher nach wenigen Monaten von der äußersten Linken zur reaktionairen Partei hinüberlief — protestirte im Namen des Volkes, im Namen Deutschlands gegen den Antrag. Dem vorigen Redner habe er Wenig zu antworten, weil er die klinische Geburtshülfe der Republik nicht studirt. Die Aristokratie hasse diese Staatsform, weil sie gegen das Proletariat mißtrauisch sei, das hungernd für die Freiheit gekämpft, und dennoch das Eigenthum geachtet. Die Worte: „Heilig ist das Eigenthum“ seien der Adelsbrief des Deutschen Proletariats. In dem Augenblick, als das Volk jene goldnen Worte auf fremde Thüren geschrieben, habe sich seine Majestät im höchsten Glanze gezeigt. „Vor dieser Majestät,“ rief er begeistert, „will ich niederknien, und vor keiner andern!“

Unter den vielen Reden, die noch von beiden Seiten gehalten wurden, bevor man zur Abstimmung schreiten konnte, verdient noch die Rede Kinkels einer ausdrücklichen Erwähnung, da sie — mit allgemeinem Beifall aufgenommen — zur Entscheidung des Sieges am Meisten beitrug. Die Frage des Präsidenten:

„Soll die vorliegende Adresse an das Deutsche Parlament abgesandt werden?“

wurde mit einer unglaublichen Majorität und unter dem Jubel des Volkes verneint.

Aus der Versammlung begaben sich zahlreiche Bürger in das Lokal des demokratischen Vereins und blieben bis spät in die Nacht in der Freude ihres Sieges beisammen. Zuletzt erschien noch ein Sängerchor, der die fröhliche Gesellschaft durch den Vortrag mehrer Lieder noch fröhlicher stimmte. Kinkel fühlte sich durch die Liebe und das feste Zusammenhalten seiner Mitbürger so gehoben, daß er zu Hause noch folgendes Lied dichtete, das sich die demokratische Partei bald aneignete:

Bruderlied.

„Was ist des Lebens höchste Lust.“

„Die Freiheit bringt dem deutschen Land
Ihr Füllhorn voll von Glück:
Sie kehrt nun, die so lang verbannt,
Im Adlerflug zurück.
Des Volkes Macht und Herrlichkeit
Blüht auf wie nie in alter Zeit.

O hört, wie ihre Schwinge rauscht!
Bei uns auch kehrt sie ein!
Empfangen wird sie lustberauscht
Von Dir, o Volk am Rhein!
Es weht durch Deine kühne Brust
Wie Morgenhauch und Maienlust!

Blickt um in's Land! Wie glänzt die Flur,
Wie grüßen blau die Höhn!
Selbst unsre Mutter, die Natur,
Sie war noch nie so schön!
Ein weiter Garten war der Rhein:
Ein Paradies wird nun er sein!

So stürmt hinaus mit raschem Fuß,
Hinaus in's offne Feld,
Und tragt des jungen Lebens Gruß
In Gottes weite Welt;
Schließt Euch zusammen Herz an Herz,
Und theilt den Ernst und theilt den Schmerz!

Behalt', o Filz, nur Deinen Sack,
Minister, Deinen Stern,
Du, Adel, Deinen Schabernack:
Das lass' ich Alles gern,
Wenn ich in meines Volkes Schooß
Mich mächtig fühle, stolz und groß!

Uns schiert hinfort nicht Rang und Stand,
Hinweg der Trennung Schmach!
Ob weich die Hand, ob hart die Hand —
Wer fragt beim Mann danach?
Es rollt in uns das gleiche Blut,
Und gleich sind wir in Lieb' und Muth!

Reicht her die Hand zum Bruderbund,
Macht einen großen Kreis,
Und ruft's hinaus in's Weltenrund,
Von Lieb' und Freiheit heiß:
Wir wollen Alle frei und gleich
Nur Brüder sein im Deutschen Reich!"

Trotzdem, daß jene Adresse in der abgehaltenen Volksversammlung fast einstimmig verworfen war, sandte die reaktionaire Partei dieselbe gedruckt nicht allein in den Dörfern, sondern sogar in der Stadt zur Unterschrift umher, um so diesem Machwerk doch insgeheim eine Scheinbedeutung unterzulegen. Dasselbe ist, dem Petitionsbericht zufolge, wirklich nach Frankfurt gelangt.

In der Sitzung des demokratischen Vereins vom 15. Juli ward der Antrag Kinkels:

„**daß das persönliche Eigenthum unverletzlich sei**“

mit großer Majorität angenommen. Nichtsdestoweniger suchte man das Gerücht zu verbreiten: dieser Verein huldige dem Princip des crassesten Communismus, und gehe darauf aus, eine gewaltsame Ausgleichung des Besitzes herbeizuführen. Doch diese Verläumdungen stehen ja nicht vereinzelt da; sie haben sich mehr oder weniger in allen Städten wiederholt, und so können wir sie dem Urtheile jedes Vernünftigen ohne Gefahr anheimstellen.

Am 5. August 1848 übernahm Kinkel die Redaktion der „Bonner Zeitung,“ weil der bisherige Redakteur, Hersch, durch seine unreifen Reflexionen und schülerhaften Tiraden den Credit des Blattes zu untergraben drohte. Wir theilen die Worte mit, mit welchen Kinkel sein Publikum begrüßte:

An die Leser.

„Mit dem heutigen Tage übernehme ich die Redaktion dieser Zeitung. Der Entschluß, hervorgegangen aus meinem Wunsche, eine Deutsche Universitätsstadt auch fernerhin durch ein Blatt meiner Partei vertreten zu sehen, ist durch den Drang äußerer Umstände so beschleunigt worden, daß mir für heute nur zu einem kurzen Gruß an die Leser, nicht aber zu einer Darlegung von Grundsätzen Raum und Zeit bleibt. Was soll auch eine solche Darlegung, wenn nicht der Name eines Mannes und sein öffentliches Leben für seine Grundsätze bürgt?

„Die Fahne dieses Blattes ist die Verwirklichung der Demokratie. Herrschaft ist geknüpft an geistiges Uebergewicht, Volksmacht an Bildung. Diese Bildung zu wecken, über die Nothwendigkeit, die als unüberwindliche Göttin unsere Zeit beherrscht und unsere Zukunft zu einem leicht vorauszusehenden Ziele lenkt, Klarheit bis in die untersten Schichten der Gesellschaft zu verbreiten, das ist unser Gedanke. Nicht also die politische Frage allein, sondern auch die socialen und Kulturfragen, die von jener ohne grobe Verletzung der Menschlichkeit nie wieder zu trennen sind, gehören zur öffentlichen Verhandlung. Das Blatt wird neben den Landtagskammern auch in die Werkstube des Handwerkers blicken, über dem Getöse des Krieges und der Parteien auch das stille Thun der Schule und das

milde Reifen des Volksgeistes in Kunst und Wissenschaft nicht übersehen.

„Die große, mächtige Zeit, in der wir jetzt leben, mahnt den Menschen, seiner Leidenschaften Herr zu werden und nicht in's Maaßlose zu schwanken. Wir kennen in der Politik keine Feinde, nur Gegner: wir wissen ja, daß der Triumph der Volksherrschaft selbst die Feinde derselben mit ihr versöhnen muß, weil er sie glücklicher und ruhiger macht, als sie heute sind. Diejenige Partei soll vor allen ohne Ingrimm kämpfen, die ihrer Siege so ruhig gewiß sein kann, wie die unsre.

„Jedes wackre Blatt fordert Einen Ton in seinen Artikeln, so wie jeder tüchtige Mann in solcher Zeit, wie diese, fest seine Partei nimmt. Damit aber auch, zumal in Angelegenheiten unsrer nächsten Umgebung, fremde Meinung sich verantworten könne, errichten wir am Schlusse unsrer politischen Mittheilungen eine Tribüne zu öffentlicher Besprechung. Denn die Zeitung, welche täglich erscheint, soll bis auf einen gewissen Punkt die Debatte der Volksversammlung ersetzen, welche seltner kommt.

„Bestimmteres zu versprechen, davon hält mich die Erfahrung ab, die ich nur zu oft gemacht habe, daß unsre besten Absichten an der Gunst oder Ungunst der Umstände scheitern können. Wenn mir Vertrauen von den Anhängern meiner Partei — und warum nicht auch von deren Gegnern? — entgegenkommt, wenn das Blatt Theilnahme und Unterstützung auch außer den

nächsten Kreisen findet, warum sollte ich nicht hoffen, mit ihm etwas Wackeres für die Freiheit des Volkes zu leisten?

Mein Zeichen bei den leitenden Artikeln wird das K sein.

Gottfried Kinkel."

Zugleich mit der „Bonner Zeitung" übernahm Kinkel die Redaktion des jeden Montag erscheinenden „Extrablattes zur Belehrung des Handwerkerstandes und zur Besprechung und Förderung seiner Interessen." In diesem ward von nun an jedesmal ein Bericht über die Sitzungen des „Handwerkerbildungsvereines," wie in dem Hauptblatte über die des „demokratischen Vereines" mitgetheilt.

Wie gründlich und aufmerksam Kinkel sich überhaupt den Interessen der sogenannten untern Volksschichten zuwandte, davon zeugt vor Allem die von ihm verfaßte Schrift: „Handwerk, errette Dich! *)," welche zu Anfang Juni im Druck erschien, und die klarste Besprechung, die wichtigsten Vorschläge zur Lösung der Uebelstände im Handwerkerleben enthält, die uns bekannt sind. Das Buch war den dreißig Mitgliedern des

*) Handwerk errette Dich! oder: Was soll der Deutsche Handwerker fordern und thun, um seinen Stand zu verbessern? von Gottfried Kinkel. Bonn. Verlag von W. Sulzbach. 1848.

volkswirthschaftlichen Ausschusses der Frankfurter Nationalversammlung gewidmet, und erscheint muthmaßlich nächstens in zweiter Auflage, da die erste beinahe vergriffen ist. Wir begegnen hier keiner idealistischen Träumerei, keinen in der Wirklichkeit unfruchtbaren Theorien eines deutschen Poeten, sondern einer klaren, gehaltvollen Auseinandersetzung, einer ruhigen Erwägung des Nützlichen, und endlich praktischen Gedanken, die nur darauf berechnet sind, praktisch ins Leben eingeführt zu werden. Wir empfehlen das Studium dieser Schrift zumeist denjenigen, welche so oft gegen Kinkel den Vorwurf eines kurzsichtigen Idealismus geltend gemacht haben. Sie werden sich überzeugen, daß der Mann, welcher die Unhaltbarkeit des alten Systems kühn von der Rednerbühne herab verkündigt, dasselbe mit hellem Auge übersehn und eben so klar gewußt hat, auf welchem Pfad sich das Neue den Weg bahnen müsse in das frische Leben der Gegenwart, die nicht allein zertrümmernd mit dem Schwert des Gedankens an den morschen Thron der Monarchie herantritt, sondern auch von dem schaffenden Geiste eines neuen Weltevangeliums gelenkt wird!

4.

Gleichzeitig mit der politischen Thätigkeit Kinkel's begannen auch wieder die nichtswürdigsten Verläumdungen, die kleinlichsten Intriguen gegen ihn und Johanna. Die sogenannten Freunde zogen sich allmälig wieder von den zum zweiten Mal Geächteten zurück, und wurden zum Theil ihre erbittertsten Feinde, um den Spott der „höheren Cirkel" von sich abzuwenden, daß sie eine Zeitlang mit dieser „Proletarierfamilie" in freundlichem Verkehr gelebt hatten. Ganz richtig berechnete man, daß es größere Schwierigkeiten haben dürfte, den Gehaßten direkt seiner Stelle zu entsetzen, als ihn indirekt zu nöthigen, Bonn wegen Mangels an Subsistenzmitteln zu verlassen. Um diesen Plan zu verfolgen, mußte Johanna die politischen Ansichten Ihres Mannes büßen, da gerade sie bei dem ärmlichen Gehalt Kinkels durch ihre zahlreichen Musikstunden die Einnahme ihres Mannes vermehren half.

Zuerst kündigte ihr die Tochter eines der ersten Bonner Beamten die Unterrichtsstunde auf, ohne daß Johanna einen Grund dafür erfuhr. Die Mutter des

jungen Mädchens verbreitete das Märchen: Johanna habe in einer Volksversammlung, auf einem Tische stehend, die Lehrjungen und Proletarierfrauen aufgewiegelt! Anfangs lachte man über die grenzenlose Albernheit dieser Erfindung; denn man wußte, wie zurückgezogen Johanna ihrem Berufe und den Pflichten des Hauses lebte; außerdem fesselte sie ein Unwohlsein den ganzen Frühling und Sommer hindurch, halbe Tage lang an allen Gliedern gelähmt, an's Lager, so daß ihr nichts ferner lag, als überhaupt nur auf einen Tisch zu steigen!

Nichtsdestoweniger fand jenes alberne Märchen bald Verbreitung; ihre näheren Bekannten, welche sich mit ihrem Ehrenwort für die Unwahrheit dieser Geschichte verbürgten, sahen bald ein, man wolle sich nicht überzeugen lassen, und schwiegen still.

Nun schritt man zu dem Mittel, welches man in der Handelswelt anwendet, wenn man ein Haus bankrott machen will. Man streut allenthalben aus: es sei auf dem Punkte zu falliren. Sogleich ziehen Alle ihre Gelder zurück, und das Haus fallirt wirklich. So auch hier. Obgleich nur eine einzige Schülerin den Unterricht gekündigt hatte, sprengte man allenthalben aus: alle Schülerinnen hätten sich von Frau Kinkel auf Grund ihres politischen Treibens zurückgezogen. Versicherten dann jene, daß sie noch ungestört ihren Unterricht genössen, so suchte man jeder einzureden, sie möchte noch

die einzige sein. So mußten zuletzt alle um ihrer Umgebung willen wirklich den Unterricht aufgeben. *)

Am Schwersten gelang es, die zahlreichen jungen Engländerinnen aus ihrer Musikschule wegzulocken, weil diese durch das britische Staatsleben längst gewohnt sind, auch den ihrigen entgegengesetzte politische Meinungen zu dulden. Eine Sündfluth von Schmähartikeln überschwemmte von Bonn aus die gelesensten englischen und französischen Blätter, Kabalen, von denen weder Gottfried, noch Johanna Viel erfuhren. Der „Examiner" vom 30. December 1848 enthielt unter Anderm folgenden Aufsatz, bei welchem ausdrücklich bemerkt war, daß derselbe aus der Feder eines in Bonn wohnhaften „English Gentleman" herrühre:

„Wir hatten uns geschmeichelt, daß Bonn von den andern Städten Preußens eine Ausnahme machen, und vom Geiste der Revolution unberührt bleiben würde; aber unglücklicher Weise hatten wir die Rechnung ohne den Wirth gemacht Auch an uns kam die Reihe, und noch ist nicht Alles ruhig. Ein demokratischer Spitzbube, mit Namen Kinkel, ein übelberufener atheistischer Professor, unterstützt von seiner Frau, die eine noch

---

*) Die „Erwiederung von Johanna Kinkel auf den Schmähartikel aus Bonn in No. 319 der Deutschen Reform von 1849" ist hier und an einer spätern Stelle benutzt. Vgl. „Spartacus" vom 11. Juni 1849, mit dem Motto: „Mutter, Wem gebt Ihr zu trinken! Das ist die Hexe von Orleans!"

blutgierigere Republikanerin ist als er selber, erregte uns vor drei Wochen eine hübsche Scheererei. Es fing damit an, daß die Bauern für Das, was sie auf den Markt brachten, die Steuern verweigerten. Die wenigen Soldaten, die wir hatten, reichten nicht hin sich den Bauern zu widersetzen, wenn sie in Masse anrückten. Die Bürgerwehr bestand entweder aus Demokraten oder aus feigen Männern*). Ein Complot war für den nächsten Markttag verabredet. Wenn man die große Glocke der Münsterkirche geläutet hätte, wäre von allen Seiten aus der Nachbarschaft das Landvolk herbeigeeilt, hätte sich, so gut es konnte, bewaffnet, den Bürgermeister gehangen, Kinkel in dessen Amt eingesetzt, alle Royalisten gemordet, Jeden geplündert, der Etwas zu verlieren gehabt, und sich dann zu Herren der Waffen in Brühl und Siegburg gemacht. Glücklicher Weise war dieses Complot dem Bürgermeister verrathen worden, und er schickte nun einen Expressen nach Coblenz, um Militair-Verstärkung zu holen, indem er zugleich die Vorsichtsmaßregeln traf: die Seile der Kirchenglocken abschneiden, und von den Gewehren in den Depots die Schlösser wegnehmen zu lassen. Auch kaufte er alles Pulver in Bonn auf,

*) Diese Wahrheit lassen wir uns gefallen: es ist zugleich die einzige Thatsache in dem ganzen Artikel, die nicht rein erfunden wäre!

welches den Pöbel (the mob) so in Wuth brachte, daß er die Thüre der Münsterkirche aufbrach, aber die Seile abgeschnitten fand, und ehe er diesen Uebelstand heben, und die Sturmglocke läuten konnte, kam ein Regiment von 1000 Mann und 6 Kanonen in einem expressen Dampfboot, was ihnen den Spaß verdarb. Die Bürgergarde wurde entwaffnet, und — ein glänzender Beweis dafür, woraus in Deutschland solche Garden zusammengesetzt sind — es fehlten 140 Musketen! Nachdem man bei den frühern Eigenthümern ohne Erfolg Haussuchung gehalten hatte, kam die Wahrheit (!) heraus, und wurde von ihnen eingestanden: — ihre Waffen waren ihnen von einer Verbindung honnetter Studenten gestohlen worden, als sie Nachts besoffen auf der Wache waren! Kinkel ist noch auf freiem Fuß *), auf das Land gehend und aufrührerische Reden haltend, seine Frau schreibt jetzt entzündende und aufrührerische Plakate, und läßt sie überall anheften und vertheilen. Die Behörden sagen: sie gestatteten dem würdigen Paar bis zum Ende ihres Strickes zu laufen, und dann wollten sie sie erwischen."

""Gott schuf Menschen und — Engländer!!!"" war die Antwort Kinkel's, der diesen Artikel zur Erheiterung der Lesewelt in seinem Blatte abdruckte.

*) Triumph! Da sind noch sechs Worte Wahrheit! — Freilich nur für damals!

Sogar in Bonn wagte man ähnliche Fabeln in den „höchsten" Cirkeln zu verbreiten. Dahin rechnen wir die geniale Erzählung: Der constitutionelle Verein habe schon einen Preis darauf gesetzt, um denjenigen Schreiner herauszubringen, welcher die von Frau Kinkel gezeichnete und bestellte **Guillotine** verfertige!!!

„Hatte im Mittelalter eine Frau durch Kenntnisse oder Geist, der sie vor der Masse auszeichnete, den Haß derselben auf sich geladen, so bezeichnete man sie dem Volk als Hexe und verbrannte sie auf dem Scheiterhaufen. Heutzutage giebt man eine solche Frau den Bayonnetten fanatisirter Soldaten, ihr Haus der Demolirung, ihre Kinder dem Elend Preis!„

Es begreift sich leicht, daß Johanna bald empfand, sie und ihr Haus seien wieder geächtet! Selbst ihre Freunde thaten fast Nichts, um die Lügen zu zerstören, welche man über sie in Umlauf brachte. Anstatt die Verläumder mit Entrüstung zurückzuweisen, zogen sie sich von den Verläumdeten zurück, und wagten nicht mehr durch öffentlichen Umgang mit den unschuldig Verfolgten sich vor den Urhebern all' jener Intriguen zu compromittiren.

Nachdem man Johannen die Möglichkeit abgeschnitten hatte, in ihrem eigenthümlichen Felde zu arbeiten, suchte man sie durch die nichtswürdigsten Schmähungen zu verhindern, ihre politische Ansicht auszusprechen, und kehrte das Wahre geradezu um. Als

man ihr die Musikstunden aufkündigte, hatte sie sich **nie** mit einer **politischen Thätigkeit** befaßt; an **ihr selbst** lehrte man sie die Berechtigung des Proletariats praktisch erkennen; nicht aber war ihre politische Wirksamkeit Veranlassung, daß ihre Schülerinnen sie ver ließen.

Mit nicht vielmehr Wahrheit als jener Artikel eines „English Gentleman", wagte im „Morgenblatt" ein Weib die Handlungsweise Kinkels zu schmähen, welches sein Haus noch fortwährend — **selbst nach Abfassung des betreffenden Artikels!** — freundschaftlich betrat. Wir meinen Frau **Gertrud von Hohenhausen**, welche sich später im „Bonner Wochenblatt" vom 24. August 1848 **damit** zu rechtfertigen suchte, daß jener Artikel bereits „**Ende Mai**" von Bonn abging. Kinkel entgegnete unter Anderm:

„Frau von Hohenhausen versucht, die Wahrheit ihrer Nachrichten damit darzuthun, daß der fragliche Correspondenzartikel „Ende Mai" von hier abgegangen sei. Ich sehe nicht ein, Was ihr das nutzen könnte. Was im Juni nicht wahr ist, kommt auch im Mai nicht in den Himmel. Aber Das bedaure ich aufrichtig, daß der **Entschuldigungsgrund** selbst hinfort ein sehr böses Licht auf all' ihre Druck- und Correspondenzartikel werfen wird.

---

*) In No. 161 des „Morgenblattes", Jahrgang 1848.

Es ist nicht wahr, daß der Morgenblattartikel noch im Mai von hier abging.

Erstens steht über dem Artikel: Bonn, Juni.

Zweitens bespricht er den demokratischen Verein. Dieser ist — das officielle Aktenstück liegt vor mir — am 31. Mai Abends zu seiner Gründung zusammengetreten. Frau v. H. hat schwerlich noch in tiefer Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ihre Correspondenz abgesandt.

Drittens spricht leider der Kalender gar zu deutlich. Der Morgenblattartikel erzählt nämlich recht erbaulich von den diesjährigen Pfingstfeiertagen und der schönen Sabbathstille, die an ihnen geherrscht habe. Es thut mir leid — aber mit grausamer Wahrheit und Einstimmigkeit melden alle Kalender für 1848, daß in diesem Jahre die Pfingsttage nicht „vor Ende Mai", sondern auf den 11. und 12. Juni gefallen sind.

Auch dieser Entschuldigungsgrund war also wieder, um zart zu sprechen, eine „Bonner-Damen-Correspondenz."

Indem ich die vorstehenden harten Worte überlese, schmerzt es mich tief, daß ich sie nicht zurückhalten darf. Aber die Calumnie unsrer Salons gegen die Demokraten grassirt so furchtbar, daß, wo das Schlängelchen einmal an's Licht tritt und sich fassen läßt, es zur Pflicht des Mannes wird, unbarmherzig zuzutreten."

Es ist eine ganz gewöhnliche Erfahrung, daß, wenn das Leben eines Mannes seiner unantastbaren Reinheit wegen keine Verläumdung zuläßt, sich die letztere gegen seine Ansichten wendet. Allein hier — in Bonn, das „sich ewig gleichblieb!" — wagte man es sogar, die jetzige Lehre Kinkel's anzugreifen, weil er vor 8 Jahren anders dachte! Das „Bonner Wochenblatt" vom 19. December 1848 brachte eine Sammlung von sinnlos aus dem Zusammenhang herausgerissenen Stellen früherer Predigten Kinkel's um zu beweisen, daß er 1840 noch dem Princip der Monarchie gehuldigt! Die „Bonner Zeitung" brachte noch am selben Tage eine sehr gediegene Erwiederung aus unbekannter Feder:

„Ein ehrwürdiger Anonymus giebt sich im heutigen Bonner Wochenblatt die Mühe, Stellen aus einer Predigt-Sammlung zu citiren, welche Herr Professor Kinkel noch während seiner verlassenen theologischen Laufbahn, also vor einer ziemlichen Reihe von Jahren, veröffentlichte. Wir wollen es kurz übergehen, daß der Einsender diese Stellen aus ihrem Zusammenhang gebracht, und so ihren Sinn absichtlich entstellt hat. Wir wollen nur untersuchen, welche Absicht ihn zu dieser Publikation kann verleitet haben. Sollte er vielleicht die offen ausgesprochenen republikanischen Gesinnungen des Herrn Professors damit beim Volke verdächtigen wollen, indem er an die begeisterte Anerkennung erinnert, die derselbe im October 1840 kurz nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV zu einer Zeit,

wo Jeder noch auf diesen König hoffte und seinen Versprechungen traute, der Monarchie zollte, — so kömmt uns Das gerade so vor, als wenn Einer die eheliche Treue eines Mannes bei seiner Frau durch einen vorgezeigten Liebesbrief anschwärzen wollte, den Jener im ersten Semester, lang' ehe er sie kannte, einmal an eine alte Flamme geschrieben. Oder wollte Se. Ehrwürden, der Herr Einsender, nur die anonyme Meute etwas verstärken helfen, die jetzt im „Wochenblatt" gegen den vielbeschäftigten Redakteur losgelassen wird, damit ihm der pure Zeitmangel es unmöglich mache: auf alle Angriffe zu erwiedern, und es auf diese Weise hie und da einem bellenden Möpschen gelingen möchte, einen Biß anzubringen, ohne daß ein Fußtritt sein verdienter Lohn würde? Oder aber, hatte der predigtlesende Ehrn-Anonymus nur die freundliche Absicht, der demokratischen Partei die früheren Entwicklungsstufen eines Mannes vorzuführen, der jetzt eben die Höhe des Mannesalters erreicht hat, wo der Mensch, frei von den Einflüssen seiner Jugenderziehung, sich seine eigne Ueberzeugung durch hinreichende Lebenserfahrung und selbstständiges Denken gebildet hat? In diesem Falle würden wir es sehr löblich finden, wenn der ehrwürdige Herr Einsender uns noch ferner mit so interessanten Daten erfreute, deren Beischaffung ihm nicht schwer werden dürfte. So soll z. B. noch eine Rede im Manuscript existiren, die der Herr Professor Kinkel als Quartaner bei der Gymnasialprüfung zum Lobe des Preußischen Staates gehalten hat. Noch wich-

tiger aber möchte einer gewissen Partei der Nachweis sein, wo die geschriebenen Hefte des Herrn Professors aus der Confirmanden-Stunde sich befinden, damit sie durch deren Abdruck im Wochenblatt beweisen können, wie verschieden die religiösen Ansichten eines **reifen Mannes** von denen eines **Jünglings** sich gestalten. Schließlich die Bemerkung, daß wir Demokraten die Männer immerhin für befähigter halten, deren Entwicklung mit der Zeit fortgeschritten ist, als jene, deren Consequenz nur darin besteht, daß sie Nichts gelernt und Nichts vergessen haben."

Auch an den handgreiflichsten Drohungen ließ es die Erbärmlichkeit der Gegner nicht fehlen. Nicht allein suchte man Kinkel durch die lächerlichsten Inserate von seiner politischen Laufbahn zurückzuschrecken, sondern es langten auch bald fast täglich „mit verstellter Hand geschriebene, und, wie bei Brandbriefen gewöhnlich, nicht mit Unterschrift versehene Episteln" an, mit denen Gottfried die Wände seines Redaktionszimmers, im Hause des ihm befreundeten Buchhändlers Wilhelm Sulzbach, zu verzieren pflegte. Zwei solcher Briefe ließ er „zur Erheiterung des Publikums" in seinem Organ abdrucken. Wir lassen sie mit allen Schreibfehlern folgen:

1.

„Herrn Proffesser Kinckel in Bonn! Herr Kinkel! Es wird Ihnen gerathen, nicht in Endenich zu erscheinen

man ist Ihrer revolutionären Versammlungen schon lange müde geben Sie dies Treiben nicht so fort auf und schreiten auf einem mehr soliden Wege fort, so wird man nicht viel Umstände mit Ihnen machen und Ihnen einen Aufenthalts Ort geben, für den sie schaudern werden.

„Ihre Correspondenz mit den geflüchteten von Cöln zeigt zur Gnüge daß Sie ein Verräther gegen alle gesetzliche Ordnung, wie jene geflüchteten sind.

„Das alte Sprüchwort sagt: „Es giebt mehr Ketten wie rasende Hunde geben Sie Ihr bisheriges Treiben nicht auf, so ist eine der schönsten Ketten auch für Ihre zarten Glieder schon in bereitschaft — dies versprechen Ihnen viele in und um Cöln die Ruhe schaffen.

Cöln d. 30/9 48.

pr. Getreuen in Briefkasten nach Bonn."

2.

„Herr Kinckel!

„Sie nennen in ihrem schändlichen Blatt, ehrenwerthe Männer, welche vom Abschaum der Menschheit gemordet wurden, Spione? So eine Niederträchtigkeit, kann nur ein Mann ohne alle Religion, wie Sie, sagen, der im Solde der rothen Republikanern steht, was auch bekannt ist.

„Es wird eine Zeit kommen, wo Sie von den Gutgesinnten nicht wie Lychnowsky und Auerswald be-

dauert werden,*) wenn Sie von der rächenden Kugel fallen, deren viele für den Verräter, gegoßen sind."

Wie wenig sich Kinkel um all' diese Nichtswürdigkeiten bekümmerte, zeigen auch die Worte, mit denen er den Abdruck dieser Schmähungen begleitete:

„Ich bin gerne bereit, zur Erheiterung meiner Leser Aehnliches ferner hier abdrucken zu lassen, wenn es nur dieselbe schwindelnde Höhe von Geistesverworrenheit erreicht. Wir wünschen unsern Gegnern Glück zu allen Bundesgenossen, die so entschiedene Blutrothe sind, wie jene Briefsteller. Gleichwohl kann ich diese Herren zu meinem Bedauern nicht als regelmäßige Mit-

*) Die noble Prophezeihung ist fast buchstäblich in Erfüllung gegangen. Gleich nach der Gefangennahme Kinkel's schloß die „Neue preußische Zeitung" dieselben Artikel, in welchen sie behauptete, nur ihre Anhänger seien die **wahren** Jünger Christi, mit den Worten: „**Leider** ist der Hochverräther Kinkel noch nicht erschossen!" Ganz dieselbe Sprache führt bis auf den heutigen Tag die „Rheinische Volkshalle", das spezifische Organ der katholischen Priesterpartei; und die „Gutgesinnten" wissen keine Qual zu ersinnen, die dem Haß genügen könnte. Das sind Thatsachen, mit denen sich jene Partei zu brüsten wagt! Man vergleiche damit die gemessene Weise, in der Kinkel (S. 127 ff.) unter der Ueberschrift „Gerechtigkeit" die Tödtung der beiden Abgeordneten bespricht, und beachte außerdem, daß in jener Zeit von den jetzt bekannten Ergebnissen des Hanauer Prozesses noch gar nicht die Rede war. Die Thatsache der Tödtung Lichnowskys und Auerswalds wurde in 100 Versionen erzählt und von den Fraktionen ad libitum ausgebeutet.

arbeiter meines Blattes ansehen, und bitte sie deshalb bloß um die Gefälligkeit, ihre künftigen Einsendungen zu frankiren. **)"

Wie ernst es mit diesen Drohungen übrigens gemeint war, sehen wir aus folgender Geschichte. — Zu Anfang des Jahres 1849 erzählte ein gewisser Dr. Klaus bei dem Gastwirth Habbig in Alfter von der bekannten Wühlerfahrt der Constitutionellen nach Siegburg und berichtete alle Details mit einer solchen Genauigkeit, daß ihn ein Roisdorfer, W...... R....., fragte:

„Sie sind gewiß selbst mit dabeigewesen — denn Sie wissen's so pünktlich."

„Nein, ich war nicht dort. Aber — beiläufig — ich habe gehört, daß am 14. in Alfter eine Volksversammlung stattfinde, wozu Professor Kinkel eingeladen sei."

„Ja, Das habe ich auch gehört."

„Ich habe in Roisdorf 80 Thlr. Pacht einzunehmen; diese wollte ich schenken, wenn man Kinkel und Consorten tüchtig durchprügelte."

„Dazu kann man die Leute haben."

Dr. Klaus deutete selbst auf einen Mann hin, wußte ihn aber nicht anders zu benennen, als mit dem ihm beigelegten Namen: „Sand-Christ."

---

*) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 138 und Handwerkerblatt No. 29.

„Das ist Christian Schneider; ja, Der wäre gut dazu, es auszuführen.“

„Wollen Sie mir den Mann nach Bonn schicken?“

„Ja.“

W . . . . . . R . . . . . sandte nun, um den Herrn zu bestrafen, den Christian Schneider nach Bonn. Dieser hat, um zu beglaubigen, daß er wirklich daselbst gewesen sei, später genau erzählt, wie es in der Wohnstube des Dr. Klaus zu Bonn aussehe.

Bei seinem Eintritt in's Zimmer fragte ihn der Herr Doktor:

„Sind Sie der Christ Schneider?“

„Ja.“

Christ Schneider mußte sich setzen, der Herr ließ ihm zwei Schnäpse Rum und Butterbrod mit Käse verabreichen. Endlich gab er ihm 1 Thlr. 20 Sgr., mit dem Bemerken: wenn es auch noch 7 bis 8 Thlr. kosten sollte, das werde ihn nicht kümmern, wenn nur seine Absicht erreicht würde.

Christian Schneider empfahl sich, erzählte sein Abenteuer im Gasthause zu Alfter, und Kinkel beklagte aufrichtig die Rohheit Derer, welchen jedes Mittel recht ist, um ihre politischen Gegner zu verderben.

Daß die Staatsbehörden, daß die Polizei den verhaßten Demokraten keinen Schutz gewähren wollten, lag in der Natur der Sache. Sie hätten es ja vielleicht nicht einmal gekonnt. Die Polizei mußte auf Befehl des Ministeriums auf die Wahlen einwirken, auf jedes kleine Preßvergehen achten,

bei jeder Volksversammlung zugegen sein, um nachher die Redner zu denunciren, kurz — die Polizei wurde von der Politik, namentlich seit dem November von der Manteuffelei, so absorbirt, daß allmälig nicht nur die Unsicherheit der Person, sondern bald auch des Eigenthums in der haarsträubendsten Weise an's Licht trat. — Und mitten in all' diesem Jammer, verfolgt, gehetzt von dem Fluch des Hasses, der ihn zu vernichten geschworen, hielt Gottfried Kinkel sein Banner rein und unbefleckt in die Lüfte, das Banner des Staates der Bildung und Menschlichkeit: das Banner der socialdemokratischen Republik!

4.

Vor allen übrigen Freiheitsgedanken, welche die Brust Kinkels beseelten, war es das heiße Sehnen nach der Einheit Deutschlands, die nur auf zwei Wegen — durch den Absolutismus oder die consequente Republik — zur Wahrheit werden kann. Lassen wir den begeisterten Mann auch hier mit dem eigenen Wort seine Ansicht vertreten:

„Was die Vöker als ihren tiefsten nnd glühendsten Wunsch im Herzen tragen, Das vollbringen sie auch, Das setzen sie durch. Juda wurde als ein kleines Völkchen von dem Tyrannen Babylons aus seiner Heimath gerissen: die Bücher seiner Geschichte erzählen, daß von dem großen Königreiche damals, nach gräßlichen Vertilgungskriegen, nur noch etwa zwölftausend Menschen übrig geblieben waren. Aber diese Zwölftausend trugen die Sehnsucht nach Zion, die Liebe zu Judäa's Felskuppen und Heerdetriften mit in's Land der Verbannung. Die Heimkehr war ihr heißestes Verlangen, und siebenzig Jahre später, als die Tyrannei vertilgt war durch den Perser, zogen viermal so Viele

in das öde Vaterland zurück: — zwei Jahrhunderte später waren sie ein Volk und ein Reich, mächtiger als Davids berühmte Herrschaft.

Durch die Reformation entzündete sich im Herzen des Deutschen Volkes der Gedanke, daß jeder Mensch das Recht haben müsse, seine Stellung zu Gott mit sich selber auszumachen. Freiheit des Gottesdienstes wurde die Sehnsucht der Nation. Bei allen Nachbarn erdrückte Eine Kirche die andere: durch Zwang der Fürsten wurden England und Schweden protestantisch, durch gleichen Zwang blieben Frankreich und Spanien katholisch. Der Deutsche ließ sich Das nicht bieten: seine Leidenschaft war einmal die Gewissensfreiheit. Er gab Alles auf — Ehre, Macht, innere Freiheit, Einfluß nach Außen, aber die Gewissensfreiheit gab er nicht auf. Dreißig blutige Jahre schlug er sich für sie im gräßlichsten Kannibalenkriege, der jemals auf Erden geraſt hat, und am Schlusse dieses Krieges rettete er im Frieden zu Münster sein Kleinod: — Katholiken und Protestanten wohnten von da an nebeneinander im Lande.

Was ist jetzt die Leidenschaft des Deutschen? Das sagt uns deutlich genug die Thatsache, daß ein Lied, größer als sein Dichter, zum Nationalliede geworden ist: ich meine „Des Deutschen Vaterland.“ Wir wollen die Einheit: wir wollen Ein Volk sein unter Einer Verfassung, unter gleichen Grundrechten, mit Einer und derselben Volksvertretung und Regierung, und eben dadurch wollen wir einig werden nach Innen,

stark nach Außen. Alle deutschen Bewegungen seit 1806 haben dieses Ziel angestrebt, alle Parteien stimmen in diesem Losungswort überein. Die Einheit ist die tiefste, unabweisliche Forderung im Gemüthe unseres Volkes, und darum wird sie Wahrheit werden — so oder so.

Seit Jahrhunderten wissen wir, daß unsere Fürsten diesen Wunsch entwickelt haben. Die Kaiser haben bei uns nicht, wie in Frankreich und England die Könige, absolute Herrscher werden können: der Adel blieb neben ihnen in Macht, aus ihm entstanden die jetzigen Fürstenhäuser, und diese stellten sich zuletzt unabhängig der Kaisermacht entgegen. Klare Köpfe haben längst eingesehen, daß, so lange diese Fürsten bleiben, Einheit unmöglich ist: allein diese Ueberzeugung mußte erst aller Welt klar werden. Man glaubte zuletzt, die Sache mit der alten Form nochmals zum Guten wenden zu können, obwohl diese Form schon vor 42 Jahren, ja eigentlich seit fünf Jahrhunderten sich als unnütz erwiesen hatte: man schuf nämlich ein Kaiserthum, neben welchem man die Fürsten dennoch bestehen ließ.

Auch über Dieses ist Deutschland nun enttäuscht. Statt den Willen der Nation zu achten, legt der Gewählte selber in die einheitsfeindliche Hand der Fürsten die Entscheidung: von ihrer Gnade sollen wir nach der letzten preußischen Note unsre Freiheit octroyirt bekommen: um die Freiheit und um die Einheit werden wir so mit Einem und demselben Federstrich betrogen.

Die Entrüstung in allen Klassen des Volkes beweist, daß uns Deutschen endlich die Augen aufgegangen sind.

Hinter uns und unsern Wünschen haben die Fürsten selbst die Brücke abgebrochen, unter ihrer Leitung kommen wir nicht zur Einheit! Wir stehen mitten in der reißenden Fluth, die uns rasch in ihre Strudel fortzieht, wenn wir das Gefährlichste von Allem: das Stillestehen versuchen. Nur vor uns liegt Land, liegt eine Rettung, und sie heißt Republik. Wir werden nicht mehr gefragt. Was wir wollen oder wünschen, nur um ein Müssen handelt es sich, und dies Müssen lautet: Untergehn oder durchschwimmen, Knute oder Freiheitsmütze, Bürgerkrieg oder Einheit!" *)

Dies Streben nach der Einheit Deutschlands zieht sich durch alle politischen Handlungen und Aufsätze Kinkels hindurch. So glühte sein Herz in edlem Zorn, als diese Idee schon am 6. August 1848 den empfindlichsten Schlag erhielt. „Es ist geschehen", schrieb er,**) „was wir freilich schon gestern Alles vorauswußten: die Schwäche von der einen Seite und von der andern jene beweinenswürdige diplomatische Pfiffigkeit, die von der Hand in den Mund lebt, und die Donau gestopft zu haben glaubt, wenn sie den Fuß einen Augenblick auf deren Quelle setzt — diese beiden lieben Kinder in

*) Neue Bonner Zeitung. Jahrgang 1849. No. 105.
**) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 90.

Deutschland haben das Kunststück fertig gebracht Das Preußische Militair hat dem Erzherzog Reichsverweser heute nicht gehuldigt.

Zuerst müssen wir uns Glück wünschen zu dem Reichsminister, Herrn Generalmajor von Peucker, und zu der Gesinnung, in welcher er diese Huldigung befohlen hat. Deutschland glaubte schon, es sei ihm, außer Wrangel, aus den Colonnen des Heeres noch ein zweiter Mann aufgestanden: ein frischer Jubel scholl jenem militairisch kurz gefaßten Paradebefehl nach, und einen Augenblick konnte man wieder von Deutschlands Einheit schwärmen. Aber dies genothängstete Schreiben des Mannes, das uns die „Kölnische Zeitung“ von heute bringt! Aufstände, so schreibt er, müßten wir doch schnell unterdrücken können, durften also, wenn wieder in Baden das: Hecker hoch! erschölle, „die Truppen nicht in Unkenntniß darüber lassen, daß eine Centralgewalt existire.“ Unschuldige Knäblein unserer Kasernen, denen ihr Feldwebel vom Erzherzog Johann noch kein Wort gesagt! Als ob je, wenn es galt, republikanische Volksbewegungen zu unterdrücken, ein braver Deutscher Fürst seine Truppen verweigert hätte! Als ob aber auch bei so dringlichem Anlaß man mit diesem Akt zwei Wochen hätte zögern dürfen! Mehr aber, als die Verpflichtung gegen das Volk zu schweidnitzen, sollten — so meint der Herr Kriegsminister — die Truppen durch jene Huldigung ja nicht übernehmen: denn, spricht Herr von Peucker, „es ist allerdings gesagt, daß den Truppen Gelegenheit gegeben werden

sollte, dem Erzherzog eine Huldigung darzubringen; zwischen Huldigung im politischen Sinne und Jemandem durch ein dreimaliges Hurrah eine Huldigung darbringen, ist aber ein Unterschied, wie zwischen Tag und Nacht." Wir beneiden Herrn von Peucker nicht allein um den Stil dieses Satzes, sondern auch um dieses ganz neue Gleichniß von Tag und Nacht, und noch mehr um dessen kostbare Anwendung. „Ein Eid — so könnte man nach demselben Grundsatze sagen — ein Eid in juristischem Sinne gilt Was: wenn du aber bei einem Eid die zwei Finger ausstreckst, so bindet er dich nicht." Allein Herr von Peucker hat ganz Recht: wenn es gilt, Republikaner oder Bürgergardisten zusammenzuschießen, dann bindet den Soldaten die Huldigung, die durch Hurrah geschieht; wenn es aber darauf ankommt, fürstliche Sonderbündelei zu zerbrechen, dann ist die Huldigung nur so gültig, wenn kein Hurrah dabei war. Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Wie hätte nun das Berliner Cabinet diesem Meisterstück von Casuistik begegnen können, ohne aus dem seit der Märzrevolution wieder stark (stärker als die Finanzen) angewachsenen Schatze der berühmten „Preußischen Kniffe" sich einen ähnlichen Rattenkönig herauszuholen und vor der staunenden Welt sich zu Tode zappeln zu lassen? Man beschaue sich diesen Rattenkönig wohl! „Es kann — so heißt es — nicht überraschen, wenn außer Oesterreich und Preußen die andern Deutschen Staaten die angeordnete Huldigungsrede sofort vollziehen lassen." Weil sie kleiner sind, natürlich,

und weil sie sich also ducken müssen — Gott bewahre! weil sie „bekanntlich rein Deutsch sind.“ Wir danken für diese Bemerkung, daß Preußen nicht rein Deutsch sei, obwohl sie uns freilich niemals neu war, und heute uns am Allerwenigsten neu vorkommt. Also weil Preußen noch das Stückchen Posen hat, das nicht zum Bund gehört, deßwegen kann sein ganzes Heer nicht als Deutsches gelten? Oder will es im Ernst gar auf Neufchatel wieder Ansprüche machen? Dann aber meint das Cabinet ferner, daß Preußen ja ein viel größeres Heer habe, als es pflichtmäßig halten müsse. „Das Preußische Heer bildet nicht bloß das Bundescontingent, sondern dasselbe ist in einer weit darüber hinausgehenden Stärke, mit alleinigen Opfern des Preußischen Volkes (ja, Das weiß Gott!), aber zur gemeinschaftlichen Sicherheit Deutschlands, seit dem Ursprunge des Deutschen Bundes erhalten worden.“ Also die Huldigung rechnet man nach Zahlen und nicht nach der Gesinnung: denn es wäre ja Schade, wenn bei der Gelegenheit Ein Preuße mehr mit Deutschland sich verpflichtete, als absolut nothwendig ist. Und weil man ein Gründchen zu haben meint, die über das Contingent hinausgehende Zahl nicht huldigen zu lassen, so macht man sich's bequem, und läßt auch das Contingent selber nicht huldigen. Da nun aber Das wieder bei den berüchtigten Unzufriedenen am Rhein und in Süddeutschland böses Blut setzen könnte, so macht man zuletzt doch wieder ein Pförtchen auf, und läßt die Armee in Schleswig-Holstein und die

in den aufgeregtesten Garnisonen von Mainz und Luxemburg liegenden Truppen huldigen, während anderwärts die Soldaten eingelernt werden, stets zu sagen: Wir wollen Preußen bleiben, und keine Deutsche werden!

In Menagerieen und Naturmuseen sieht man oft alte Mütterchen stehen, in eine Art frommer Andacht versunken. So die „Kölnische Zeitung“: mit lächelnder Großmuttermiene, über den Erfolg beim „Publikum“ vollkommen gesichert, beschaut sie sich diesen Berliner Rattenkönig, und murmelt leise: „Du grundgütiger Gott, wie groß ist dein Thierreich!“

Wir aber wissen, daß es mit den Pfiffen vorbei ist. Wollt Ihr der Reichsacht verfallen, dann handelt wenigstens groß, wie seinerseits der alte Fritz, als er nicht allein dem Reich, sondern der ganzen Ordnung der Dinge den Krieg ankündigte! Doch ich vergaß — es scheint diesem Staat trotz seiner alten Ehren nicht einmal die Glorie vom Schicksal bestimmt, groß unterzugehen: er arbeitet einem leisen Zerfall entgegen; und seine unnatürlich aneinander gewachsenen, weit ausgereckten Glieder werden sich schmerzloser lösen, als jetzt die Glieder Oesterreichs.“

Aus demselben Standpunkte geschrieben, brachte die „Bonner Zeitung“ vom 1. September deff. J. einen Leitartikel über

Preußen im Verhältniß zu Deutschland.

„Zur Entscheidung dieser Frage, namentlich: ob wir getrost in Deutschland aufzugehen haben, bedarf es

eines Rückblickes in die Vergangenheit. Wir müssen uns einen objectiven Standpunkt suchen, um einen freien Blick über Europa werfen zu können: Wie es war! Wie es ist! Wie es sein wird! Wir müssen uns klar machen, welchem bösen Geschick wir entgangen sind, das unsere Fürsten auf ihren Congressen uns zugedacht hatten; zum Dank für die unerhörten Opfer, welche ihre treuen Völker ihnen gebracht; Opfer, die noch vom Blut unserer Väter und Brüder — zur Zeit dieser Congresse — rauchten. Wir finden darnach fünf Großmächte über die Geschicke von Europa zu Gericht sitzen, und wären diese unter sich einig gewesen, man hätte die Luft zum Athmen mit Steuern belegen können, wir hätten nicht wagen dürfen zu mucksen! Aber: Allah ist groß! sagt der Muhamedaner. Diese Fünf schieden sich — ihrer Natur nach — bald sich in zwei sich gegenüberstehende Lager. Auf der einen Seite — der liberalen, vermöge ihrer Constitutionen — standen England und Frankreich. Auf der andern Oestreich, Preußen und Rußland mit einem langen Schweif von kleinen Trabanten. Sie nannten sich die „heilige Alliance!“ Man kann sehen, Was es mit diesem „heilig“ auf sich hatte, wenn man bedenkt, daß ein Metternich der Mittelpunkt dieses heiligen Sonnensystems war; wenn man bedenkt, daß „heilig“ identisch war mit: „nicht denken! nicht reden!“ daß nach Talleyrand bei uns die Sprache nur erfunden war, um seine Gedanken zu verbergen! Daher kam es auch, daß sich die Sympathieen der Völker von solcher Heiligkeit ab- und der profanen

Freiheit von England und Frankreich zuwandten, welche beiden dadurch in ihrer natürlichen Alliance, durch welche sie allein schon die Geschicke von Europa in der Hand hatten, unbezwinglich wurden und uns die politischen Gesetze peremtorisch diktirten. Nordamerika blieb ganz aus dem Spiel, da seine kluge Politik sich in die Europäischen Angelegenheiten nicht mischt, aber auch keine Einmischung in Amerika duldet. So erhielten England und Frankreich alliirt — trotz eines gewaltsamen Dynastienwechsels in letzterem — einen 33jährigen künstlichen Frieden, welcher ihnen selbst, zum Glück! Lebensbedingung war. Was hätte ihnen auch entgegensein sollen? Deutschland — in 38 Fetzen gesondert, wovon jeder seine eigene Farbe trug — war ein ohnmächtiger Nachbar, und fügte sich stets willig, froh: in seinem despotischen Frieden gelassen zu werden. Spanien — durch seine Politik und Thronfolge in fortwährenden Bürgerkriegen erhalten — wurde immer machtloser. Oesterreich, jeden Choc — wie sich jetzt herausgestellt hat — mit Recht fürchtend, war nie schwierig. Und Rußland hatte zu Viel mit sich selbst und mit Anbahnung des Weges nach Konstantinopel zu thun, um sich nicht froh zu fühlen, kein Waffengeschäft in Europa zu haben, da der Kaukasus ohnedies seine Lebenskräfte so stark absorbirte. Was thaten nun England und Frankreich, um sich die Sympathieen der Völker zu bewahren? Statt den Fortschritt der Freiheit zu befördern, unterdrückten sie systematisch ihre eigenen Völker, arbeiteten so der unerträglichen Despotie der

heiligen Alliance in die Hände, verfolgten dabei egoistische Zwecke, blieben daher in steten Reibungen, und konnten durch gegenseitige Eifersucht und Nationalhaß zu keiner einigen Kraft gelangen. Als dann Louis Philipp mit seiner bekannten unmännlichen Schlauheit England so arg hinter's Licht führte, und seinen Sohn, den Duc de Montpensier, durch die Heirath mit der Schwester der Königin Isabella auf den spanischen Thron zu escamotiren suchte, und so beinahe den blutigen Erbfolgekrieg von 1701 wiederholte, war der Bruch zwischen Beiden unheilbar. Louis Philipp, um sich gegen England zu stärken, warf sich nun der heiligen Alliance ganz in die Arme, unterstützte den von ihr protegirten Sonderbund mit seinen Jesuiten in der Schweiz, ließ Krakau, das letzte Bollwerk der Polnischen Freiheit — jedoch mit einem perfiden Scheinprotest — an Oestreich verhandeln, und gab so dem auf Frankreich hoffenden Liberalismus den letzten Todesstoß. Das konnte man damals an den verdüsterten Augen der Polen, welche zu Tausenden als Flüchtlinge in Frankreich lebten, gewahr werden. Und auch für uns schien Alles verloren, was sich in den Worten des Königs in seiner Thronrede — sie lauteten ungefähr: „es wird in mir immer klarer, den Beifall des großen Haufens zu verachten" — deutlich ankündigte. Es war eine hoffnungslose Zeit! Allein man muß dem Fatalismus des Muhamedaners Recht geben: — Allah ist groß! Die Orleans waren für England in Frankreich unmöglich geworden. — Was der Hungersnoth mit ihren Aufständen und besänftigenden Guillotinen im Jahr 1847 nicht gelang, das glückte

einem Reformbankett in Paris! Die Revolution brach aus — Louis Philipp wurde verjagt — und wir waren gerettet!

Die **Coalition der Europäischen Fürsten** hat uns verrathen; sie hat unserer Treue ohne Ende in ihren Congressen Hohn gesprochen. **Daß diese Coalition nicht wiederkehre, muß unser eifrigstes Streben sein; denn mit ihr würden wir das alte Unterdrückungssystem haben.** Wo diese Coalition noch bestand — in Deutschland — mußte man ihr die Coalition des souverainen Volkes entgegensetzen. Dies war die ursprüngliche Idee unserer National-Versammlung in Frankfurt. Wir begrüßten diese Idee mit Jubel, gingen auf das gegebene Schiboleth freudig in Deutschland auf! Kann sich Das in so kurzer Zeit so geändert haben durch die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverwesers? Gewiß nicht! In irgend Etwas muß sich doch die executive Gewalt der souverainen Völker concentriren. Dies geschieht in eben diesem Reichsverweser — ob verantwortlich oder unverantwortlich — und deßhalb muß man dieses Faktum als eine große Errungenschaft begrüßen. Aber diese Rücksichten sind es nicht allein, welche uns zur Einheit mit Deutschland bestimmen müssen. Wir können das alte Militairsystem nicht mehr durchführen, welches uns gegen Rußland und Frankreich stark machte, und ein gewichtiges Wort mitsprechen ließ; denn unser Proletariat — jetzt schon so übermäßig — würde dadurch noch mehr um sich greifen und uns in einigen Decennien ganz an den Abgrund bringen. Wir würden als allein stehende

Großmacht den Militair-Etat sogar noch vergrößern müssen, da die Friedens-Coalition vernichtet ist, und an ihre Statt kriegslustige und mächtige Nachbarn getreten sind. Wollen wir wieder Alliancen suchen, und der Satellit entweder von Frankreich oder Rußland werden? Ein Volk wird nur durch sich selbst groß: daher muß Preußen ein Deutsches sein! Der kleine Dänenkrieg hat unsre Ohnmacht in ihrer ganzen Blöße gezeigt, und bewiesen, daß wir ohne Kriegsflotte nicht mehr existiren können. Zu solchem Unternehmen ist Preußen allein aber zu arm und würde dadurch nur noch schneller seinem Untergange entgegen eilen. Aber — sagen die Conservativen — Preußen hat eine **große Geschichte** zu bewahren, und kann deßhalb nicht in Deutschland aufgehen. Diese Geschichte als große Geschichte datirt sich von der Schlacht bei Fehrbellin, also von hundert und einigen sechszig Jahren her. Baiern, Schwaben, Franken, Sachsen u. s. w. haben eine tausendjährige große Geschichte, werden aber doch in Deutschland aufgehen. Die stolze Roma giebt uns ein großes Beispiel: sie wird mit ihren mehr als zweitausendjährigen Erinnerungen in Italien aufgehen. Gesetzt nun, Preußen sagte sich los von Deutschland, um auch ferner auf eignen Füßen zu stehen: so würde es freilich seine alten Erinnerungen bewahren, aber die neuen würden nicht erhebend sein, und sich vielleicht gar in ein Nichts verlieren. Die Rheinlande, Westfalen, Sachsen, Schlesien würden sich wahrscheinlich zu Deutschland schlagen, denn sie haben keine große Preußische Geschichte; einige sogar nur eine 33jährige, — die uner-

quicklichste, welche ein Volk haben kann, — während sie doch in der Deutschen Geschichte schon beinahe seit zweitausend Jahren auftreten. Und von allen Errungenschaften durch Friedrich den Großen und durch die Freiheitskriege würde uns Nichts bleiben, als Was jetzt noch „mit Gott für König und Vaterland“ schwärmt. Ein Bürgerkrieg wäre dann unvermeidlich, indem ganz Deutschland gegen uns stehen würde, und riefen wir die Russen zu Hülfe, so hätten wir sofort 2 bis 300,000 Mann Franzosen in Deutschland. Ein Kampf würde entbrennen, wie wir vielleicht noch keinen gesehen, und unsre unglückliche deutsche Muttererde verfiele wieder ihrem alten Fluch: sich im Blut ihrer eigenen Kinder baden zu müssen. Denken wir uns dann das Schreckliche, in diesem Kampfe vielleicht zu erliegen, so wäre die gewaltsame Wiederherstellung Polens gewiß, und wir könnten dann leicht gezwungen sein — wenigstens Pommern und Preußen — in Polen aufzugehen. Solch ein Strafgericht wäre doch zu hart; machen wir uns mindestens seiner nicht schuldig, indem wir die angestammten Brüder wortbrüchig verlassen. Daß wir in Deutschland aufgehen, ist kein politischer Selbstmord! Wenigstens haben wir uns vor diesem Tode nicht zu fürchten, welcher uns ein glorreiches Wiederauferstehen gewiß macht. Ein politischer Selbstmord ist es, wenn wir uns von Deutschland lossagen. Die egoistische Ideen: Deutschland müsse in Preußen aufgehen! kann nur das Stockpreußenthum — das uns schon so vielen Haß zugezogen hat — ausgeheckt haben. Man beruft sich — und mit Recht — auf die alte und neue

bewährte Preußische Tapferkeit. Aber man kennt sein großes Vaterland nicht, oder will es nicht kennen, wenn man den Bruderstämmen das Erbtheil des Muthes unserer Altvordern schmälern will. Als wenn wir nicht wüßten, daß die Baiern, Badenser, Würtemberger, Hessen und Sachsen Napoleons beste Truppen waren, daß die Sachsen durch ihren Heldenmuth die Schlacht von Wagram entschieden, daß die Hannoveraner bei Waterloo gegen die alten Garden Napoleons wie Mauern standen, bis Blücher herankommen konnte. Dem Verdienste seine Kronen! Also laßt uns sein, Was wir seit über tausend Jahren, und noch ehe an ein Preußen gedacht wurde, gewesen sind: — Deutsche! Deutsche mit Leib und Seele! Zu Preußens und Deutschlands Heil!"

Hatte wohl der Mann, welcher solche Ansichten verbreitete, Unrecht, vor dem Kriegsgerichte zu Rastatt auszurufen: „Wenn man mit solchen Gesinnungen ein „schlechter Preuße" ist, ja, dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu sein, dann will ich mich aber auch mit Hardenberg trösten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offnem Bruch mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf: er sei ein Verräther und gar mit Englischem Golde bestochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge übersah!"

5.

Als Kinkel seine politische Laufbahn begann, war er noch keineswegs ein so entschiedener und consequenter Republikaner, als manche der übrigen Volksführer. Die „Neue Rheinische Zeitung" griff ihn damals nicht selten an, und wie seine ganze Entwicklung nie sprungweise fortschritt, so reiften auch seine politischen Ansichten nur allmälig unter dem Einflusse der Zeit, welche ihn von Stufe zu Stufe fortdrängte. Die Verse:

„So steht es fest nach ewigen Gesetzen:
Der Dulder herrscht! Es will den Stahl die Welt;
Sie muß uns selbst zum Kampf die Schneide wetzen,
Und unfreiwillig wird der Mann ein Held!"

finden gerade auf ihn die vollste Anwendung. — Zuerst hielt Kinkel eine Vereinbarung zwischen Fürst und Volk noch für möglich, bis ihm die Annahme des Malmöer Waffenstillstandes ganz die Augen öffnete. Und man muß gestehen, daß in letzter Zeit es selbst den Loyalsten, wofern sie nicht absolut Gläubige

*) Der Welt Trotz! Ged. S. 120.

in jeder Beziehung sind, sondern irgend logische Tüchtigkeit besitzen, zur Nothwendigkeit geworden ist: entweder auf die äußerste Rechte oder äußerste Linke zu rücken, also in jedem Fall Opposition gegen die Regierung zu machen. Nach Rechts gehen die Lieblosen und Egoisten, nach Links Alle, die noch Vertrauen zur Menschheit und Haß gegen die Barbarei hegen. Jener schmachvolle Waffenstillstand, als dessen Resultat wir das Blutbad von Friedericia und die Niederlage von Idstedt betrachten, war der erste heimtückische Gewaltakt — sie folgten seitdem hundertfältig — den die Dynasten wider die Völker wagten, er war der erste Schritt zu der jetzigen Versunkenheit Deutschlands, er mußte Allen, die Liebe zum Vaterland und zu den Menschen in der Brust tragen, die Augen öffnen. Kinkel schrieb bei dieser Gelegenheit:

„Unsre Zeitung legt heute auf drei Tage Trauer an, weil vorgestern, Samstag Abends um 8 Uhr, die Frankfurter Nationalversammlung mit der traurigen Mehrheit von 258 gegen 237 Stimmen den Waffenstillstand mit Dänemark angenommen hat.

„Deutschland wird frei werden, heute so gewiß wie vorgestern. Aber der Weg führt nun durch die dunkle Nacht. Das Volk wird diesen Weg nicht mehr mit seinen Vertretern an der Spitze, es wird ihn für sich allein suchen.

„Gramvoll, aber muthig und ungebeugt, wie am Tage des schönsten Sieges, erheben wir unsere Hand, unsere Stimme, und rufen:

„Es lebe die Freiheit!
„Es lebe die Einheit Deutschlands!
„Es lebe das Volk und sein fester Wille!“ *)

Von nun ab kannte Kinkel keine Zweifel mehr über den Weg, welcher einzig zur Freiheit führt. Es bedurfte kaum noch der graunvollen Oktobertage von Wien, um ihn mit Leib und Seele auf den Pfad der neuen Revolution zu drängen, den er jetzt in keinem Augenblicke mehr verließ. Nichts konnte ihn mehr erschüttern, weder die Septembertage von Frankfurt, noch die neue Schilderhebung Struve's in Baden; er erkannte allenthalben das Recht des Gefühls, das die Streitenden beseelte, und konnte sich höchstens beklagen über die Blindheit des Volkes und nicht selten auch seiner Führer.

Bei Alledem wich Kinkel keinen Schritt von dem Pfade der Menschlichkeit, der Bildung und Gerechtigkeit, für deren Sieg er sein Leben einsetzte. „Es ist wahr,“ sagte er bei der Freisprechung Freiligrath's, **) „mit Kanonen und Säbeln haben sie die Demokraten bezwungen, in Frankfurt, Stauffen und Köln, denn noch sind ihnen die Kanonen und Säbel zur Verfügung. Aber wie wir sie nach ihren kurzen Maitriumphen überall vor dem Volke geschlagen haben, so bezwingen wir sie jetzt vor den Schranken. Die

*) B. Ztg. Jahrg. 1848. No. 126.
**) B. Ztg. Jahrg. 1848. No. 140.

Gerichtsbarkeit, sobald sie die Feder und den Geist zu verfolgen begann, ist überall lächerlich geworden, und selbst im ernsteren Gefecht zog sie wenigstens den Kürzeren. In München löst sich der Anklagegrund gegen die Demokraten in einen Studentenwitz auf. In Berlin wird den Richtern bewiesen, daß sie Cohnheim entweder freisprechen, oder, weil er einen republikanischen Katechismus geschrieben hat, nach dem bestehenden Gesetz von Unten auf rädern müssen. In Düsseldorf werden durch Geschworene Freiligrath und Wulff befreit; die Freisprechung von Anneke, Gottschalk und den übrigen, nicht durch Anderes, als sie, gravirten Kölnern ist darin schon mitenthalten. In Würtemberg hat Rau sich freiwillig gestellt, seine Strafe kann nicht schwer ausfallen; in Baden aber ist Struve auf dem rechtlichen Wege ebenfalls vor Geschworne gewiesen, und auch hier kann von einem Todesurtheil nicht mehr die Rede sein.

„Wir freuen uns dieser Thatsachen um des Vaterlandes und seiner Zukunft willen. Es ist der größte Gewinn für ein revolutionirtes Volk, wenn die Bewegung **menschlich bleibt**. Mit jeder Freisprechung eines Volksmannes werden zwar die Throne lockerer, aber es wird auch immer sicherer, daß sie ohne Blut und Grausamkeit von Seiten des Volkes einstürzen werden. „Ein Volk — so sagte zu uns jüngst der hochverständige und edelherzige Henry Brisbane aus New-York — ist stets nur so grausam wie seine

Beherrscher." Sehen wir also die für den Augenblick äußerlich siegende Partei der Fürsten, gleichviel ob gutwillig oder durch Gesetzeszwang, innerhalb der Grenzen der Menschlichkeit verbleiben, dann rückt Schritt vor Schritt auch die **Guillotine,** — und selbst die **Laterne der Volksjustiz** — weiter fort in's Reich der **sittlichen Unmöglichkeit,** und selbst die rothe Republik der arbeitenden Klassen verwandelt ihre Blutfarbe in die Rosengluth der Liebe. Deutschland hat alle Hoffnung, vermöge seines nordischen Herzens und seiner hochentwickelten Menschlichkeit eine Republik aus seinem Volksthume zu erzeugen, die mit dem Weine des Geistes, nicht aber mit dem Blut der Bürger ihre Taufe erhält. Männer aller Parteien! Mehr, als der Weg, ist das Ziel! Höher, als die Politik, gilt die Menschlichkeit und ihre Blüthe und Frucht: die Bildung, die Liebe, die Schönheit! Wer ein edel Herz hat, der helfe dazu, daß von beiden Seiten Dies Niemand vergesse!"

Dies sind die Grundsätze, dies die Ansichten eines Mannes, den man als einen wilden, fanatischen Blutmenschen darzustellen sucht, einen Rothen, der seine Farbe nicht von der Rosengluth der Liebe, sondern von Bürgerblut herleite! Über die elende Verleumdung! Feind aller althergebrachten Barbarei, trat er schon im Januar des Jahres — als noch Keiner den raschen Ausbruch der Revolution ahnte — den Kampf gegen

die Todesstrafe*) an. Dieser Kampf war es vor allen, den er unerschütterlich fest und und kühn führte. Begeistert rief er nach den Beschlüssen des 4ten August:

„Kein Schaffot mehr!" **)

„Mit Rührung schreiben wir es nieder, mit jener innigen, frommen Freude, die unser Auge bei großen Siegen der Menschlichkeit feuchtet: Das Deutsche Volk zu Frankfurt und gleichzeitig die Preußen zu Berlin haben die Todesstrafe abgeschafft! Eine Fahne hat heute schon gesiegt, deren Vertheidigung noch vor drei Monaten hier in unserm Bonn mit einem gemeinen anonymen Artikel beworfen wurde! Wunderbar! Es war Eine und dieselbe Zeit, als beide Versammlungen ihre Beschlüsse faßten, es war die Nachmittagsstunde des 4. August, eines schon in den Annalen der Menschlichkeit durch jene französische Nacht glänzenden Tages, in welcher Adel und Klerus ihre Vorrechte begeistert dem Vaterlande aufopferten. Deutsches, herrliches Volk! Du warst das erste, das diesen Triumph der Liebe sich errang! Während noch im Januar d. J. der alte Gesetzgebungslandtag der Reichen und Adligen zu Berlin die Schmach auf Dich lud, zu sagen: Du wolltest das Blut der Verirrten, und darum müsse man Dir das Blut gewähren — hast Du heute, endlich Deines

*) Siehe das Gedicht S. 54 dieses Bandes.

**) B. Ztg. Jahrg. 1848. No. 90.

eignen Willens mächtig, kraftvoll protestirt gegen diese Verleumdung, und Deine reine Stirn abgewandt vom Greueldampfe der Schaffotte. „Der erste Fürst — spricht Verrina zu Fiesko — war ein Mörder, er führte den Purpur ein, die Flecken seiner That in dieser Blutfarbe zu verstecken.“ Schauet das Gegenbild: ein Volk, das freigeworden ist, bedarf des Blutpurpurs nicht, um seiner Majestät und Machtvollkommenheit gewiß zu sein. In Berlin ist die Todesstrafe mit 294 gegen 27 Stimmen abgeschafft worden, und beinahe hätte auch der Verbesserungsvorschlag „ohne alle Ausnahmen“ gesiegt; über die Ausnahmen wird noch debattirt werden. In Frankfurt stürzte die Todesstrafe mit 288 gegen 146 Stimmen, jedoch mit Vorbehalt ihrer Beibehaltung für Kriegsgerichte. Zugleich that man in Frankfurt den fast nicht minder großen Schritt zur Abschaffung aller die Menschenwürde schändenden Strafarten, nämlich der körperlichen Züchtigung, der Brandmarkung und des Prangers. Erst mit diesen Gesetzen schreiten wir aus dem greuelvollen Staat des Mittelalters vollständig in den Staat der Humanität hinüber. Dieser Sieg ist Mehr als eine gewonnene Schlacht, und wird sich vollenden durch die Reform der Gefängnißstrafen und die Umwandlung der Strafarbeit in Besserungskolonieen.“

Mit derselben Begeisterung, zu welcher ihn die Aufhebung dieses barbarischen Instituts entflammte, schleuderte er seinen ganzen Manneszorn auf Diejenigen, welche jenes Gesetz zu erhalten suchten. „Verlockung

der Hölle — schrie es in ihm empor *) — solche Gesetze zu dekretiren! Mit welchem Wort soll man diese Verblendung sonst doch besonnener Männer bezeichnen? In einer Zeit, wo das Rad der Geschichte sausend fortrollt, wo das Volk in jedem Augenblick — und einmal doch sicher — das Rächerschwert in seine Faust bekommen kann, — zu solch einer Zeit Blutgesetze zu unterstützen, aus denen nothwendig eine grauenvolle Erndte hervorgehen muß! Zu solcher Stunde auch uns anzudrohen, Was seitdem das Wiener Volk erlitten hat! Noch einmal dem Blutdurst siegreicher Soldaten die entwaffneten Gefangenen preiszugeben, und nicht einmal zu bedenken, wie nach solchen Vorgängen das Volk dereinst seinen Sieg benutzen wird, in welchem es dann nothwendig eine gottberechtigte Blutrache erkennt!

„Manche Menschen waren bisher gegen die Republik, weil sie von Anno 93 her noch einen traditionellen Blutgeruch an sich trug. Wenn über 50 Jahre die alte Monarchie auf Erden nur noch in der Erinnerung lebt, dann wird ihr Gespenst einen viel blutigeren Schleier tragen als jene, und mit Kopfschütteln und Unglauben wird man es Deutschen Universitätsstädten nacherzählen, daß sie Anno 1848 Vertreter wählten, die Gesetze unterstützten, deren rasender Unverstand nur durch ihre Herzlosigkeit aufgewogen ward.“

*) Ein Wörtchen an den Abgeordneten Bauerband. B. Ztg. vom 28sten November 1848.

Daß Kinkel mit der gleichen Ehrlichkeit schonungslos die Verbrechen seiner eignen Partei tadelte, sehen wir unter Anderm auch aus den Worten, die er bei Gelegenheit des Frankfurter Aufstandes in seinem Blatte gegen die Mörder Lichnowsky's und Auerswald's schleuderte. Wir theilen das Wesentliche des ganzen Artikels mit, damit wir klar den Standpunkt Kinkels in seiner ganzen Reinheit erkennen:

Gerechtigkeit! *)

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni!

I.

— — — — — — — — — — — — —

„Wenn wir den greulichsten Verbrecher, den Mörder seiner Mutter, nicht getödtet wissen wollen, so wird man uns wohl Glauben schenken, wenn wir sagen: am Allerentschiedensten sind wir gegen die Hinrichtung des politischen Verbrechers. Wir finden es unter allen Umständen und von jeder Partei einen Frevel, Jemanden für seine politische Ueberzeugung und für deren Folge — die politische That — mit seinem Kopfe verantwortlich zu machen.

„In Frankfurt ist Das an zwei Abgeordneten geschehen. Auerswald und Lichnowsky sind von den Aufständischen gefangen, und als Gefangene getödtet worden.

*) B. Ztg. 1848. No. 131 und 136.

Diese That, von unserem Standpunkte angesehen, war eine schlechte und sittenlose That, vielleicht ebenso schlecht und sittenlos wie die Thaten des königlichen Mörders in Neapel. Wir sagen noch mehr: Waren **wir** bei jener Tödtung zugegen, wir hätten **mit unserer Brust** die Kolbenstöße abgewehrt von der Brust selbst des gehaßten Junkers, und **unser Leben** eingesetzt für das seinige. Wir hätten das gethan als Menschen, weil wir eben **jede** durch Blut vollzogene Rache verabscheuen; ebensosehr aber auch als Republikaner, weil jeder Blutstropfen den Weg zur Republik schlüpfriger und schwerer ersteiglich macht.

„Nachdem wir Dieses vorausgeschickt, können wir ohne Furcht vor Mißdeutung auf die schmachvollen Uebertreibungen hinweisen, mit welchen die Volksfeinde diese Thatsachen ausbeuten und zugleich die unerhörte Stellung aufdecken, welche die beiden Abgeordneten dem Volke gegenüber freiwillig genommen haben.

„Zuerst müssen wir hier unsere eigene Parteiansicht über den ganzen Septemberkampf aufstellen. Es beweist sich in einer Krisis, wie dieser, der Mann und sein Charakter. Viele der Linken ziehn sich, nachdem die Sache gescheitert ist, von ihr zurück, und die selbst sich republikanisch nennenden Zeitungen machen Schwenkungen. Wir nicht. Gegenüber der drohenden Militairgewalt, gegenüber den Mörderkugeln, mit der man unsere Person in vertraulichem Gespräche bereits bedroht, und

unsere Familie einzuschüchtern versucht *), gegenüber den Betschwester-Verleumdungen der royalistischen Blätter, sprechen wir es ruhig aus: daß die Barrikadenkämpfer von einem großen und berechtigten Gefühl durchglüht waren, und daß das gleiche Gefühl, Gott sei Dank! in Millionen Deutscher Herzen glimmt. Es war kein Kampf um's tägliche Brod, es war nicht einmal der Kampf um eine Staatsform, um die Republik, oder um den Sieg über die Militairgewalt, es war auch keine sociale Revolution: — es war Nichts, als eine Demonstration für die Ehre des Vaterlandes, die man durch den schmachvollen Waffenstillstand als gefährdet ansah, und die auch durch ihn gefährdet und gekränkt ist und bleibt trotz allen Majoritäten der Paulskirche.

„Was die Barrikadenmänner wollten? Wir wissen es nicht. Ein Attentat auf die Nationalversammlung? Das hat sich nicht bestätigt. Die Republik? Nein, denn die Hanauer, welche 1600 Mann stark und wohlbewaffnet vor dem Thore standen, und auch stehen geblieben sind, wollten ihnen helfen, wenn sie die Republik ausriefen. Plünderung? Wahrlich nein, denn von Schreibens nicht wohl kundigen Arbeitshänden stand an den Läden geschrieben: „Heilig ist das Eigenthum — Tod!“ Der ganze Aufstand hat etwas Räthselhaftes, Was sein Endziel angeht: er war nicht durch Verschwörung

*) Siehe die Briefe S. 98 und 99 dieses Bandes.

gemacht, er war ein bloßes Auflodern des tief verletzten, trotz allen Adressen und Lebensäußerungen von der Paulskirche nicht beachteten Volksgefühls.

„Dies Volksgefühl aber ist durch die Niederlage dieser seiner ersten Opfer nicht erstickt: durch diese hundert Todte wird die Annahme des Waffenstillstandes nicht um ein Haarbreit ehrenvoller, als vorher. Das Volk schwankt nicht wie Cabinette — und wie Redacteure dicht vor dem neuen Abonnement! Das Volk wird den Protest gegen den dänischen Vertrag und gegen das hiemit dem Preußischen Cabinet ertheilte Vertrauensvotum darum nicht fallen lassen, weil den ersten Vorkämpfern dieses Protestes mit Kartätschen geantwortet wurde! Die rührende Eintracht des Oestreichischen und Preußischen Militairs, welches mit dem Volkswillen am 6ten August dem Reichsverweser nicht huldigte, gegen den Volkswillen aber in Sturmeseile auf Johann's Befehl heranflog — diese Eintracht wird den allgemeinen Zorn nicht schrecken. Es sind gesetzliche Mittel genug da, mit denen wir die Bajonette abstumpfen, trotz Herrn von Schmerling in Frankfurt und Herrn von Pfuel in Berlin.

„Möglich, daß die mächtigen Heeresrüstungen Wrangels gegen Berlin, daß die drei Unglückssterne über Wien: Jellachich, Radetzky und Windischgrätz einen neuen Ausbruch niederhalten oder im Blut ersticken.*)

*) Man beachte, daß diese prophetischen Worte bereits am 23sten September aufgezeichnet sind! Alles ist eingetroffen.

Letzteres wäre schrecklich: aber es ist billig, daß die Männer, welche so lange „keine Reaktion sahen," daß all' die doctrinairen und professorischen Volksleiter und Mittler, die zu jeder That eine so glänzende Unfähigkeit gezeigt haben, erst diese Lection bekommen. Das Volk wird den Leidenskelch, den ihm die Paulskirche geboten hat, vielleicht bis auf die Hefen austrinken: aber er wird ihm Arzenei werden und als solche die Krise beschleunigen, in welcher aus seinem genesenden Körper alles Halbe, Faulige und Schwächende ausgestoßen wird. Was wir jetzt vor der Republik durchleiden, Das kommt uns doch zu Gute, indem es uns hernach, wenn wir sie haben, den Läuterungsprozeß abkürzt. Namentlich wird eine solche Pause Allen das Bewußtsein bringen, daß nur die sociale Republik, nicht das antike Staatsideal von Sparta und Rom, unsern Uebeln abhelfen kann. Und dies Bewußtsein wird uns beim endlichen Siege viele verkehrte Professoren-Constitutiönchen und doctrinaire Experimentchen vom Leibe halten.

„Mit der Scheu, die uns vor Blut eigen ist, wenden wir jetzt den Blick wieder auf jene dunkle Stelle vor dem Hanauer Thor, und wägen auch dort die auf beiden Seiten gleichvertheilt liegende Schuld.

II.

„Die mit unerhörter Sturmkraft heranbrandenden Wogen der Geschichte haben es unmöglich gemacht, bis heute in diesen Blättern den Raum, in unserm Gemüthe

die Sammlung zum Abschluß dieses Artikels zu finden. Wir leben jetzt rasch: das blutige Schauspiel des Frankfurter Septemberkampfes ist bereits von dem mildernden Nebel der Vergangenheit umflossen, neue Thatsachen bewegen uns mächtiger das Herz. Wir dürfen hoffen, daß unser Versuch, eine ruhige und unparteiische Ansicht über die Tödtung der beiden Abgeordneten zu gewinnen, jetzt leichter ist, als im ersten Augenblicke der Aufregung.

„Wir treten auf die blutige Stelle unter dem Pappelbaume vor dem Hanauer Thor zu Frankfurt. Die verschiedenartigsten Berichte sind eingelaufen, jede Partei hat der Sache ihre Farbe geliehen. Unstreitig die tiefste Schmach von allen Blättern hat die „Kölnische Zeitung" auf sich geladen, welche mit der Gier eines Haifisches nach den möglichst gräßlichen Berichten schnappte, um sie ihren Lesern aufzutischen. Wir müssen, was die Vollziehung der Tödtung selbst angeht, alle Erzählungen darüber, eben wegen der in ihnen sich aufthürmenden Widersprüche, abweisen, bis die gerichtliche Untersuchung stattgefunden hat; denn bis jetzt sind ja noch nicht einmal die Hauptzeugen der That ermittelt. Diese Untersuchung wird gewiß kommen, denn ein paar Insurgenten aus dem Volke werden der Tödtung ihres Feindes angeschuldigt: es wird also die Wahrheit sicher an den Tag treten, und erst dann darf von aktenmäßigen und amtlichen Berichten die Rede sein.

„Heute heben wir nur heraus, daß gerade das menschlich Unwürdigste, nämlich die qualvolle Tödtung und die Verhöhnung eines Sterbenden als eines Don Quixote schon als Lüge dasteht. Der jüngste Bericht in der „Zeitungshalle“ giebt an, daß man vielmehr die Gefangenen am Leben lassen und Lichnowsky bloß als Geißel behalten wollte; ein Versuch des Fürsten aber, einen ihn roh Anfassenden gewaltsam zurückzuweisen, indem er dabei nach einer Flinte griff, habe ihm die Todeskugel zugezogen. Dabei fiel das herbe Wort: „Du hast den Volksmann Hecker einen Hochverräther genannt, Du hast keine Gnade mit ihm gehabt, wir haben keine mit Dir — stirb!“ Man hat jedenfalls — Das bleibt Thatsache — einen wehrlosen Gefangenen getödtet, und man hat folglich etwas Grausames und Verwerfliches gethan: man hat sich der Monarchie gleichgestellt, welche in Baden das Standrecht ausrief, und dann — nicht in Wuth und Hitze, sondern nach vorherigem Kriegsgericht — auf ganz ordentlichen Befehl zu Stauffen sechs Freischärler niederschießen ließ. Republikaner haben — und Das verzeihen wir ihnen allerdings nicht — den Fürstensoldaten sich gleichgestellt, welche in demselben Feldzug den Flüchtlingen keinen Pardon gaben. Was Monarchen und ihre Dragoner thun, Das darf kein Demokrat thun: denn der Demokrat kämpft nicht für seine Familie sondern für Menschlichkeit.

„Nochmals also — unser Verwerfungsurtheil über diese That! Dann aber auch eben so offen den

Ausdruck unseres tiefen Abscheues über die Rolle welche von Auerswald und Lichnowsky an jenem Tage gespielt haben!

„Was waren jene beiden Männer? Vertreter des Volkes. Nicht Vertreter ihrer Preußischen Wahlbezirke, sondern des Volkes von ganz Deutschland. Brach der Bruderkrieg aus, Was konnte einzig ihre Aufgabe sein?

„Rößler von Oels hat uns Das gezeigt. Er schwang die weiße Fahne und trat unter die Kugeln, die zwischen den Brüdern im bunten Kriegerrock und den Brüdern im Kleide der Armuth gewechselt wurden. Rößler wußte, daß er des ganzen Volkes Gewaltsbote war: er stiftete Frieden.

„Was thaten von Auerswald und Lichnowsky? Sie fühlten sich nicht als Abgeordnete, sondern als Preußische Officiere — sie stellten sich, um die Barrikadenkämpfer verderben zu helfen, dem Kriegsminister zur Disposition. Nachdem sie durch ihre Abstimmungen, und der Eine außerdem durch die rohesten und übermüthigsten Ausfälle auf die Lieblinge des Volkes dessen Zorn gereizt, dessen Willen verhöhnt hatten, wollten sie gegen diesen Willen die beliebten Kartätschen commandiren — sie wollten Richter werden in eigener Sache!

„Und warum ritten sie vor's Thor? Niemand hat es abgeläugnet: sie wollten die Turnerhaufen recognosciren. Sie wollten sodann den Kanonen entgegen, um deren Feuerschlünde kunstgerecht gegen das

Volk zu führen, dessen Stellung sie listig hinter Hecken und Gartenzäunen ausgespäht hatten. Ihren Feinden, denen sie Tod ersannen, konnten sie in dieser würdelosen Thätigkeit nur unter dem Gesichtspunkte feindlicher Officiere erscheinen; und Wer von Euch hat — die offene Waffenfehde vorausgesetzt — gegen Erlegung eines feindlichen Officiers Etwas einzuwenden? Das Volk aber hat keine Zündnadelgewehre und Spitzkugeln gegen die zu Roß Entfliehenden, sondern bloß Sensen und Säbel.

„Aber am Grabe dieser beiden Männer haben Priester und Apostaten sie halb zu einer Art von Antinous — halb zu Märtyrern gemacht! *)

„Laßt sie ruhen, die Todten: — aber Denkmale baut ihnen nicht! Sie haben ihre Stellung und das Maß der Gerechtigkeit gerade so gut überschritten, wie ihre Feinde! Ueber ihren Gräbern aber, statt mit diesen Blutscenen den Unverstand des vornehmen Pöbels gegen die Republikaner zu hetzen, lernt auch für die heißesten politischen Kämpfe das Wort achten, das an der Stirn dieses Artikels steht: Gerechtigkeit!“

---

*) Wir erinnern an die zahlreichen Aufforderungen conservativer und reaktionairer Blätter — unter andern des Bonner Wochenblattes — zu Denkmälern für jene Gefallenen!

6.

Eben so energisch, wie gegen die Todesstrafe, kämpfte Gottfried Kinkel für die Reform des *Gefängnißwesens*, und legte seine Besserungsvorschläge in der Schrift: „*Handwerk, errette Dich!*"*) nieder. Um wenigstens auf einem Punkte den Beweis zu liefern, wie *positiv* Kinkel's revolutionaire Thätigkeit war, verweilen wir einen Augenblick bei diesen Vorschlägen.

„*Der Staat benutzt das Verbrechen zum Sturz ehrlicher Leute.* Die Fabrikation der verschiedenartigsten Erzeugnisse, welche derselbe in seinen *Zucht- und Arbeitshäusern* vornimmt, ist der *Ruin des Handwerks*. Die Verwaltung dieser Anstalten bleibt nicht dabei stehen, daß sie die Gefangenen so Viel verdienen läßt, als für den *eigenen Hausbedarf* nöthig ist; nein, sie müssen weit Mehr arbeiten. Da nun der Staat diese Hände umsonst hat, so sind diese Fabriken in den Zuchthäusern die einträglichsten

*) Daselbst. Seite 97 ff.

Geschäfte, die man sich nur denken kann. Man ertheilt den eintretenden Züchtlingen nothdürftigen Unterricht in Einem Handgriff, und nun stellt man sie für die Zeit ihres Aufenthaltes an einen Arbeitsstuhl. Sie arbeiten rein als Maschinen: eine höhere oder vollständigere Erkenntniß des Geschäftes erlangen sie selten, jede geistige Hebung oder Spannung, jedes eigene Erfinden ist ausgeschlossen. Ihr ganzes Leben mißt sich nach den Stunden, welche sie täglich auf ein niemals wechselndes, also tödtlich langweiliges Geschäft verwenden. Ein neues Zuchthaussystem, das System des Schweigens und der Absperrung — für dessen pietistischen Erfinder ohne Zweifel Dante in seiner untersten Hölle einen eignen Schwefelpfuhl geheizt haben würde — trit hinzu, um die abgestumpfte Thierheit oder die winselnde Entnervung des göttlichen Ebenbildes im Menschengeiste zu vollenden. Und so wird der Sträfling mit völlig gebrochener Kraft in die Welt wieder entlassen, welche er jetzt viel weniger, als früher, zu beherrschen versteht. Sein unseliges Arbeiten, seine vergeudete Lebensfülle haben nur dazu gedient, eine Masse meist werthloser und untüchtiger Arbeit hinzustellen. Indem man ihn mißbrauchte, hat man sich ein Mittel geschaffen, den redlichen Familienvater zu erdrücken, welcher freilich zu solchen Preisen nicht zu arbeiten vermag.

„Man wird allerdings fragen: Womit sollen wir denn die Verbrecher im Strafhause moralisch und körperlich beschäftigen, welchen Ersatz für die bisherige Maschinenarbeit finden? Und ferner: Sollen

wir denn dem Staate die großen Kosten für die gefallene Menschheit aufbürden, ohne daß uns der Sünder den kleinsten Ersatz dafür giebt?

„Zu der Antwort auf diese Frage wäre ich nicht verpflichtet; denn ich habe bloß zeigen wollen, daß der Staat auf dem bisherigen Wege ein tägliches Verbrechen an dem freien und redlichen Arbeiter begeht. Aber freilich, man beweist die Greulichkeit der Todesstrafe — und die Juristen sagen: sie ist ein nothwendiges Uebel. Darf dieses freche Wort in einem gebildeten Staate und unter christlichen Menschen ungestraft gesprochen werden, dann wagt man auch wahrscheinlich zu sagen: Die Zuchthausstrafe ist ein nothwendiges Uebel. Damit nun die Gegner dies Spiel verlieren, will ich — absichtlich von meinem Wege abschweifend — den Versuch machen, hierüber meine Gedanken auszusprechen.

„Zuerst also sage ich: Vermindert die Zahl der Verbrecher, und der zwangsmäßig zu erziehenden Kinder, so werden sie Euch gleich minder Kosten machen.

„Hiefür liegt das Mittel ganz nahe, und derjenige Staat hätte es längst und leicht finden sollen, welcher sich den Staat der Intelligenz vermuthlich aus dem Grunde nennt, weil er seinen Dorfschullehrern 30 Thaler Gehalt, einen Wandeltisch im Winter und im Sommer den Urlaub giebt, die Säue der Gemeine zu hüten. Die Beispiele bieten Westpreußen und im blühenden Rheinlande das Fürstenthum Wied. Darf

man sich wundern, wenn hiebei die Schweine besser fahren, als die Bauerjungen? Oder glaubt Ihr, ein solcher Mann bringe von der Gemeinewiese den Schwung des Geistes mit, um in seinen Kindern das Licht menschlicher Bildung oder die heilige Flamme der Bürgertugend zu entzünden? Gebt Euren Mammon heraus, den Ihr auf Euren Paraden glänzen ließet, und bezahlt die Jugendlehrer so, daß Männer diesen Stand ergreifen können, die sich selber achten, und nicht ihre eigene Unwürdigkeit, ihren Knechtsinn oder ihre prügelwüthige Rohheit in die Jugend pflanzen.*) Setzt jeden Lehrer ab, der ein einziges Mal den Stock gebraucht, so werdet Ihr den Stock auch im Zuchthause und bei der zweiten Klasse im Militair nicht mehr nöthig haben. Denn der Mensch, der einmal als Knabe Prügel erduldete, muß eine lange Schule durchmachen, bis er sein volles Ehrgefühl wieder erlangt hat — jenes Ehrgefühl, welches den Jüngling und den Mann vor dem Verbrechen als vor der tiefsten Schande zurückschaudern macht. Geht in die Zuchthäuser und fragt nach: die meisten Sträflinge haben nie lesen oder doch Das, was sie lasen, nie

*) Was Kinkel's unermüdliche Thätigkeit für die **Reform der Schulen und Universitäten** betrifft, so verweisen wir unter Anderm noch auf die Artikel in der „Bonner Zeitung" Jahrg. 1848 No. 115, 116, 199, 200; Jahrg. 1849 No. 1; ferner „Spartacus" No. 2, 13, 14 und 16.

ordentlich verstehen gelernt:*) wenn sie ja die Schule besuchten, so sind sie abgerichtet, aber nicht gebildet worden. Die wenigsten Verbrechen stammen aus Leidenschaft her, und diese Verbrechen sind wenigstens keine unauslöschliche Schande für das Menschengeschlecht. Nur die Verbrechen empören und entsetzen

*) „Es muß der Mensch ein Raubthier werden,
Wenn er bestehen will auf Erden:
Ein Raubthier, schleichend oder reißend,
Vergiftend oder um sich beißend."

— — — — — — — —

„Das Roß wird stets am Besten tragen,
Dem sie zutiefst die Sporen schlagen,
Die graue Dummheit wird sich strecken
Und ihres Pein'gers Hände lecken;
Die Flur wird stets ein Volk gebären,
Nur gut zum Schlachten oder Scheeren: —
Allein auf der Gebirge Spitzen
Wird einsam stets der Geier sitzen,
Den von Geburt an die Natur
Gezeichnet hat mit blut'ger Spur,
Der, schon im Neste ein Despot,
Sich freut an Blut und Purpurroth,
Nur nach erkämpftem Gute schmachtet,
Und das Gesetz der Flur verachtet."

Ein Raubthier.

Gedichte von Alfred Meißner.
3te Auflage S. 126 ff.

— — — — — — — —

„Ich bin krank und kann den Schlaf nicht finden,
Weil ich Das gehört hab' und geschaut,
Was sich nie und nimmer läßt verwinden.

uns, welche mit moralischen Stumpfsinn, mit fühlloser Rohheit begangen werden. Es wird aber Niemand stumpfsinnig, dessen Geisteskräfte in der Schule zum Denken geweckt worden sind; es wird aber Niemand roh, dem nicht Rohheiten von seinen Erziehern angethan worden sind. Der „Staat der Intelligenz“ hat sich das Verbrechen wie an Mutterbrüsten selbst groß gezogen.

Wach bei meines eignen Herzens Wehn,
Hatt' ich fernen Schmerzensschrei vernommen;
Und des Weges schritt ich hin, zu sehn,
Ob des Einz'len Hilfe könnte frommen.
Was ich dort mit düsterm Aug' geschaut,
Ist so arg, daß Beßrung nie zu hoffen, —
Blut und Thränen, Schmerzen, stumm und laut,
Wunden, gräßlich tief und ewig offen! —
Eigne Schmerzen trag' ich stillbeherzt,
Eigne Schmerzen will ich stumm verhehlen,
Aber mehr als alles Andre schmerzt
Mich die Irrsal von verlornen Seelen.

„So Viel seh' ich in des Geistes Licht,
Aus des Glaubens Sternennacht erwacht:
Der auf Golgatha — Der hat noch nicht
Die Erlösung dieser Welt gebracht!
Denn solang' der Menschheit Kern umnachtet,
Und in Noth noch tausend Herzen brechen,
Und Ein Freier noch in Ketten schmachtet,
Kann der Thor nur von Erlösung sprechen!“

Demos. Daselbst S. 101 ff.

„Ich bin mit dem Sündenregister des Schulwesens noch nicht zu Ende. Dieser Staat hat es geschehen lassen, daß man schon das Kindesalter, jene heilige Zeit der Menschengleichheit, in zwei Herden auseinander trennte: in die reichen Kinder und in die armen Kinder. Für jene öffnet man Schulen in denen Geld bezahlt wird, diese unterrichtet man umsonst. Ihr fragt: Willst du nun gar unsere Barmherzigkeit tadeln? willst du es rügen, daß wir den Armen, die sonst gar keinen Unterricht genossen hätten, wenigstens auf diesem Wege denselben ertheilen? Haben wir nicht wie die Väter an ihnen gehandelt, haben wir sie nicht mit Katechismus und Spruchbuch ausgestattet, haben wir nicht so manchen alten Rock daran gesetzt, um ihnen neue Röcke zur ersten Kommunion zu schaffen? O Ihr Heuchler, die Das als eine Gnade hinstellen, was der Staat als seine erste Pflicht anzuerkennen hat! Oder ist es nicht Pflicht des Staates, keinen Bürger unter sich zu dulden, der nicht die zum Bürgerthum nöthige Bildung erhalten hat oder erhält? Ruht nicht auf dieser Bildung die Selbsterhaltung der menschlichen Gemeinschaft? Ihr aber habt die Armenkinder dieses ihr unveräußerliches Recht erkaufen lassen mit dem bittersten Gefühl, das die weiche, zart empfindende Kindesseele kennt, mit dem Schmerz der Zurücksetzung. Ihr habt dadurch in den schwächlichen Naturen eine schleichende und tückische Demuth gegen die Reichen genährt: die starken und trotzigen Charaktere aber habt Ihr hingestoßen auf die harte rauhe Scheidewand, welche die Klassen des Volkes trennt — und Ihr wollt Euch

nun darüber wundern, wenn diese als Männer rasend gegen die Scheidewand anstürmen, oder ihren Haß an den einzelnen Besitzenden auslassen? In die reichen Kinder aber, indem Ihr sie von den armen schiedet, habt Ihr zuerst den Keim des Hochmuthes und dann den Keim jenes albernen und doch so empörenden Mißtrauens gelegt, in welchem gegenwärtig die ganze Bourgeoisie zusammenzittert — jenes Mißtrauens, welches in jedem Armen den Feind seines Vermögens, den Barrikadenkämpfer — oder nach Umständen den Strauchmörder sieht. Thut die Armenschulen fort und laßt das Kind im geflickten Kleidchen, wenn das Kleidchen nur reinlich ist, getrost neben jenem im Sammetkittel auf der Schulbank sitzen! Sie werden zusammen spielen trotz den verschiedenen Röcken, sie werden treu nebeneinanderstehen und mannlich sich helfen im Kriegsspiel, und zwischen dem künftigen Fabrikarbeiter und dem künftigen Staatsminister wird eine Jugendfreundschaft entstehen, die Beide adelt. Das reiche Kind wird seinen armen Schulgenossen in der dunkeln Hütte besuchen und einsehen lernen, wie viel herzlicher die Menschen in dieser Hütte zusammen leben: der arme Junge aber wird mitspielen auf den gestickten Teppichen, und wird dann dereinst nicht seine Mannesstirn knechtisch beugen vor dem glänzend ausgebreiteten Luxus des Reichthums. Beide aber werden zusammen in der Reife ihres Alters Hand in Hand den Sieg des demokratischen Gedankens durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch führen und die Kluft ausfüllen, die jetzt

die Brüder aus dem Einen Volke so schmerzlich auseinander reißt.

„Ich weiß es, auch dann noch werden Verbrecher sein: aber dann gilt es Diese anders zu behandeln als bisher. Der Verbrecher ist durch seine That aus dem Kreise des edel Menschlichen herausgetreten: er muß sein neues Leben da anfangen, wo auch die Erziehung der rohen Völker beginnt. Er muß allerdings eine Thätigkeit erhalten, eine anstrengende und mühevolle Thätigkeit: aber diese Thätigkeit darf keine bloß äußerliche sein, keine Fabrikarbeit in engen Mauern, bei welcher der Geist in dumpfem Brüten untergeht. Nur der Verkehr mit Menschen rettet den Verbrecher: denn die menschliche Gesellschaft darf man nicht immer mit Aepfeln vergleichen, von denen der faule den guten ansteckt, sondern ebensowohl mit dem kräftigen Lebenshauch der Kinder, der die Schwachen, welche in ihm leben, kräftigt und verjüngt. Die Einsamkeit aber, welche außerdem in allen Verhältnissen neben den Stunden der Gemeinschaft eintritt, diese muß nicht in Mauern, sondern gegenüber der großen freien Natur dem Verbrecher gegönnt werden, wo die zur Buße lockende Stimme des ewigen Gottes auch die härteste Brust endlich weit mächtiger rührt, als der Priester es vermag. Dies Alles kann nur dann geschehen, wenn die menschliche Gesellschaft dem Verbrecher Gelegenheit giebt den Spruch unseres großen Dichters wahr zu machen:

„Daß der Mensch zum Menschen werde,
Schließ' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund!"

„Und Dies ist nur möglich durch eine Verbrecher-Kolonie. Zwar können und dürfen wir diese Kolonie nicht mit ungeheuren Kosten, wie die Engländer, auf einer stillen Insel des Ozeans anlegen: denn hiezu haben wir weder Geld noch Schiffe. Aber, worauf der alte Arndt schon hingedeutet hat, es giebt namentlich in den alten Provinzen Preußens noch ein ganzes Königreich zu erobern, und die Verhältnisse, unter denen dort die Kultur sich entwickeln müßte, haben viel Aehnliches mit den Urzuständen von Amerika und Australien: dem Walde, dem ausgetretenen Flusse, dem Moor muß die Kultur abgekämpft werden. Dorthin stellt den Verbrecher, und je mehr er nach Euern bisherigen Rechtsbegriffen das Leben verwirkt hat, desto schwerer sei die Arbeit, durch welche er dieses sein Leben der Gesellschaft wieder nützlich macht. Verbraucht den Abschaum der Gesellschaft, wie die weise Natur es mit allen Abfällen ihres Haushaltes macht: verwendet ihn zur Unterlage einer neuen Aussaat, und gebt dem beseligenden Gedanken Raum, daß in hundert Jahren ein frohes Menschengeschlecht an der Stelle der öden Wildniß die Hand jener Verbrecher segnen wird, für welche jetzt eure stumpfen Priester- und Juristensatzungen keine Abkunft als das Fallbeil wissen. Schließt einen großen Bezirk ab, nicht durch eine Mauer oder einen Gensdarmen-Kordon, sondern durch die unsichtbare Schnur des Gesetzes. Nur verurtheilte Verbrecher sollen hier wohnen, und mit ihnen eine kleine Zahl von Männern, die ein Herz voll Liebe, einen beredten Mund und in ihrem ganzen Erscheinen den Zauber haben, welchen

Wohlwollen und Humanität so unwiderstehlich ausüben! In diesem Bezirk arbeite der Verbrecher. Der Mörder werde hingestellt in den stillen Wald, um sein Mordbeil nun zum Kampfe gegen die Wildniß zu schwingen: dort wird schreckender, als irgendwo sonst, der Schatten seines Opfers vor ihm aufsteigen: aber er wird auch fühlen, daß er mit einem Leben voll Aufopferung für eine künftige Menschheit die Schuld eines Augenblicks sühnt, und der reine Gottesodem der Natur wird kräftigend und friedenstiftend durch seine Brust ziehen. Wer weniger gesündigt hat, dem gebt das Feld, welches eben der Waldnacht entrungen worden ist, laßt ihn Sümpfe austrocknen, Wurzeln ausgraben, Steine wegwälzen. Hat er sich bewährt, so gebt den Pflug in seine Hand, und verleiht ihm wieder ein Recht über seine Mitgeschöpfe, über die mit ihm arbeitenden Hausthiere. Laßt ihn hoffen, daß er als gebesserter Mann nicht ohne Anhalt und Hülfe in die Welt wieder hinausgestoßen wird: gebt ihm eine Aussicht, daß er von den Früchten seines Fleißes auch noch selbst eine Ernte haben könne. Die Frauen aber, so lange es Verbrecherinnen giebt, sperrt nicht in Magdalenenstifte, sondern laßt sie den großen patriarchalisch gemeinsamen Haushalt der Kolonie führen. Stellt sie an die leichten Handwerke, übergebt ihnen die Küche und laßt sie vollständig für die Kleidung der draußen arbeitenden Männer sorgen. Thut aber auch den albernen Gefängnißgrundsatz von der Trennung der Geschlechter ab, und lernt endlich einsehen, daß die Natur Mann und Weib zu gegenseitiger Erziehung, Besserung und sittlichen

Erhebung auf einander angewiesen hat, daß jeder Mann roh, jedes Weib gemein und gedankenlos werden muß, wenn sie dauernd den Verkehr mit dem andern Geschlecht entbehren. Versucht es doch wenigstens einmal, ob denn nicht ein solcher Kommunismus, ein solcher ganz neuer Anfang des gesellschaftlichen Lebens Diejenigen erretten könnte, welche der bisherige gesellschaftliche Zustand verloren gegeben hat. Seid überzeugt, eine Kolonie dieser Art innerhalb der eigenen Landesgrenzen würde Euch schon nach drei Jahren Nichts mehr kosten, würde aber in zwölf Jahren vielleicht schon Zehntausende eintragen. Sie würde nicht, wie die bisherigen Strafanstalten, Fabrik und Handwerk erdrücken, sondern Das uns geben, was wir in Deutschland immer noch gebrauchen können: Korn und Weizen, Brot für unsere Armen, wohlfeile Füllung der Staatsmagazine, Unmöglichkeit einer Wiederholung jener Sünden des Staates in Oberschlesien. So erschafft Euch ein Sibirien, aber ein menschliches!“

7.

Daß Kinkel in dieser Zeit — er hatte sich **täglich 18 Arbeitsstunden** gesetzt! — seine Poesie gänzlich mußte ruhen lassen, ist leicht begreiflich. „Der wahre gläubige Künstler — sprach er *) — tritt in solchen Tagen, da eine neue Zeit in Geburtswehen kreist, bescheiden zurück, lebt sich in die Erscheinungen, welche aus jenem Gährungsprocesse hervorgehen, herzhaft ein, und beschreitet, wenn das Volk wieder nach der Kunst und dem Künstler ruft, sicher und gereift das neu aufgeführte Forum, dessen Menge entweder seinen Worten lauschen oder das Werk seiner Hände bewundern will. Der Dichter aber, der Maler, der Musiker, welcher den Gährungen der Uebergangsperiode grollt, weil seine Bestrebungen für eine Weile in den Hintergrund treten, besitzt entweder keinen festen Glauben an die Ewigkeit seiner Kunst, oder er ist der Sklave sträflicher Eitelkeit, wenn ihn ein augenblickliches Verschwinden seiner Persönlichkeit schon mißmüthig machen kann. Weckt erst

---

*) Bonner Ztg. 1848. No. 143.

die Freiheit die schlummernden Geister des Volkes, daß sie sich auf der einen Seite im Schaffen offenbaren, auf der andern in der steigenden Empfänglichkeit für das Geschaffene, in der wachsenden Kraft: die Werke, die der Künstlergenius gebildet, in sich aufzunehmen, — dann bedarf die Kunst nicht mehr der Unterstützung von Oben, weil sie natürlichere Unterstützung von Unten her schon gefunden hat; dann bildet sich naturwüchsig, in frischer Waldluft, Was dort durch die Wärme des Treibhauses hervorgelockt worden ist. Soll eine Kunst erblühen, so echt und volksthümlich, wie die Kunst der Griechen oder das Drama Shakespear's es gewesen, so muß sie durch das Volk erblühen, und blüht auch nur durch das Volk auf. Nehmen wir z. B. das Theater. Hat einmal Geist und Herz des Volkes den Schwung gewonnen, welchen die Freiheit giebt, dann verlangt es auch nach frischer, kräftiger Speise, die nicht den Gaumen kitzelt, sondern einem tüchtigen Körper tüchtige Nahrung zuführt, und wo findet es diese so reichlich, als vor „den Brettern, welche die Welt bedeuten?“ Besitzt aber das Theater die Stellung, die es in einer edlen Nation einnehmen soll, so finden sich auch die Dichter, finden sich die Darsteller, und weder der Eine, noch der Andere wird sich seines Ruhmes oder seiner Existenz wegen in die Nothwendigkeit versetzt sehen: an einen andern Gerichtshof zu appelliren, als den seines Volkes. Interressirt sich die Nation für ihren Künstler, so ist für die Stellung desselben gesorgt. Besitzt jede Stadt ihre Bühne — natürlich

nicht bloß von den bisherigen Lasten befreit, sondern auch in splendider Weise unterstützt — wie leicht läßt sich dann für den Dramatiker eine Stellung ermitteln! Für den Lyriker, den Epiker, den Schriftsteller überhaupt ist es minder von Bedeutung, ob er eine unabhängige Stellung besitzt. Platens berühmter Ausspruch:

„Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf
den Helikon"

ist durch den Landgerichtsrath, der den Tristan und den Münchhausen gedichtet, glänzend widerlegt worden. Daß hie oder da ein Dichter, welchem die Organisation seiner Natur oder äußere Verhältnisse im Wege standen, von Staatswegen eine Unterstützung erhalte — Wer könnte dagegen eine Einwendung machen?

Die Deutsche Lyrik hat schon vor den Februartagen eine Blüthe erreicht, wie sie wenigen Nationen zu Theil wurde; es fehlt uns nur noch, damit wir die Richtung durch eine Persönlichkeit bezeichnen, ein Beranger. Das Deutsche Epos — letzteres Wort in der ursprünglichen Bedeutung genommen, — ist mit Simrock's Heldenbuch abgeschlossen; aber hier blüht noch ein reiches Feld für das humoristische Heldengedicht und die poetische Erzählung. Dem Drama steht die größte Zukunft bevor. Das Drama ist recht das Kind der Freiheit, auch bringen die empordrängenden unteren Schichten der Gesellschaft die Frische und Ursprünglichkeit des Gefühls mit, welche die Logen längst verloren haben; sie vermögen es noch, sich über dem Stücke, das vor ihnen vorüberzieht, so gänzlich zu vergessen, daß

sie mit den Personen, welche vor ihnen handeln und leiden, mithandeln und mitleiden. Mit dem großen Volk entstehen die großen Dichter, mit dem Volke sinkt auch die Dichtung."

So vergaß Gottfried niemals ganz sein ursprüngliches Feld: die Kunst. Blieb ihm auch nicht die Zeit, selbst Großes zu dichten, so verfolgte er doch die neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete, und suchte durch Kritik zu wirken, wo er nicht selbst produciren konnte. Namentlich erwähnen wir an dieser Stelle die gediegenen und lebhaft geschriebenen Theaterrecensionen, welche die „Bonner Zeitung" regelmäßig brachte. Im Winter 1848 wurde nämlich unter der Direction des rühmlichst bekannten Wilhelm Löwe das neugebaute Theater zu Bonn eröffnet; Gottfried übernahm die Kritik der Schau- und Lustspiele, Johanna die der Opern. Diese Recensionen erhielten dadurch einen besonderen Reiz, daß jedes Bühnenstück auch vom Standpunkte der Volksthümlichkeit seine Beurtheilung fand. Diese Arbeiten fanden so großen Beifall, daß selbst viele Gegner Kinkel's seine Zeitung um der Theaterkritiken willen sich anschafften.

Trotz seiner gehäuften Thätigkeit auf dem Felde der Politik, müssen ihm seine gehässigsten Feinde das Zeugniß geben, daß er nie um eines politischen Parteizweckes willen auch nur ein einziges Mal seine Amtspflichten versäumt, eine einzige Unterrichtsstunde ausgesetzt hat. Dienstags z. B. hielt ihn die Redaction seines Blattes von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr

Nachmittags — mit Ausnahme der Essenszeit — ununterbrochen an's Zimmer gefesselt; von 5 bis 7 Uhr las er zwei Collegien; um 7 Uhr begab er sich in die Versammlung des demokratischen Vereins, der ihn bis 11 Uhr gefesselt hielt, und dann erwartete er nicht selten bis 3 Uhr Nachts die Ankunft der neuen Zeitungen, um früher als alle übrigen Blätter die jüngsten Nachrichten mitzutheilen. Sonntags aber ging er regelmäßig mit mehren seiner Freunde auf's Land, um in zahlreich besuchten Volksversammlungen den Glauben an den Sieg des ewig Guten und Menschlichen in tausend Herzen zu entflammen!

Das Licht der Humanität verbreitete sich durch Kinkel's und seiner Freunde Bemühungen mit einer Schnelligkeit von Bonn aus über das ganze umliegende Gebiet, welche uns zur Bewunderung hinreißt. Schon bald nach der Gründung des demokratischen Vereines war es unmöglich den zahlreichen Einladungen der Landbewohner nachzukommen, welche die Bonner Redner auch in ihrer Mitte zu hören verlangten. Man traf deshalb die Einrichtung, daß einer solchen Einladung nur dann Genüge geleistet wurde, wenn dieselbe von mindestens 30 Einwohnern eines Dorfes unterzeichnet war. Allein auch trotz dieser Bestimmung war es bald unmöglich, jede derartige Einladung zu beachten. Kinkel forderte daher die Landleute auf, gleichfalls in ihren Dörfern demokratische Zweigvereine zu gründen und sich als solche dem Bonner Hauptverein anzuschließen. Es wurde dann Sorge getragen, daß man jenen Landver-

einen bei ihrer ersten Einrichtung half, und nicht lange — so entwickelte sich auch hier ein so reges und frisches Bürgerleben, wie in der Stadt. Es verging nach Kurzem kaum eine Woche, in welcher Kinkel nicht in seinem Blatte die Gründung eines oder mehrer Dorfvereine mittheilen konnte.

Unter den Männern, welche ihm mit Rath und That zur Hand gingen, erwähnen wir vor Allen den Studenten Karl Schurz, einen geistvollen und unermüdlichen Jüngling, der an durchdringender Schärfe des Verstandes Kinkel vielleicht noch übertraf. Er half seinem älteren Freunde mit der größten Treue und Aufopferung bei der Redaction der „Bonner Zeitung" und wirkte durch verständige Kritik und planvolle Berechnung in seiner Art vielleicht nicht weniger als Kinkel durch die Gluth seiner Begeisterung und die hinreißende Lebendigkeit seines Gefühls.

Unter den übrigen Männern, welche der Sache der Demokratie ihre uneigennützige Thätigkeit widmeten und den vielbeschäftigten Kinkel nach Kräften unterstützten, nennen wir als die Tüchtigsten den Kaufmann Anselm Ungar und den Gastwirth Friedrich Kamm. Dagegen war die Demokratie unter den akademischen Bürgern der Friedrich-Wilhelms-Universität eben so schlecht vertreten, als auf den meisten Deutschen Universitäten überhaupt. Freilich beherrschte Schurz während der Zeit seines Bonner Aufenthaltes durch überwiegenden Geist und Rednertalent einen großen Theil seiner Commilitonen: allein es war ein Strohfeuer kurz

nach dem frischen Eindruck der Märzrevolution, das bei dem ersten Sprühregen der Novembertage eben so früh wieder verlosch. Der ganze Grund jener kurzen Begeisterung lag in der augenblicklichen Ungebundenheit des Studenten; sobald die Universitätsgerichtsbarkeit die Hanfschlinge ihrer Ausnahmegesetze wieder hervorzog, kehrte auch jener beliebte „bessere Ton“ zurück, welcher den deutschen Studenten so sehr vor der lebendigen Begeisterung, vor der schöpferischen Thatkraft des französischen Akademikers „auszeichnet.“

„Wenn unser „Vater“ spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät: —
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine Römische Mördergrube!“ —

Im October d. J. reiste Kinkel als Abgeordneter des demokratischen Vereins zum Congreß der Demokraten nach Berlin. Wie sehr er sich dort das Vertrauen aller Mitglieder des Congresses zu erwerben wußte, sehen wir aus der Thatsache, daß man ihm sowohl von der Rechten, wie von der Linken seine Wahl zum Mitglied und Präsidenten des **Centralausschusses** der demokratischen Vereine anbot. **Er schlug diese Stellung aus,** weil er seine Amtspflichten nicht verletzen wollte, und bewies auch hiedurch wie albern und grundlos der so oft von seinen Feinden gegen ihn erhobene Vorwurf des Ehrgeizes war. Johanna begleitete ihn auf dieser Reise und erlebte unterwegs das in den „Erzählungen“ so rührend geschilderte Aben-

theuer des verlassenen Kindes, das von seinem Vater in kalter Nacht b i Sturm und Wind — vielleicht auf Ewig — Abschied nehmen mußte.*)

Wien war gefallen, die Berliner Versammlungen aufgelöst, und die legale Steuerverweigerung mit der rohen Gewalt der Bajonette besiegt worden. Auch Bonn hatte in den Novembertagen eine ernste Prüfungszeit durchlebt und sich innerlich murrend und tiefempört der Soldatenherrschaft gebeugt. Ohne Kinkel's besonnene Thätigkeit wäre der blutigste Zusammenstoß zwischen Militair und Bürgern unvermeidlich gewesen. Schon am 13. November, als Professor Bauerband die Annahme einer Mißtrauensadresse verweigerte, und sein Hausrecht gegen seine eignen Wähler durch den Polizeikommissar Moritz Schlönbach geltend machte, hatte Kinkel dessen Haus vor der Demolirung geschützt; und als am 20. d. M. auf den Wink des wortbrüchigen Oberbürgermeisters die 1000 Mann des 27. Infanterie-Regiments von Worms in demselben Moment, wo Herr Oppenhoff die heilige Versicherung gab: „es kämen keine Truppen herbei," mit klingendem Spiel die Stadt besetzten: — da rettete Kinkel den Frieden, indem er sich selbst zwischen die wüthenden Bürger und rohen Soldaten warf, und zur Ruhe aufmunterte. Sein Lohn dafür war ein elender Proceß, in welchem der Staatsankläger die Unverschämt-

*) Erzählungen. S. 291.

heit bewies, Kinkel den Richtern als einen Mann zu schildern, der, voll der blutgierigsten Gesinnungen, das Leben der Steuerbeamten bedroht habe, während er in der That die Person derselben **beschützte**!

Gottfried Kinkel zog jetzt öfter, als je, auf's Land, um das arme Volk zu trösten und ermuthigen, seit in Oestreich das letzte Bollwerk der Märzfreiheiten dahinsank. Es war im December, als er mit mehren Hunderten seiner Freunde nach Hersel hinauspilgerte, um den Bürgern vom Lande und von der Stadt das Evangelium der Liebe uud Kraft zu predigen. Als sie das eine Stunde von Bonn entfernte Dorf erreichten, da krachten ihnen die Böller den Bewillkommnungsgruß der Männer entgegen, welche ihrer harrten. Gottfried aber bestieg im menschengefüllten Saal die einfache Tribune und sprach, während das Volk sich draußen trotz der kalten Jahreszeit massenweis an die geöffneten Fenster herandrängte, um wenigstens Einzelnes zu erlauschen, die Worte *):

---

*) Die ganze Rede ist **wörtlich** aus den Aufsätzen Kinkel's in der „Bonner Zeitung" entlehnt. Ueberhaupt sind die meisten Leitartikel seines Blattes Reminiscenzen oder Abspiegelungen seiner improvisirten Volksreden. Ganz richtig glaubte Kinkel durch diesen Umstand seine Worte dem Gedächtniß des Volkes besser einzuprägen. — Bezüglich der Reden, durch welche Kinkel und seine Freunde für die Aufklärung des Volkes wirkten, mag hier noch folgende Bemerkung Platz finden. Am Meisten wird das Landvolk durch die elende Gemeindeverfassung gedrückt, welche fast überall ein paar reiche Leute zu Machtha-

„Brüder und Freunde!

„Bürger der Stadt! Bürger vom Lande!

„Könnte man irre werden an einem leitenden Gedanken der Zeit, und wäre unsre Hand zitternd genug,

---

dern und Verwaltern alles Communaleigenthums macht. Der Haß gegen die Willkühr dieser Dorftyrannen ist meistens ein furchtbarer; die Demokraten haben ihn nicht erzeugt, sondern vorgefunden. Mit wahrer Begeisterung nahm das Landvolk überall die Hoffnung auf, die im Fall der Annahme des D'Ester'schen Gemeindeordnungs-Entwurfs ihm zur Erfüllung kommen würde, daß es selbst in seinen Communalsachen gesetzmäßig ein Wort mitsprechen, seine alten Bürgermeister nach eigener Wahl ersetzen, und über sein Gemeindeeigenthum schalten kann. Daher denn auch die Bonner Petition zu Gunsten dieser freien Gemeindeordnung so viele Unterschriften fand. Es erscheint dann freilich natürlich, daß die bisherigen Dorf-Matadore nur mit tiefem Ingrimm die Verbreitung dieser Grundsätze unter ihre Heerden betrachteten. Vor Allem widerwärtig war die kleine Tyrannei, die man uns — angeblich „auf höheren Befehl" — durch Verbot der Versammlungen unter freiem Himmel anthat. Auf dem Lande giebt es keine großen, schönen Sääle; die Frische und Einheit der Versammlungen war also dadurch sehr gestört, daß die Leute vor den Fenstern, in den Baumgärten und auf den Höfen stehend sich drängten, um wenigstens ein paar Sätze aus dem Munde der Redner zu erhaschen. Freilich, die wackern Bauern wußten sich zu helfen: im Hoholz (im Siegkreis) hatten sie den Hofraum mit zusammengereihten Leintüchern und mit Maien bedeckt, so daß dem Gesetze sein Recht widerfuhr. Die Plakate, welche die Versammlung ankündigten, wurden schon bei Tagesanbruch von den niedern Gemeindebeamten abgerissen, und doch fanden sich in Hoholz über 1000 Landleute ein, welche mit

um den Ariadnefaden im Labyrinth der Gegenwart, welcher ist der gewisse endliche Sieg des demokratischen Völkerwillens, sich entschlüpfen zu lassen, dann wäre der Tag gekommen, um irre zu werden. Der Frühling 1848 proklamirte mit der Freiheit zugleich die Unabhängigkeit der Nationalitäten. Sicilien hatte sich bereits befreit, Posen und Ungarn wurden alsbald freigelassen, Mailand und Venedig vertrieben ihre vielhundertjährigen Unterdrücker, Schleswigholstein machte eine glückliche Revolution, und in Irland gohr der Abfall von England. Selbst die Wallachei verselbstständigte sich, selbst der Croate nahm den Vorwurf des Hochverrathes hin, um den Versuch eines eigenen Staatslebens anzustellen. Die Schweiz endlich stärkte ihre republikanische Kraft durch eine Centralisation. Bedenkt man diese Weltlage — welch' eine herrliche Aufgabe hatte die Paulskirche, wie fest konnte sie das Glück der Völker gründen! Sie brauchte selbst fast nicht zu handeln, sie hatte bloß den schon gewonnenen Zustand zu erhalten.

„Und statt dessen — Was thaten unsre Vertreter? Sie bestätigten Polens Erdrückung und vierte Theilung. Sie jauchzten Radetzky Beifall, als er Mailand unterwarf. Während sie so die Knechtung fremder Nationen im Fürsten-Interesse zugaben, ließen sie das revolutionaire eigne Fleisch und Blut jenseits der Elbe in die

---

aufrichtiger und unverhohlener Freude die städtischen Gäste abholten, und mit Böllerschüssen empfingen. (B. Ztg. Jahrgang 1848, Nr. 156.)

neue drängende Gefahr der Fremdherrschaft verfallen. Diese zaghafte Politik, verbunden mit den raschen Siegen der Fürstenheere gegen die schlechtbewaffneten, rasch eingeübten, mit Geschütz übel versehenen Volkswehren gab allen Unterdrückern Muth. England blieb unerschüttert, und Messina wurde Siciliens Missolonghi. Die Schweiz wird von habsburgisch gelenkten Truppen bereits cernirt, und Frankreich bedient sich der Redensart, daß es bei Völkerunterdrückungen nur auf dem Wege der Menschlichkeit, d. h. nicht mit ehrlichen Waffen, sondern mit unnützer diplomatischer Bittstellung einschreiten dürfe.

„Ganz einsam und allein stand noch Ungarn da, die letzte Hoffnung der erdrückten Nationalitäten. Sein eigenes Ministerium, also seine Selbstverwaltung hatte es errungen, trotz allem Verrath wäre es mit seinen slavischen Nachbarn fertig geworden, und schon war mit der Unabhängigkeit auch die sociale Besserung durch Befreiung der Bauern von den Frohndiensten eingeleitet. Ungarn war zugleich, nach Mailands Fall, der Rückhalt für die Fortschrittspartei in ganz Oestreich, für die akademische Legion in Wien, für den Sieg des deutschen Elementes in Oestreich über das Slavenblut.

„Wie Italien auf dem Höhepunkt seines Sieges Deutschland seine Bruderhand bot, so hat Ungarn — nur noch entschlossener und kühner — feierlich erklärt, daß es mit Deutschland stehen und fallen wolle; es hat ausdrücklich ausgesprochen, daß Oestreich auf seine Hülfe nicht zählen dürfe, wenn es gegendeutsche Zwecke ver-

folge; es hat einen Gesandten nach Frankfurt geschickt. Und nun die Antwort auf diese Ergebenheitsbeweise? Keine Seele hat daran gedacht, sie zu erwiedern. Man ließ das wahrhaft edle Volk verzweifeln und sich unter treulosen, schwarzgelben Officieren verbluten: man trieb die Verlassenen selbst zu dem letzten Schritt, der dem durch Verrath Unterliegenden bleibt, zur gräßlichen, ingrimmigen Rache an den Verräthern, und dann schlug man über Lamberg's Tod, über Zichy's Galgen ein scheinheiliges Kreuz.

„Ungarn muß jetzt untergehen, für dies Volk hat kein Gott mehr eine Rettung. Alle die furchtbaren Heersäulen Oestreichs wälzen sich über das kleine Häuflein her, das der Gewalt unterliegen wird. Dahin, mein Vaterland, haben Deine tapfern Vertreter Dich geführt, daß Du mit Deinem eigenen Blute wieder ein fremdes Volksthum unterdrücken und Dir selbst dadurch neue Ketten schmieden mußt!

„Und wie steht es nun mit Europa? Was sinnt die Politik von Zarskoje Selo, von Potsdam und Olmütz?

„Zuerst Oestreich! Die Revolution hat man zu pariren gesucht; in Oestreich wechselt man die Personen, und hofft so den ingrimmigen Haß gegen die Dynastie, gegenüber einem noch jeder Hoffnung Raum gebenden Jüngling von 18 Jahren, zu beschwichtigen, dessen erstes Manifest auch wirklich goldene Berge verspricht.

„In Preußen drängen die Dinge selbst unaufhaltsam vorwärts. In Oestreich heißt die Frage

Deutschsein oder Absolntismus; in Preußen kommt es darauf an, ob sich durch die „rettende That“ einer octroyirten Verfassung dauernd eine solche Majorität im Volke gewinnen läßt, daß man das Militairsystem aufgeben und die Staatsfinanzen ruhig zu großartigem Schaffen von Arbeit und Brod verwenden kann.

„In dem Falle — Krieg mit Frankreich! Der Czar regt sich natürlich nicht, hält nur Polen ruhig, bedroht alle Donauländer. Habsburg greift mit Croaten und Grenzern, vielleicht auch mit gezwungenen piemontesischen Bundesgenossen vom Süden, mit Reichstruppen in Rheinpfalz und Elsaß an; Preußen wählt sich wieder die Schlachtfelder in Belgien; England cernirt, sonst unthätig, die französische Flotte. Wenn die Republik Frankreich die Könige angreift, dann sind diese verloren, weil dann die Empörung im eignen Lande der Trikolore hilft: wenn aber die Könige, nachdem sie bei sich Alles zur Ruhe gebracht, den Krieg nach Frankreich tragen, dann können sie diesem einen neuen Thron als Preis des Friedens erschaffen.

„Und dann? Bis dahin giebt es 4 Kriegsflotten: eine englische, französische, russische, deutsche. Vier Flotten werden selbst mit Nordamerika fertig!

„Und dann? —

„Als Babylons Thurm schon die Wolken küßte, da geschah, wie geschrieben steht: Der Herr fuhr hernieder und verwirrte ihre Sprachen. Babylon's Thurm ist heut ein Steinhaufen in weiter Wüste, auf dessen verglaster Fläche der einsame Löwe sich sonnt! —

„Schauen wir auf das Treiben unserer Tage, so drängt sich immer und immer wieder das Bild Kanuts des Großen in unsere Seele. Seine Höflinge schmeichelten dem gewaltigen Herrscher des Nordens, weil ihm nun ja Alles gehorche. Er, sie zu beschämen, ließ zur Zeit der Ebbe seinen Königsstuhl hinab zum Strande tragen, und am Ufer des Meeres sitzend bedrohte er die Wogen mit seinem königlichen Zorn. Als aber die Fluth herankam, da spielten und leckten die Wellen um seinen Fuß, und schwollen höher und höher, so hoch, daß bald das erschreckte Gefolge den König des Alls von der grauenvollen Gefahr abmahnte, die er sich und ihnen bereitete.

„Ist es etwas Anderes in diesen Tagen? Wir haben jetzt Ebbe seit dem Junikampfe in Paris, und gleich den Schaalthieren, die von der Fluth zurückgelassen, auf dem Sande verschmachten, liegen die ermatteten Völker am Boden. Vielleicht hätte sich jetzt am äußersten Saum, den die höchste Fluth bespülte, ein Damm aufwerfen lassen, und die schwachen, letzten Wogen konnten an ihm gebrochen werden: vielleicht war es so noch möglich, einen Fußbreit Erde für eine demokratische Monarchie zu gewinnen. Statt dessen lassen die Kanut's unserer Tage wiederum den Thron an den untersten Fluthrand tragen, weil sie ihn für einen Augenblick vom Wasser unbedeckt sehen, und werfen um ihn bloß eine Düne auf für den ersten Anprall. Und auf diesen Treibsand der Düne klettert unsre Gegenpartei hastig hinauf und ruft: Wir haben sie bezwun-

gen, die große athmende Meerfluth! kommt Alle herbei, daß wir auf dem entblößten Sand uns Hütten bauen!

„Arme Thoren! Der große Schöpfer und Meister des Alls hat seine Einheit und seine Größe in dem Wunder ausgesprochen, daß alle Erscheinungen der geistigen Welt ihr Gleichniß in der Natur haben, daß alle Wandlungen auf jenem Gebiete den großen Erscheinungen auf diesem entsprechen. Nun denn! Es ist ein Naturgesetz, daß auf die Ebbe eine neue Fluth folgt, und ganz so hoch steigt, wie die erste gefallen ist, und die verdorrten Muschelthiere mit neuem Leben erfrischt und allen Treibsand spielend weghascht, und zu ebner Fläche den Strand glättet. Es ist ein Naturgesetz, daß das Pendel, auf der einen Seite stark aufsteigend, eben so mächtig nach der entgegengesetzten Seite ausschlägt. Es ist ein Naturgesetz, daß die Wehen der Kreisenden kommen und vorübergehen, bis die Letzte ein junges Menschenleben zur Welt bringt. Es ist ein Naturgesetz, daß der nährende Saft der Muttererde, nachdem er von der Wintermitte bis zum März den ganzen Stamm durch jede feine Röhre hindurch belebt hat, plötzlich in Knospen, Blüthen und Blättern hinausschießt und die aschfarbige Trauer des Waldes gar schnell in ein mildes Grün umwandelt.

„Der Stamm ist das Volk, der Saft der Geist der Demokratie. Unsichtbar durchdringt dieser Geist die Gemüther, die Stände, die Heeresmassen; und wenn ein roher Hieb einmal den Stamm verwundet, spürt man den Saft, er ist da, und sobald er erst Alles

erfüllt hat, mit Ausnahme der schon ganz abgestorbenen, vorigjährigen Blätter, dann stößt er rasch diese Blätter ab und braucht sie, um den Stamm für künftige Jahre zu düngen, während das junge Laub frisch und hell den Baum überdeckt!

„Das größte Weltjahr seit den Geburtsstunden der deutschen Reformation und dem Ausbruch der ersten französischen Revolution rollt dahin. Die Schnelligkeit der Eisenbahnen hatte sich in den letzten zehn Monaten auch dem politischen Leben mitgetheilt: nie gab es in Europa eine Weltbewegung, die so reißend ihren Kreislauf durch die Völker vollbrachte, aber auch niemals eine, deren Gegenschlag so blitzartig rasch erfolgte. Im Laufe dieser zehn Monate sind die Völker frei, sind sie aber auch von Neuem unterjocht worden. Nach der schwärmendsten Aufregung sehen wir eine erzwungene Ruhe hergestellt; aber Dauer ist nicht darin. Denn zu keiner Zeit hat es so viel Unzufriedene und Mißvergnügte in der Welt gegeben, wie jetzt — und Das liefert doch wohl den klaren Beweis, daß an der Halbheit der jetzigen Zustände sehr bald von allen Parteien gerüttelt werden wird.

„Drei Dinge sind es, die den Denker bei dem umdüsterten Scheideblick des alten Jahres trösten.

„Zuerst die **Allgemeinheit** der Bewegung selber. Wir haben keinen einzelnen Aufstand, keine Erhebung eines abgetrennten, politisch etwa besonders fortgeschrittenen Theiles der Menschheit vor uns: es ist vielmehr die gesammte Kulturwelt, welche in diesem

Jahre von dem tiefen Drang ergriffen wurde, sich in ganz neue Lebensformen umzugießen. Ein Volk kann man niederzwingen, wenn die Nachbarvölker durch ihren politischen Geist dem Volke feindlich gesinnt sind: aber ein Kampf von Principien, der durch alle Völker hindurchschneidet, den jeder einzelne Bürger mehr oder minder tief in seiner eignen Brust ausfechten muß, der überall, wo er zum Ausbruch kommt, neben der Schlacht nach Außen zugleich die Gestalt des Bürgerkrieges annimmt — solch einen Kampf hat man nicht dadurch beendigt, daß man die eine Partei zu Boden schlägt, ihre Häupter einsperrt oder verbannt.

„Und ein Principienkampf, ein wahrer und wahrhaftiger ist es, um den wir fechten, um den wir dulden. Nicht um Formen des Staates handelt es sich, sondern um das ganze Leben und Lebensglück der Menschheit — um blendende Stichwörter eines Theaterstückes nicht, sondern um die heilige tiefinnerste Wahrheit. Das ist unser großer zweiter Trost: dieser Kampf ist kein politischer, sondern ein **socialer**; nicht unser Kopf allein arbeitet ihn durch, sondern in unendlich höherem Maaße unser Herz. Dies giebt wieder der ganzen Weltlage eine Aehnlichkeit mit der Kampfepoche des jungen christlichen Glaubens, und verleiht uns eine Begeisterung, welcher der Sieg gewiß ist.

„Die politische Frage bezieht sich auf die Vertheilung der Macht im Staate, die sociale auf die Vertheilung des Eigenthums, der Güter und Genüsse des Lebens. Jedermann sieht, daß die letztere unendlich

höhere Bedeutung hat als die erstere. Wir arbeiten nur deshalb als Politiker, weil wir Socialisten sind.

„Die Eigenthumsverhältnisse haben sich im Lauf der Jahrhunderte, am Stärksten aber in den letzten 50 Jahren, auf das Merkwürdigste umgestaltet. Die Reihenfolge dieser Umgestaltungen lehrt uns jetzt die geschichtliche Betrachtung ganz mit der Klarheit und Sicherheit überschauen, mit der ein kundiger Arzt eine Krankheitsgeschichte schreibt. Das furchtbare Resultat liegt vor unser Aller Augen da: die Mutter Erde, obwohl ihr Schooß jetzt fruchtbarer ist, als je, nährt ihre Kinder nicht alle mehr; während der Eine das Korn aufspeichert, mangelt dem Andern das Brod. Die Ungleichheit in der Vertheilung der Erdengüter war niemals größer, als heute.

„Diese Ungleichheit aufzuheben, der Kraft und dem Talent den Erwerb, der Arbeit Lohn und Brod zu sichern, das moderne Sklaventhum und die Rechtlosigkeit des Hungers zu vernichten — Das ist unser Wille, dafür streiten wir. Das Wort: Wer zwei Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat, soll nicht ferner ein hohler Schall, eine Glocke ohne Schlägel sein, sondern es soll einmal Ernst gemacht werden mit dem Evangelium, mit dem Naturgesetz, mit dem ewigen Recht der Liebe, das in des Menschen Herz eingeschrieben steht, seit es Menschen giebt! Wie nach der schönen Legende in jener Perserschlacht gegen den abtrünnigen Julianus die himmlischen Schaaren in lichten Gewanden vorkämpften, so schreiten auch unserm Hee-

reszuge vorauf die großen Socialisten der Vergangenheit: der Völkerhirte Moses, der Gracchen blutige Schatten, der Ewiglebende von Nazareth und die in seinem Geiste schaffenden Apostel der brennenden Liebe bis auf Las Casas und Wilberforce — und mit diesen Geistern im Bunde erstürmen wir den Sieg!

Und nun der dritte Trost: Die Völker haben unermeßlich Viel **gelernt** in diesem ablaufenden Jahre. Es greife heut einmal Jeder an seine Brust, und vergleiche Das, was er jetzt in ihr trägt, mit seiner geistigen Krafthöhe im März: so wird er fest auf seine Füße treten und sich trotz aller Leiden, die seitdem über unser Haupt gekommen sind, männlicher, frischer, kampfbereiter fühlen, als damals.

Nicht durch große Thaten und rasche Erfolge, desto kräftiger aber und sicherer durch eine täglich fortschreitende Erhebung in den Gemüthern der Menschen wird die Reaktion vernichtet. Das deutsche Leben und seine Bewegung, sie gleichen jetzt „den matten Kanonenkugeln, die langsam und scheinbar kraftlos auf dem Sande hinlaufen: stellt man ihnen aber, um sie aufzuhalten, den Fuß entgegen, so zerschlagen sie Einem das Bein.“ So ist der Deutsche und namentlich Preußische Volksgeist seit seiner Niederlage im November. Die Siege der Reaktion und die Gegenschläge der freien Gesinnung wechseln: aber die Reaktion hat schon ihre stärksten Mittel verbraucht, während die Freiheit gerastet den Kampf beginnt.

„Die Demokratie hat vor der Hand nur die Aufgabe, zu dulden und warten. Die unerhörte Hoffnungslosigkeit, die in allen Klassen der Gesellschaft wie nie früher verbreitet ist, führt ihr gerade jetzt, wo sie zu unterliegen scheint, eine auffallende Menge neuer Anhänger zu. Noch nie — und Dies ist eine beherzigenswerthe Thatsache! — noch nie waren die constitutionellen Vereine elender besucht, als in diesem Augenblicke, wo doch ihr Princip einen Scheinsieg gewonnen hat. Die Demokraten haben ihre gefürchtete Schnellkraft nicht im Allermindesten durch ihre Niederlagen verloren: es ist ihnen jetzt eine herrliche Muße geboten, um ruhiger und dadurch unerschütterlicher, als bisher, in den Geistern und Herzen ihrer Anhänger die Ueberzeugung über das Ziel festzustellen, bei welchem wir anlangen müssen. Der Demokrat hat jetzt Zeit, die Leute mit dem Wesen des Socialismus bekannt zu machen, die Vorurtheile gegen die Staatsform der Zukunft zu zerstreuen, und so auf dem Wege der Erkenntniß genau das Ideal aufzustellen, das wir, sobald es erst mit völlig klarem Bewußtsein von der Menge aufgefaßt ist, hernach mit der leichtesten Mühe von der Welt in die That umsetzen werden.

„Die Märzrevolution trug keine Frucht, weil sie ihr Ziel nicht kannte, weil sie nach dem Siege die Hände in den Schooß legte, und nun erst nachzudenken anfing, Was sie mit ihren Lorbeern anfangen sollte. Der Gedanke hatte ihr nicht im Voraus die Punkte bezeichnet, bei welchen die Bewegung anlangen müsse,

und als diese Erkenntniß endlich da war, da hatten die Regierungen bereits überall die Wege besetzt, die zu jenen Punkten hinführten. Vor 1848 erwartete man keine Deutsche Revolution, und so wußte das Volk sie nicht zu benutzen.

„Jetzt stehen wir anders. Wir wissen es, und unsere Gegner sagen es uns ja selbst, daß eine neue Revolution kommen wird, kommen muß. Täuschen uns die Zeichen nicht, welche wir aller Orten erblicken, so ist unsre Zeit ähnlich der des vorigen März. Aber die Strahlen der Sonne werden glühender brennen, als damals, wo kaum der erste Schnee hinwegthaute, der Zorn des Volkes wird zu gewaltigerer, höherer Gluth entflammt werden, und wie damals die Revolution, gleich der Luft trüb und nebelhaft, ihr Ziel nicht klar erblickte, so wird sie es jetzt im raschen Lauf, in heller Voraussicht erreichen.

„An heißen Sommertagen sieht man es wohl von allen Seiten heraufziehen, bleifarb, unheimlich: die Wettermassen ballen sich zum Kampf, aber aus welchem Wolkengeschwader der Losbruch kommt, Das weiß Niemand. Plötzlich zuckt der erste prachtvolle Blitz, und von allen Ecken und Enden des Firmaments lodert ihm das zornige Leuchten, rollt ihm das erhabene Grollen des Donners nach.

„Heute stehen wir in den kürzesten Tagen: das Frühjahr kommt bald heran, und mit ihm die Gewitterschläge.

„Demokraten! benutzt diese Ruhestunde wohl, welche Euch nach dem heißen Kampfe der letzten 6 Monate vom Geschicke gegönnt wird! Löset Euch selbst die großen Fragen über die Organisation der Arbeit und über die Mittel, die der freigewordene Staat zur Abhülfe des Elends in die Hand bekommen wird. Und seid Ihr selbst hierin Euch klar geworden, dann löset Eure Fragen auch Euren Brüdern, gewinnt in ihnen und durch sie unser künftiges Heer für die einfachen, heiligen, einzig menschwürdigen Grundsätze der socialen Demokratie — und habt Ihr während unserer gezwungenen Waffenruhe Dieses erreicht: dann habt Ihr Mehr daran gewonnen, als an zwanzig parlamentarischen Triumphen der Paulskirche oder des Schauspielhauses!

„Frischen Muthes und hellen Auges darum, Ihr Freunde und Bundesgenossen, hinübergeschaut in's künftige Jahr, dessen sternenklarer Himmel über uns aufgeht! Und wenn Eure Seele einmal trüb würde und Euer Herz matt im Streit und Eure Faust lahm am Schwerte: dann bedenkt es, daß Euch die Seligkeit beschieden wurde, eine der erhabensten Schicksalsstunden der Menschheit und ihrer gesammten Geschichte thatkräftig mitdurchzuleben — eine Seligkeit, um die selbst unsere Enkel uns beneiden werden, wenn sie dereinst befriedigt im Schatten der Ruhe und des Wohlstandes rasten, den wir ihnen erkämpft haben!“ —

Wir vermögen es nicht den Jubel zu beschreiben, der unzählige Mal den Redner unterbrach, der beschei-

den sein Haupt unter dem Beifall des Volkes beugte. Still und fröhlich verließ er die Tribüne, um Anderen Platz zu machen. Schon dämmerte der Abend herein, als er mit seinen Freunden aufbrach. Das ganze Dorf begleitete die gerngesehenen Gäste eine Viertelstunde Weges nach Bonn; dann aber ergriff Gottfried das theure schwarzrothgoldne Banner, und sprach, umglüht von den Strahlen der über den Gipfeln des Siebengebirges niedertauchenden Sonne einen kräftigen Abschiedsgruß. Von der Nordkapelle stiegen die glühenden Raketen auf zur Feier jener Märtyrer, die mit all' ihren Leidensgenossen in einer rauheren Zeit, als der unsrigen, gefallen sind als Zeugen eines Menschheitsglaubens, der bestimmt war, zuerst den Gedanken der allgemeinen Bruderliebe zu wecken und ihm unter unsern Deutschen Vätern die Bahn zu brechen. Im Rauschen des Abendwindes aber standen die Hunderte von Männern unter der flatternden Fahne Deutscher Nation, und Bürger und Bauern reichten sich die harten Hände, und geadelt in einem großen Gefühl riefen sie zum Nachthimmel empor den jauchzenden Gruß, an die Zukunft — Das dreifache Hoch auf die Deutsche Republik! *)

*) Bonner Ztg. Jahrg. 1848. No. 156.

8.

Zu Ende des Jahres 48 sah sich Kinkel genöthigt, die bisherigen Drucker seiner Zeitung, die Herren Carl und Friedrich Krüger, wegen gewissenloser Vernachlässigung ihrer Verpflichtungen zu verabschieden, welche nun von der Linken rasch zur Rechten übergingen, und unter der Redaktion des Renegaten Hermann Hersch ein schmutziges Winkelblatt in reaktionairem Sinne gründeten. Man kann sich von der Gemeinheit ihrer Handlungsweise einen Begriff machen, wenn man die von Hersch im Namen der Gebrüder Krüger verfaßten Schmähartikel in No. 204 und 205 der Bonner Zeitung liest. Diese Artikel wurden hinter Kinkel's Rücken nach Schluß des Blattes eingeschoben, und kamen dem Letzteren erst zu Gesicht, als die Zeitung bereits seit mehren Stunden versandt war. Als Kinkel diesen schamlosen Angriffen in ruhigem Tone entgegnete, fügten die Drucker eben so heimtückisch ihre Antwort in derselben Zeitungsnummer an, so daß Kinkel sich gezwungen sah, aus Schonung und Achtung vor

dem Publikum, gänzlich zu schweigen, und es dem letzteren zu überlassen, über die Wahrheit oder Lügenhaftigkeit dieser Artikel selbst zu urtheilen. Er verschmähte es auch später, irgend ein Wort über diese Lästerungen zu verlieren, als er unter dem Titel: „Neue Bonner Zeitung“ das Blatt durch einen andern Drucker, den wackern Leo Anschel, fortführte. Das Handwerkerblatt erhielt jetzt den Namen „Spartacus“ und führte an der Spitze jeder Nummer ein charakteristisches Motto, meist aus dem Munde der größten Geister aller Nationen. Der Name des Blattes ward in der ersten Nummer auf folgende Weise von Kinkel motivirt:

Spartacus.

„Wir leben doch in einem freien Lande!“ „„In einem freien Lande, sagt Ihr? In einem freien Land? Frei, um vor Hunger darin zu sterben, sag' ich Euch!““

Sealsfield's „Morton.“

„Es ist ein blutiger Schatten, den wir heute aus der Nacht des Alterthums an das Morgengrauen des jungen Völkertages heraufbeschwören. Es ist der Mann, der an der Grenzscheide, wo die Römische Republik an das Kaiserthum sich verlor, sie noch einmal zu retten suchte durch das Proletariat, durch Erhebung der untersten, getretensten Schicht der Menschheit zur machtbesitzenden Klasse im Staat. Spartacus begann den Krieg der Sklaven gegen ihre Besitzer, begann die Erlösung der Menschheit aus der rohesten Form der Aus-

beutung des Einen durch den Andern. Er erlag, nachdem er Italien aus der Ruhe des Genusses aufgeschreckt hatte. Die Proletarier warfen sich der Monarchie in die Arme, die ihnen Brod und Schauspiele gab: die Sklaven, hoffnungslos mit Waffengewalt hinfort zu siegen, traten in die, funfzig Jahre später ihre Sendboten ausschickende, christliche Kirche ein, und ergaben sich somit der Propaganda eines friedlichen Socialismus, der aber bestimmt war, die ganze alte Welt aus den Angeln zu heben. Das Ziel, dem Spartacus blutete, hat das Christenthum in spätem Siege verwirklicht: wo es seine Kreuzesfahne aufrollt, da tilgt es die Sklaverei, und macht den Menschen zum Selbstherren seines Lebens und seines Willens. Wilberforce erreichte, Was Spartacus verfehlt hat.

„Warum denn aber nochmals ihn aufrufen, den grauenvollen Schatten jenes willensgewaltigen Terroristen? Warum seinen Namen auf die Fahne sticken, die der socialen Weltumwälzung voraufwehen soll? Wenn es keine Sklaven mehr giebt, warum noch einmal der Sklavenemancipator Spartacus?

„Keine Sklaven mehr! Beseligendes Wort, wenn Wahrheit in ihm läge!

„Wir schweigen von Amerika, wir blicken weg von den weiten Ländern des Muhamedanismus und der Negerstämme, wo noch die Peitsche mit blutigen Striemen wie vor Alters herrscht — wir überschauen Europa, und unser Auge wird trüb.

„Wer ist ein Sklave? *) Ein Wesen, dessen Willen einem Andern als Eigenthum zugehört. Sklave ist Der, dessen Leib und Leben, dessen Kraft und Arbeit durch

---

*) „Der ist ein Sklave wohl,
Der in dem Frühlingsgarten
Der Erde keine Frucht
Darf hoffen und erwarten.

Der Nichts sein Eigen nennt
An seinem kalten Heerde,
Und ein Enterbter steht
Auf dieser reichen Erde.

Der ist ein Sklave wohl,
Der selbst im Schlaf vergebens
Die Feierstunde sucht
Des krankgefrohnten Lebens.

Der in dem Kind, das ihm
Sein blasses Weib gebäret,
Die Bürde hassen muß,
Die seine Sorge mehret.

Der ist ein Sklave auch,
Der unter Söldnerschaaren
Gezwungen wird, ein Recht,
Das er nicht kennt, zu wahren.

Der, wenn das Volk sich hebt,
Zu richten, die es kränken,
Auf seine Brüder muß
Die Todeskugel lenken.

einen Andern außer ihm verkauft werden kann. Die Circassierin ist eine Sklavin, weil ihre Liebe dem Meistbietenden gehört, mag sie ihn in ihre Arme wünschen oder nicht. Der Sklave hat keine Familie: er erzeugt nur Kinder, damit sie wieder Eigenthum des Herrn werden. Der Sklave ist kein Mensch, denn ihm fehlt der Menschenrechte Höchstes: die Sebstbestimmung.

„Und blicken wir nun von dieser Begriffsbestimmung hinüber nach den Thatsachen: — fehlt es da an Wesen, die unter gleichem Loose liegen, fehlt es an Sklaven, weißen Sklaven? Freilich auf den Zustand kommt es an und nicht auf den Namen, auf die Thatsache und nicht auf die Art, wie sie entstanden ist. Im Alterthum machte Gesetz und Geburt oder es machte Kriegsgefangenschaft den Sklaven, im modernen Leben thut es das Geld — aber Sklaven sind heute vorhanden eben so gut wie im Alterthum!

Voll Sklaven steckt die Welt: —
Wer zählt sie, die mißhandelt,
Enterbt und freudelos
Durch diese Welt gewandelt?

Voll Sklaven steckt die Welt: —
Wer zählt die Menschenwogen,
Die um ihr Menschenthum
Sich heut noch sehn betrogen?“

— — — — — —

Neue Sklaven.
Gedichte von Alfred Meißner.
S. 129 ff.

„Oder ist der Irländische Pächter kein Sklave, der nur für den Herrn arbeitet, und höhere Pacht zahlen oder ausziehen muß, sobald er den Ertrag des Ackers durch Fleiß steigert? Ist der Fabrikarbeiter kein Sklave, der, selbst lebenslang für einen Andern an die Maschine gespannt, Kinder nun wieder erzeugt und auffüttert für seines Herren Spulrad? Ist das Fabrikmädchen Sklavin oder nicht, das, um nicht auf der Straße zu erfrieren und Hungers zu sterben, dem einflußreichen Aufseher sich preisgiebt — oder bei einer Arbeitsstockung, nur durch die Schande sich und ihre Familie zu erhalten vermag? Ist, trotz Aesop oder Epiktet, der Mann von Wissen, Geist und Thatkraft nicht ein Sklave, der als Correktor, Uebersetzer, als Copir- und Liniirmaschine auf einem Bureau oder Comptoir zu verkümmern verdammt ist? Und wie sollten wir gar das Elend des Mannes bezeichnen, den der Hunger nöthigt, durch seine geistige oder körperliche Arbeit Grundsätze zu befördern, die er verabscheut? Ach, und selbst hiezu treibt Manchen die letzte, bitterste Noth!

„Also Sklaven giebt es, weiße Sklaven in Menge, und schon stehen wir, ihnen gegenüber, in der Grenze einer neuen Barbarei. Als das Scheußlichste im Römischen Alterthum erscheint uns, daß man die Leichen der Sklaven und Proletarier nicht mehr begrub, sondern am hellen Licht der Sonne auf dem Esquilinischen Hügel verfaulen ließ. Wir schaudern — aber schon vollendet sich in dieser Bestialität der Kreislauf des modernen

Sklaventhums: die Englischen Blätter melden uns, daß Irische Leichen bereits der Raub der Hunde werden.

„Aus Abgründen, wie diesem, muß die Menschheit gerettet werden. Die Uebermacht des Goldes, das aus einem Mittel überall Selbstzweck geworden ist, verhängt über die unermeßlich größere Hälfte der Lebenden den Fluch der Knechtschaft. Die von der Kirche und der Gemeine angestellten Versuche, Heilmittel anzuwenden, erscheinen ohnmächtig: der grauenvolle Trost einer falschen Religiosität, daß Gott Elend, Hunger und Noth über Viele verhängt habe, damit Wenige schwelgen können, ist Gotteslästerung. Europa's Erde, bei gerechter Anwendung ihrer Fruchtbarkeit, erzeugt dreimal so Viel, als ihre Kinder essen: die Natur also hat Darbende nicht gewollt, und nur an der ungerechten Vertheilung der Lebensgüter, an schlechten Gesetzen und an der Hartherzigkeit der Menschen liegt es, wenn im Schooß der Fülle der Einzelne hungert. Ist also unser ganzer gesellschaftlicher Boden sündlich und widernatürlich, dann ist es Pflicht und Ehre, an seinem Umbruch zu arbeiten. Und wenn die Gracchen dabei scheitern, dann wird zuletzt doch der Spartacus mit Axt und Schwert auf unsere Bühne treten müssen!

„Darum nennen wir dieses Blatt, das den Kampf des Mangels mit der Aufhäufung, der Arbeit mit dem Kapital, der gedrückten Klassen gegen ihre Dränger führen soll — darum nennen wir es mit jenem Namen von historischem Klang! Mag es dereinst diese stolze Kühnheit rechtfertigen!

„Es weile auf der Vorzeit unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In Ein Geschlecht, Ein Leben, Ein Geschick!
Der Wanderer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihrer Leichen.
Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, **sieglosen Tod nicht scheuen!**
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen. *)“

Das Programm der demokratischen Partei, welches Gottfried Kinkel vor den Wahlen nach Berlin verfaßte, stimmt im Wesentlichen — im Princip — ganz mit dem S. 71 ff. mitgetheilten überein, nur daß es noch fester und entschiedener auftritt. Es lautet:

Wahlprogramm
für volksthümliche Wahlen.

Die heute in Bonn zum Zwecke volksthümlicher Kammerwahlen zusammengetretene Urwählerversammlung hat nachstehendes Programm angenommen und den unterzeichneten Ausschuß mit der Veröffentlichung desselben beauftragt:

Die demokratische Gesinnung ist so tief ins Volk eingedrungen, daß hinfort kein Deutscher Staat mehr

*) Lenau's Albigenser, S. 252.

in Frieden, Ruhe und Wohlstand zu bestehen vermag, der nicht ehrlich und ohne Heuchelei auf der breitesten volksthümlichen Grundlage sich aufbaut. Vor Allem wichtig ist, daß Preußen als der Schwerpunkt der Macht im Vaterlande, diesen Grundsatz in sich durchführe. Selbst alle verständigen Anhänger des monarchischen Systems erkennen an, daß ohne diesen Schritt das Bestehen des Staates auf die Dauer nicht mehr möglich ist.

I.

Die Krone Preußens hat mit Hintansetzung des mit dem Volke abgeschlossenen Rechtsvertrages einseitig eine Verfassung zu octroyiren versucht. Wir treffen in diesem Verfassungsentwurfe die formale Anerkennung mancher von der Revolution der Krone abgezwungenen Volksrechte an. Allein wir vermissen einerseits jede nicht zu umgehende Gewährleistung dafür, daß es der Regierung nicht mehr möglich bleibt, diese Rechte wieder zu verkürzen oder zu bloß scheinbaren herabzuwürdigeu, wozu vielmehr Versuchungen nur zu viele in manchen Artikeln der Urkunde versteckt liegen. Vor Allem müssen wir vom Standpunkte der Demokratie fordern, daß die Gesetzgebung eines großen Volkes und der Fortschritt seines öffentlichen Lebens nicht durch das absolute, auch von der beharrlichen Festigkeit des Volkswillens nicht umzustoßende Nein eines Einzigen gehemmt werde.

Allein auch von diesem Hauptpunkte abgesehen fehlt Vieles daran, daß in diesem Verfassungsentwurfe der

demokratische Gedanke mit Entschiedenheit ins Leben eingeführt würde.

Zunächst berufen sich unzählige Paragraphen auf später zu erlassende organische Gesetze: allein gerade diese Gesetze sind es, die, wenn sie volksfeindlich ausfallen, alles Errungene wieder nothwendig in Kinderspott verwandeln.

Kein Gesetz bisher spricht sich über die Verbrechen verantwortlicher Minister und namentlich über deren Strafmaaß klar und vollständig aus.

Die Vertagung der Kammern zugleich neben dem Recht der Auflösung kann nur zu unwürdigem Spiele und Fristgewinn für die Regierung dienen.

Eine Controlle des Staatshaushaltes bleibt ein Unding, solange nicht eine völlig klare Auseinandersetzung des königlichen Hausvermögens und des Staatseinkommens vorgenommen und die Civilliste festgesetzt ist.

Das in dem Recht der Steuerbewilligung nothwendig mit enthaltene Recht der Steuerverweigerung muß, wenn von einem Volkswillen im Staate die Rede sein soll, der Volksvertretung ausdrücklich zugesichert werden. Die Krone darf in keinem Falle das Recht behalten, die Steuersumme des vorigen Jahrs ohne Kammerbeschluß im laufenden weiter zu erheben.

Die an den ausschließlichen Willen des Königs geknüpfte Vollmacht der Kriegserklärung stellt das Volk in beständige Gefahr, für Kabinets-Interessen und zum Schaden seiner eignen Freiheit Gut und Blut einzusetzen.

Das bisher angewandte Recht der Minister, auch ohne die Kammern Gesetze mit vorläufiger Gültigkeit zu erlassen, bedroht das ganze Bestehen der Verfassung. Gleichfalls sind die unveräußerlichen Volksrechte gefährdet, so lange außer dem Falle äußeren Krieges Belagerungszustände ohne Genehmigung der Volksvertretung verhängt werden dürfen.

Das Volk hat keine volle Sicherheit, wirklich die Männer, die seine Mehrheit will, zu Vertretern zu bekommen, so lange von ihm nicht das direkte Stimmrecht (ohne Wahlmänner) errungen ist.

Endlich ist eine Theilung der Volksvertretung in zwei Kammern, insbesondere aber die Censuswahl für die erste Kammer, die stärkste Verletzung des Grundsatzes von der Gleichheit der Staatsbürger, indem sie dem Begüterten das Recht eines doppelten Wählens und somit einer doppelten Vertretung sichert, während der unterstützungsbedürftige Arme gar nicht wählt.

Diese Beispiele, welche sich stark vermehren lassen, beweisen, daß die Verfassung, um eine im demokratischen Sinne genügende zu werden, noch einer höchst durchgreifenden Verbesserung bedarf. Es ist die erste und heiligste Pflicht der Volksvertreter, diese Verbesserung mit Umsicht und Gründlichkeit vorzunehmen.

II.

Allein hiermit ist ihre Aufgabe keineswegs erfüllt. Der Art. 98 der Befassung verleiht der Gesetzgebung ausdrücklich das Recht, den Staatshaushalt zu ordnen,

An diesem Rechte müssen die Vertreter unnachsichtlich festhalten, und dieß um so mehr, da das von der Regierung vorgelegte Budget für 1849 in wahrhaft erschreckender Weise den Beweis liefert, wie wenig dieselbe geneigt ist: die alte, vom allgemeinen Ruin des Landes längst verfluchte, Wirthschaft mit den Staatsgeldern aufzugeben. Die Summe, welche man 1849 wiederum von dem Schweiße des Volks zu erpressen und auszugeben gedenkt, steigt nach dem vom Könige selbst am 27. December vollzogenen Etat auf die furchtbare Höhe von mehr als Vier und Neunzig Millionen. Es fallen somit, 16 Mill. Preußen angenommen, auf den Kopf fast Sechs Thaler jährlicher Steuern, was ganz allein schon hinreicht, einen etwas zahlreichen Haushalt auch des wohlhabenden Mittelstandes gänzlich zu ruiniren. Dazu kommen nun noch die Communalsteuern, welche gegenwärtig noch durch das Schulgeld erhöht werden, das nach dem amtlich veröffentlichten Plane des Unterrichtsministers nicht einmal aus jenen riesigen Staatseinnahmen bezahlt, sondern den Gemeinden aufgebürdet werden soll. Während somit alle Geschäfte stocken, legt man der Arbeit eine Steuersumme auf, die alle früheren Staatslasten weit überschreitet!

Dieser Ausblick in die Zukunft, wie sie uns von der Krone und ihren Freunden zugedacht ist, wird aber noch düsterer, wenn wir zusehen, wie diese markaussaugenden Einnahmen verbraucht werden sollen. Ein kriegsgeübtes Volk, wie das preußische, soll auch für 1849 gezwungen werden, im Frieden eine so starke

Armee zu füttern, daß sie fast Ein Drittel der ganzen Einnahme verschlingt! — eine Armee, die in einem nicht vom Volke gewünschten Kriege keine Stärke hat, und uns somit vor keiner Eroberung schützt, dagegen im Fall eines volksthümlichen Krieges augenblicklich gerüstet, und im Bunde mit der Landwehr unüberwindlich dasteht! — eine Armee, die also jetzt nur den Zweck hat, Belagerungszustände zu erwirken, Vertreter der Nation auseinander zu sprengen, volksthümliche Kammerwahlen zu erschweren, und durch Zwangseinquartierung das Volk im Streben nach seinem Recht zu entmuthigen. Für diese Diener der Gewalt setzt der Staatshaushalt (Art. IX. und in den außerordentlichen Ausgaben Art. 7), Kriegsfälle gar nicht mit gerechnet, zusammen über Sieben und Zwanzig Millionen aus, während er für die Volksvertretung nur Hunderttausend Thaler zu verwenden hat. Die Männer, die mit dem Vertrauen der Nation ausgerüstet den Zustand des Landes durchgreifend verbessern sollen, erhalten nach dem Plane der Regierung gerade Ein Zweihundert und Siebzigstel von Dem, was die Armee verschlingt!

Noch vernichtender für das Staatswohl ist die Stellung, die in dem Staatshaushalt auch für 1849 der Bureaukratie zugewiesen ist. Ein durchaus vom Könige angestelltes, fast in keinem Verwaltungszweige frei vom Volk gewähltes Beamtenthum, das, um seine Stellen zu behalten, stets das Recht wie das Unrecht der Krone gegen den Volkswillen mit List oder Gewalt durchsetzt, soll auch in Zukunft seine eigensüchtige

Vormundschaft über uns ausüben. Der Entwurf zeigt daneben, daß die Oberbeamten wiederum ihre enormen Gehalte bekommen, während die untern, d. h. die eigentlich arbeitenden Stellen auf den Hunger angewiesen bleiben. Nach einer ungefähren Berechnung verschlingt diese kostspieligste Staatseinrichtung weit mehr als das zweite Drittel der gesammten Einnahmen!

Somit bleiben für Einrichtungen, die durch ihre Wohlthätigkeit das Volk wenigstens theilweis für jene ungeheuern Opfer entschädigen könnten, nur geringe Summen übrig. Was soll man dazu sagen, daß für Staatshülfe zu Kirchen- und Schulbauten, zu Pfarrer- und Lehrerbesoldungen, daß für das Unterrichtswesen, die Künste und Wissenschaften, so wie für das dem Volkswohl so wichtige Medicinalwesen, also für die ganze geistige Belebung und körperliche Pflege des Volks — alles zusammen genommen noch nicht Drei und eine halbe Million ausgeworfen sind, während der Hof, abgerechnet das ungeheure Kronvermögen, aus den Domänen und Forsten Zwei und eine halbe Million beziehen will? Ist etwa dies die volksthümliche Staatsverwaltung, die wir von einem im Geiste wiedergeborenen Preußen erwarten mußten?

Nimmermehr! Vielmehr liegt in diesem Finanzplan, wenn er durchginge, der Bankerott des Volkes, der Ruin des ganzen Staates. Es ist die zweite Pflicht einer treuen Volksvertretung, dies Budget zu verwerfen und an seine Stelle ein anderes zu setzen, das die

Armee vermindert, das Beamtenheer zu Gunsten einer meist vom Volke zu wählenden wohlfeilen Verwaltung verkleinert, die überflüssigen, außerordentlichen und geheimen Ausgaben vernichtet, und so, bei vermindertem Steuerdruck, dennoch Mittel aufspart, um mit Entschiedenheit dem allgemeinen Nothstand abzuhelfen. Erst zu einem solchen Budget darf ein ehrlicher Volksvertreter seine Zustimmung, erst nach dessen Feststellung seine Genehmigung zur Steuerumlage ertheilen.

III.

Und was sind nun endlich die socialen Verbesserungen, die schon heute sich erreichen lassen, wenn das Volk muthige und in seinem Sinne handelnde Vertreter in die Kammer schickt? Wir wollen nur einige der wesentlichsten hervorheben.

Wir fordern zuerst eine demokratische Gemeinde-Ordnung, welche nicht bloß die Wahl der städtischen Beamten, sondern auch der Kreisverwaltung in die Hand des Volkes legt, und so Männer des Vertrauens mit Verwendung des Communaleigenthums beauftragt.

Wir fordern ausreichende, aus der Staatskasse fließende Gelder für Anlage von Volksschulen und anständige Besoldung der Lehrer an denselben, damit diesen Zeit und Kraft zu geistiger Fortbildung bleibt.

Wir fordern eine Reform des Schulplans, so daß diejenigen Dinge in ihm vorkommen, die man als Bürger wissen muß, wohin wir besonders die Kenntniß der

Verfassung, der bürgerlichen und der Strafgesetzgebung rechnen.

Wir fordern Verminderung der Dienstzeit und Abkürzung der Kasernen-Einpferchung beim Heere.

Wir fordern eine ganz durchgreifende Steuerveränderung, die Aufhebung aller Abgaben, welche Gewerb und Landwirthschaft erdrücken und den nothwendigen Lebensunterhalt der Armuth vertheuern, wohin vor Allem die verhaßte Schlacht- und Mahlsteuer gehört.

Wir fordern statt dessen eine progressive Einkommensteuer, d. h. eine solche, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher diese steigen, desto größere Prozente als Steuer entrichtet werden sollen.

Wir fordern Verbreitung von Gewerbe- und Ackerbauschulen, in denen die Landwirthschaft und die vaterländische Industrie, unterstützt von Forschung und Wissenschaft, auf die Höhe des Auslandes gehoben wird.

Wir fordern zumal im Interesse des Handwerks eine neue Gewerbe-Ordnung, welche der Arbeit Schutz gegen die Willkür des Kapitals und gegen die Concurrenz der Untüchtigkeit verleiht.

Wir fordern von Staatswegen angelegte Leihkassen für Ackerbau und Gewerbe.

Wir fordern eine verbesserte Einrichtung der Gefängnisse und Zuchthäuser, die Beschränkung der Zwangsarbeit in ihnen auf Dinge, die vom Staate wieder verbraucht werden, und die Verwendung schwerer Verbrecher zu großartiger Colonisation im Inlande.

Wir fordern Veränderungen in der bürgerlichen Gesetzgebung zum Schutz der Armuth gegen zu rasche Schuldeinforderungen, so wie Aufhebung oder doch Verminderung der Gerichtskosten und der Vollstreckungsgebühren.

Wir fordern eine vernünftige Ausgleichung in den Gehalten der obern und der untern Beamten.

Wir fordern einen hinreichenden und nicht entehrenden Lebensunterhalt für alle redlichen Arbeiter, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden sind.

Da die Verfassungsurkunde von diesen so wesentlichen Artikeln des Volkswohls auch nicht Einen enthält, so ist es als die dritte Pflicht eines braven Volksvertreters anzusehen, daß er neben der Verfassungsberathung die dahin einschlagenden Gesetzentwürfe in Vorschlag bringe und kraftvoll unterstütze. Denn die politische Freiheit kann und soll immerdar nur das Mittel sein, um durch sie sociale, d. h. gesellschaftliche Verbesserungen durchzusetzen.

Noch einmal ist dem preußischen Volke die Macht in die Hand gegeben, Vertreter zu erhalten, wie es selbst sie wünscht. Es ist die Pflicht eines jeden redlichen Urwählers, nicht wieder von dem Eigennutz der offnen und geheimen Volksfeinde sich blenden zu lassen. Sondern es soll Jeder selbst die Augen aufthun und

am Wahltage darauf hinwirken, daß Männer erwählt werden,

welche die Lage der Dinge und die Ursachen des allgemeinen Unglücks mit klarem Verstande erkennen,

welche ferner Muth, Kraft und Talent besitzen, um allen Volksfeinden gegenüber die gute Sache der Mehrheit des Volkes siegreich zu vertreten,

welche endlich durch ihr bisheriges Handeln Beweise von ihrer Uneigennützigkeit und Unbiegsamkeit gegeben haben und dem Volke somit eine Gewähr bieten, daß sie durch Bestechung mittelst hoher Staatsstellen, glänzender Ehrenbezeugungen oder anderer Gunsterweisungen niemals sich von Dem abwendig machen lassen, was Ehre und Gewissen ihnen vorschreibt.

Wählt das Volk jetzt, wo es die Sache in seiner Hand hat, solche Vertreter nicht, wählt es nicht Männer, die wenn es noththut selbst den Muth haben, einer neuen Auflösung und schmachvollen Verfolgung sich hinzugeben, dann verdient es auch künftig eben so hart getreten, eben so schmerzlich, ja noch grausamer ausgesaugt zu werden, als es bisher getreten und ausgesaugt worden ist.

Bonn, 15. Januar 1849.

Der Ausschuß für volksthümliche Wahlen:

J. Burgh. A. Fels. P. A. J. Hittorf. Fr. Kamm. G. Kinkel. A. Ungar. A. A. Velten.

Am 5. Februar 1849 ward Gottfried Kinkel mit 236 gegen 214 Stimmen, welche der Candidat der Gegenpartei — Professor Bauerband — erhielt, zum Abgeordneten der zweiten Kammer nach Berlin gewählt. — Die „Bonner Zeitung" *) zog am Tage vor der Wahl folgende Parallele:

Die Partei des Blutes.

„Die conservative Partei hat für Bonn durch eine Versammlung in der Baumschule den Justizrath Bauerband, die demokratische gestern im Wiersberg'schen Saale den Professor Kinkel als ihre Candidaten aufgestellt.

„Der Letztere gehört einer Partei an, der man vorwirft, daß sie nach ihrem Siege durch Blut schreiten und das permanente Schaffot aufbauen werde.

„Herr **Bauerband** hat in der Sitzung der Preußischen Nationalversammlung vom 2. August des vorigen Jahres durch sein Ja erklärt, daß er die Todesstrafe für politische Verbrechen, namentlich für Hochverrath, beibehalten will. Er hat ferner erklärt, daß es für den Fall des Krieges oder Belagerungszustandes bei der in den Gesetzen bestehenden Todesstrafe bleiben soll, hat also das standrechtliche Erschießen und die

*) N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 28.

Militairmassacren gegen entwaffnete Aufrührer gebilligt. *)

Herr **Kinkel** hat im Januar 1848, drei Monate vor der Märzbewegung, ein Gedicht gegen den damals in Berlin den Strafgesetz-Entwurf berathenden Landtags-Adel geschleudert, in welchem er so feurig gegen die Beibehaltung der Todesstrafe auftrat, daß ein damals liberales rheinisches Blatt den Abdruck nicht wagte. **)

„Einen Mann, der ausgesprochener Maßen gar keine Todesstrafe, am Wenigsten aber den Justizmord der politischen Verbrecher will, wollen die Demokraten wählen.

„Männer dagegen, die das Köpfen der „Hochverräther" und das standrechtliche Füsiliren solcher Soldaten verlangen, die etwa zum Todtschießen des Proletariers dem Officier den Gehorsam verweigern — diese Männer nimmt die Königspartei zu ihren Candidaten.

„Welche von beiden Parteien ist die blutgierige?"

*) Vergl. den Artikel: „Ein Wörtchen mit dem Abgeordneten Bauerband" in No. 177 und 185 der B. Ztg. Jahrg. 1848.

**) Siehe das Gedicht S. 54 ff., und vergl. S. 127 ff. dieses Bandes.

9.

Am 16. Februar erschien der Professor und Abgeordnete Kinkel in einer doppelten Sache als Angeschuldigter vor der Correctionalkammer des Landgerichts in Köln. Die erste Anklage bezog sich auf einen Artikel der vorjährigen „Bonner Zeitung“, gegen welchen die Commandantur von Mainz Klage erhob. Kinkel hatte den betreffenden Artikel, welcher die bekannte Tödtung einiger schon halb zu Tode gehetzter Schifferjungen auf der Mainzer Brücke erzählt, aus der „Dresdener Zeitung“ abgedruckt und mit einigen einleitenden Worten begleitet.

Der zweite Proceß betraf einen Antrag, welchen Kinkel am 18. November 1848 bei Anlaß der Steuerverweigerung in einer Bürgerwehrversammlung stellte, den Antrag: die Thore zu besetzen und die Steuerverweigerung zu unterstützen. Natürlich gehören politische Processe vor Geschworene; es mußte also hier wie dort ein anderer Anklagepunkt hervorgesucht werden, der vor besoldete Richter gehörte, um Kinkel vor das Zuchtpolizeigericht fordern zu können. So machte

man denn den ersten Proceß zu einer Anklage auf „**Verleumdung** des herrlichen Kriegsheeres“, und beschuldigte Kinkel im zweiten: „zum Angriffe auf die **Steuerbeamten** aufgefordert zu haben,“ während sich jeder Wehrmann von Bonn erinnerte, daß Jener ausdrücklich deßhalb das Einschreiten der Bürgerwehr als nöthig darstellte, „weil durch tumultuarische Selbsthülfe von Volkshaufen Leben und Gesundheit der Steuerbeamten bedroht sei!!!“

Das Zeugenverhör ergab sogleich die Wahrheit des letzteren Punktes. Alle vier Belastungszeugen wurden so wider Willen zu Entlastungszeugen. Am Komischsten erscheint es, daß man den Ex-Oberst der Bürgerwehr, Herrn Petazzi, welcher bei jener Versammlung präsidirt und gerade Das ausgeführt hatte, was Kinkel bloß beantragte, als Haupt-Gegenzeugen vorlud. Das Staatsgericht wollte also den Thäter gebrauchen, um den Antragsteller zu verurtheilen!!!

Die Entlastungszeugen thaten ferner unumstößlich dar, daß Kinkel seinen Antrag, die Thore zu besetzen, nach 4 Uhr gestellt, daß aber gegen 6 Uhr der auf dem Rathhaus amtlich beschäftigte Ex-Lieutenant der Bürgerwehr, Herr Bouvier, von Seiten des Oberbürgermeisters die officielle Meldung überbracht habe: es seien schon seit mehren Stunden keine Steuern mehr an den Thoren eingefordert worden. Dadurch war also bewiesen, daß zu der Zeit, als Kinkel die

Thorebesetzung vorschlug, gar keine steuerfordernden Beamten mehr in Thätigkeit waren.

Der Vertheidiger des Angeklagten, Advokat Schneider II. von Köln, bestritt darauf die Competenz des Gerichtshofes, weil die Sache ihrer Natur und Grundlage nach eine rein politische sei. Dann aber trat Kinkel selbst vor die Schranken, und sprach:

„Meine Herren!

„Mein Vertheidiger hat das Rechtsmittel der Competenz-Einrede angewandt. Ich habe dies sein Verfahren natürlich vollkommen gebilligt, weil ich von dem Grundsatz ausgehe, daß ein Bürger nie eines seiner Rechte sich begeben darf, und weil ich in der Beurtheilung politischer Processe durch Geschworene eins der hauptsächlichsten Bürgerrechte erkenne. Gleichwohl bin ich sehr gerne bereit, auch vor Ihnen meine Vertheidigung zu führen. Sind Sie doch, wie ich denke, nach der Verfassung besoldete und auf Lebenszeit unversetzbar ernannte Richter*) — und das volle Bewußtsein meiner Unschuld befähigt mich, vor jedem Gericht zu siegen.

*) Artikel 86 der octroyirten Verfassung: „Die Richtet werden vom Könige oder in dessen Namen auf ihre Lebenszeir ernannt. Sie können nur durch Richterspruch ..... ihres Amtes entsetzt, zeitweise enthoben oder unfreiwillig an eine andere Stelle versetzt und ...... pensionirt werden." — Der Referendar Helmentag, der dritte der Richter, war jedoch weder besoldet, noch auf Lebenszeit angestellt, konnte auch jeden Augenblick von der vorgesetzten Behörde aus dieser Gerichtsstelle entfernt werden.

„Ich bin beschuldigt einer Aufreizung zu gewaltsamem Angriff auf Steuerbeamte. Erlauben Sie mir zuvörderst einen möglichen Irrthum aufzuklären, der auch auf einige Zeugenaussagen eingewirkt zu haben scheint. Es könnte nämlich scheinen, als ob ich mit eigener Hand das Geständniß eines solchen Vergehens niedergeschrieben hätte. In einem Artikel des Extrablattes meiner Zeitung habe ich nämlich den ganzen Vorfall erzählt und bei dieser Gelegenheit als Grund meines Antrags die Worte niedergeschrieben: „damit, gegen die noch immer steuerfordernden Beamten, der Steuerverweigerung starke Hand geleistet werde." Darin dürfte leicht eine Aufforderung zu Feindseligkeiten gegen Steuerbeamte gefunden werden, und aus dieser gedruckten Nachricht wird wohl überhaupt das ganze Gerücht von einer solchen Aufforderung geflossen sein. Allein, wenn Sie, meine Herren, den gedruckten Satz genau ansehen, so werden sie finden, daß er gerade das Gegentheil enthält, daß die Worte: „gegen die noch immer steuerfordernden Beamten" nur eine Erläuterung sind, die ich meinen Lesern geben wollte, die ich aber in der Formulirung meines Antrags keinesweges vorgebracht habe. Um die Worte meines Antrags buchstäblich wiederzugeben, habe ich sie mit gesperrter Schrift drucken lassen: der Augenschein wird Sie überzeugen, daß die zwischenein geschobenen Worte: „gegen die noch immer steuerfordernden Beamten" nicht mit gesperrter Schrift gedruckt, daß ich mir also

beim Niederschreiben sehr wohl bewußt war, diese Worte nicht gesprochen zu haben. In der That habe ich in meiner den Antrag begleitenden Rede es mißbilligt, daß trotz dem Beschlusse der Nationalversammlung überhaupt noch Steuern erhoben wurden: allein zum Angriff auf die Eintreiber derselben habe ich niemals aufgereizt, und keiner der Anklagezeugen hat die Aussage auf sein Gewissen nehmen wollen, daß er aus meinem Munde Etwas der Art gehört habe.

„Ich gehöre zu einer Partei, und habe die Ehre für einen ihrer Führer in Bonn gehalten zu werden, welche bis heute die höchste Mäßigung und Ordnung bewahrt hat. Mögen alle Bürger meiner Stadt es mir bezeugen, daß dort noch kein Tumult, noch keine Einschüchterung stattgefunden hat, daß wir nicht bloß den letzten Wahlsieg, sondern — Was mehr sagen will — die Niederlage in den Maiwahlen durchgemacht haben, ohne daß die politischen Bewegungen einen Steinwurf in eine Fensterscheibe hervorgerufen hätten. Wie weh mußte es da mir und den Gleichgesinnten thun, wenn eine so herrliche Erhebung, wie die des preußischen Volks damals zum Schutz seiner Vertreter war, durch Gewaltthat und rohen Tumult geschändet worden wäre! Ich habe in derselben Rede, in welcher ich die Thorebesetzung forderte, ausdrücklich hervorgehoben, daß ich blinde Volksjustiz hasse: daß ich das Corps, welches berechtigt ist Ordnung zu stiften, zum Schutz gegen die schon eingerissene Unordnung verwendet zu

sehen wünsche. Der Zeuge Kamm hat vor Ihnen ausgesagt, daß ich ausdrücklich hervorhob, es müsse der Steuerbeamten Leben und Gesundheit in diesem Conflict zwischen dem Gebot der Volksvertreter und ihrer nächsten Pflicht dadurch geschützt werden, daß die Autorität des gesetzmäßig bewaffneten Volkes sie dieser Pflicht entledige. Also weil ich Leben und Gesundheit der Steuerbeamten geschützt wissen wollte — **darum** bin ich angeschuldigt, zu gewaltsamem Angriff auf die Steuerbeamten aufgefordert zu haben!

„Ich will aber den Fall setzen, daß ich aufgefordert hätte: ich will die rabulistische Beweisführung zugeben, daß der Fall sich denken ließe, daß ein paar Thorschreiber einer anrückenden Compagnie Bürgerwehr wirklich ihre Amtspflicht hätten möglicherweise entgegenhalten können — allein hiegegen spricht nun eben die faktische Sachlage. Um 3 Uhr war die Versammlung berufen, eine Wahlhandlung verzögerte uns zuerst, und als mein Antrag vorkam, war es bereits finster. Um 6 Uhr kehrte der Ex-Oberst Petazzi vom Rathhaus zurück, und Bouvier, wie Sie aus der Zeugen Mund wissen, theilte uns officiell mit, daß die Steuerbeamten seit mehren Stunden bereits keine Thorsteuer mehr erhöben. Thatsächlich waren also die Steuerbeamten um 4 Uhr, als ich meinen Antrag stellte, nicht mehr mit Erhebung der Taxen und Steuern beschäftigt. Dieses aber wird im Artikel 209 ausdrücklich verlangt:

> Verbrechen oder Vergehen der Rebellion findet nur statt beim Angriff auf Beamte, während sie in ihrer Amtspflicht beschäftigt sind.

Man hat sonst, meine Herren, Geisterbeschwörer und Gespensterbanner gerichtlich bestraft: seit die Welt weiß, daß es außer dem Einen Geiste keine Geister noch Gespenster mehr giebt, sind die Scheiterhaufen lächerlich geworden. So lächerlich steht aber nach jener Zeugenaussage die Beschuldigung da, daß ich zum Angriff auf Steuerbeamte im Thore gereizt haben soll, die zu dieser Zeit gar nicht mehr im Thore gewesen sind. Aus dieser einen Thatsache müssen Sie, meine Herren vom Gerichtshofe, einsehen, wie wenig in dem ganzen Antrage ein Angriff auf Steuerbeamte eingeschlossen lag.

„Werden Sie denn aber, meine Herren, wirklich das Märchen sich aufbinden lassen, daß die mich verfolgende Gerichtsbehörde im Ernst mich deßwegen hiehergestellt hat, weil sie mich eines so lächerlichen Attentats schuldig glaubt? Erlauben Sie mir doch, einfach an dieser Stelle den Brief des Herrn von Seckendorf*) vorzulesen, der Ihnen zeigen wird, warum ich verhaftet werden sollte, indem ich damals dem Herrn etwas unbequem war.“

*) Kinkel's erster Denunciant war übrigens, wie Herr Staatsprocurator Saedt öffentlich aussprach, nicht Herr von Seckendorf, sondern sein eigener Oberbürgermeister. Unter den Proceßakten in der Steuerverweigerungssache des Professors Kinkel befindet sich nämlich folgendes billet-doux, welches an den Staatsprocrator Weyers in Bonn gerichtet ist:
„Sie werden hiemit ergebenst benachrichtigt, daß in einer gestrigen Bürgerversammlung, auf den Antrag des Herrn

(Der Redner verlas hier den Brief des Herrn von Seckendorf an einen höhern Gerichtsbeamten in Köln, worin Diesem unter dem 20. November mit Hinweis auf eine Masse Artikel

Professor Kinkel, der Beschluß gefaßt worden ist, die Steuern zu verweigern und nöthigenfalls den steuerfreien Eingang von mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Gegenständen mit Anwendung von Waffengewalt zu erzwingen.

Bonn, 19. November 1848.

Oppenhoff."

Schade, daß er vor Eile sich verschrieb, daß er „Bürgerversammlung" statt „Bürgerwehrversammlung" setzte, also Herrn Weyers unter den Fuß gab, daß Dieses eine öffentliche Volksversammlung gewesen, Kinkel also strafbar sei. Herr Weyers, in frommem Glauben an den Vater der Gemeinde, schickte sogleich den Brief an den Instructionsrichter Lamberg, und fügte in großartiger Kürze nur Folgendes bei:

„Herrn Instructionsrichter — mit dem Antrag den 2c. Kinkel wegen Beschuldigung durch einen, in einer öffentlichen Versammlung (!!) zu Bonn am 18. November gestellten Antrag ...... (folgt der Antrag) zum Aufruhr, d. h. zum thatsächlichen Widerstand und Angriff gegen die noch immer steuerfordernden Beamten angereizt zu haben, auf Grund des Art. 2c. zur Untersuchung zu ziehen und zu **verhaften**.

21. November 48.

Weyers."

Kinkel hielt sich mehre Tage verborgen, um einer so widersinnigen Verhaftung zu entgehen, und Herr Instructionsrichter Lamberg war nach 8 Tagen human und einsichtig genug, die Gerichte nicht durch einen so lächerlichen Criminalproceß gegen Kinkel zu compromittiren — bis dann jener Correctional-Proceß geboren ward. (N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 43).

des Strafgesetzbuches die Gründe angedeutet wurden, warum Kinkel als Staatsverbrecher in Haft gesetzt werden müsse. Mit besonderm Nachdruck hob der Angeklagte den Schluß des Briefes hervor, welcher folgendermaßen lautet:)

„Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich ganz ergebenst, diese Ansicht zu prüfen, und stelle anheim, wenn Sie nicht erhebliche Bedenken dagegen haben, zur Herstellung der Ruhe der Stadt sofort den Antrag auf Einleitung der Untersuchung gegen den Professor Kinkel durch **Vorführung** und **Verwahrung** desselben vor den Instructionsrichter gelangen zu lassen. Die Mittel zur Ausführung der nöthigen Maßregeln wird der **Militaircommandant** Ihnen auf Requisition zur Disposition stellen.

(Nachschrift): „Nachträglich erlaube ich mir noch, ganz ergebenst darauf aufmerksam zu machen, **wie der Augenblick besonders geeignet erscheint, verbrecherische Redner in Volksversammlungen** auf der That zu ertappen.

v. Seckendorf,
Reg.-Commissar."

„Welche Masse von Verbrechen wird nicht in diesem Briefe dem Professor Kinkel andenuncirt, unter denen es möglich werden sollte ihn zu fassen! Am Besten — sagt Herr von Seckendorf — in einer öffentlichen Versammlung durch die 27ger: Man kennt dieses Corps; seine Heldenthaten in Köln, Bonn, und jüngst

in Aachen sind weltkundig. Diese fanatisirten Gesellen wollte man also in eine friedliche Versammlung hetzen, um einen Volksmann gewaltsam zu verhaften. Erinnere man sich nur, wie tief damals der Zorn in dem noch bewaffneten Volk wühlte, denke man an die Gährung, namentlich in Bonn, und man wird einsehen, worauf Dies zielte. Man wollte die Bürgerschaft provociren, man wollte unter allen Bedingungen einen Conflict, und wenn ich der Narr war, den diese Anklage in mir voraussetzt, so hätte eine der lieblichsten und friedlichsten Städte am Rhein, so hätte dies schöne Bonn uns die Scheußlichkeit blutdampfender Straßen und erbitterten Bürgerkrieges gezeigt. Nur unsere Besonnenheit hat Herrn v. Götze,*) hat Herrn v. Seckendorf ihres Antheils an einem Windischgrätzischen Lorbeerkränzchen beraubt. Nun aber, nach solchen Schritten, mußte doch wohl Etwas geschehen. Man vollzog den Haftbefehl gegen mich, man stellte mich als Steuerverweigerer vor die Schranken dieses Gerichtshofes; denn die vorige Woche hat gezeigt, daß es damit vor Geschworenen nicht Viel auf sich hat. Man griff ein kleines Verbrechen heraus, man stellte mich als Anreizer gegen Beamte vor Sie, meine Herren. Werden Sie sich dazu hergeben, eine so eingeleitete Verfolgung zu Ende zu führen?

„Welch ein Spiel man treibt, und selbst mit Ihrem Richterspruch, meine Herrn, treiben möchte, Das sehen

*) Damaliger Commandant von Bonn.

Sie am deutlichsten aus der Art, wie man den Beweis gegen mich zu führen sucht. Wer ist mein Gegenzeuge? Herr Petazzi, Ex-Oberst der Bürgerwehr. **Er** hat an jenem Abend, trotz dem Protest des Oberbürgermeisters, **faktisch** die Thore besetzt, hat vollständig **ausgeführt**, Was auf meinen **Antrag** von allen Kameraden beschlossen wurde. Freilich, Steuerbeamte hat man nicht in den Thoren angetroffen, aber die Steuerbeamten waren dort auch nicht zu finden, als ich meinen Antrag stellte. **Herr Petazzi hat gehandelt**, wo **ich** selbst **anrieth, ausgeführt**, Was **ich** bloß **anregte**. Ich finde in alten Processen, daß man von großen Räuberbanden Einen begnadigt, unter der Bedingung, daß er der Denunciant und Gegenzeuge des Hauptmanns und der Andern werde. Diese Rolle spielt Herr Ex-Oberst Petazzi: es thut mir leid, daß ich diese Rolle nicht besonders ehrenvoll finden kann. Wenn die Thorebesetzung ein Attentat auf Steuerbeamte ist, dann hat Herr Petazzi dies Attentat gemacht, er ist schuldiger, als ich — und an meiner Stelle vor diesen Schranken müßte er stehen, nicht wider mich. Aber freilich — sehen Sie den Mann nur an, und Sie werden sich überzeugen, daß er ganz Das ist, was gewisse Blätter einen „guten Bürger“ nennen, und daß er gewiß nie als Vertheidiger von Volksfreiheiten unbequem werden konnte. Ein Solcher — scheint es — darf Steuern verweigern, und Beamte angreifen, er bleibt frei: aber für **mich** gilt wohl ein anderes Gesetz am Rhein!

„Fassen Sie, meine Herren, die ganze Sache in's Auge, wie sie liegt. Die Versammlung war keine öffentliche: kein Zeuge hat einen Gegenwärtigen anzugeben gewußt, der nicht Bürgerwehrmann gewesen wäre. Daß zwei Ausgetretene sich mit eindrängten, kommt nicht auf meine Rechnung; ich konnte eine solche Unbescheidenheit von ihnen nicht voraussetzen, wo bloß Wahlmänner eingeladen waren. Das ganze war eine Corpssache, und kann, wenn dabei ein Vergehen stattgefunden hat, nur beurtheilt werden nach dem Bürgerwehrgesetz, nicht nach dem Code pénal. Mein Antrag wurde vom Corps angenommen, und den gesetzlichen Führer desselben, Herrn Petazzi, fragte ich, ob er ihn vollziehen wolle. Die Bürgerwehr ist für ihren Schritt verantwortlich gemacht, sie ist seinetwegen durch Cabinetsbefehl aufgelöst worden. Ich habe darunter als Wehrmann mitgelitten: höher aber, als meine Kameraden, kann ich nicht bestraft werden; denn meinen Antrag hat das ganze Corps ausgeführt, nachdem es ihn nach ordentlicher Berathung zu dem seinigen gemacht hatte. Ich bin ein Majoritätsmann: wäre ich mit meinem Antrag in der Minderheit geblieben — würde ich wohl einen tumultuarischen Haufen zusammengerafft, und mit ihm Steuerbeamte, wenn sie da waren, aus den Thoren geklopft haben? Das werden Sie von einem ruhigen, besonnenen, einem, wie Sie mir wenigstens zutrauen werden, geistesklaren Manne nicht glauben. Ich habe somit Nichts gethan, als ein gesetzlich bestehendes bewaffnetes Corps zu einer Berathung darüber aufge-

fordert, in welcher Weise es in einem Augenblick, wie dem gegenwärtigen, seine Pflicht, den Schutz der Ordnung und verfassungsmäßigen Freiheit, zu erfüllen habe. Hat in dem Ergebniß der Berathung die Bürgerwehr gefehlt, gut, so ist sie dafür durch Auflösung bestraft: mich aber deßwegen zu verfolgen ist kein Grund.

„Uebersehen Sie es nicht, meine Herren, diese ganze Sache hat einen politischen Hintergrund. Ueber diesen haben wir heute nicht zu urtheilen. Wie ich über die Steuerverweigerung unserer Nationalversammlung denke, Das geht einzig mein Gewissen an, und ich werde als Abgeordneter des Volks in Berlin wissen, wie ich für sie mich entscheide. Hier handelt es sich auch nicht einmal um einen Proceß wegen thatsächlicher Steuerverweigerung — denn in einem solchen hätten Geschworene zu richten —, hier handelt es sich bloß um das Vergehen, um dessentwillen ich heute vor Sie geladen bin: um Aufreizung zur Gewaltthat gegen Steuerbeamte.

„Eine solche Aufreizung ist, wie die Zeugen beweisen, niemals von mir ausgegangen, sondern vielmehr das Gegentheil.

„Mein Antrag, den man dahin deuten will, ist auch nicht, wie das Gesetz als Bedingung der Strafbarkeit festsetzt, in einer öffentlichen Versammlung vorgebracht worden.

„Die Steuerbeamten endlich, gegen welche ich mich verfehlt haben soll, sind zur Stunde dieses Antrags überhaupt nicht in Thätigkeit gewesen.

„Somit zerrinnt die ganze Anklage gegen mich in Sand; ich hege nicht den leisesten Zweifel, daß ich von Ihnen, meine Herrn, freigesprochen werde!“

Als der Redner geendet, erhob sich der Staatsprocurator Saedt zur Begründung der Anklage. Leichtsinnig ging dieser von dem angeblichen Vergehen des Angeschuldigten auf dessen Person und Charakter über. Er meinte: „das gedruckte Aktenstück sei wichtiger, als die Zeugenaussagen, und nennt die Vertheidigungsweise Kinkel's eine „kleinliche“, die sich für Männer nicht zieme, welche „vor dem Gericht als Märtyrer dazustehen glauben.“ Ferner sei jene Versammlung eine öffentliche gewesen, auch wenn sich außer der Bürgerwehr im Raume der Reitbahn (wo jene Versammlung stattfand) Niemand befunden (!); denn Oeffentlichkeit sei ja längst das Ziel und Verlangen „solcher Herren, wie Kinkel“ gewesen — es sei also nicht anzunehmen, daß Kinkel die Oeffentlichkeit bei einem Antrage vermieden!!! Herr Kinkel stelle sich jetzt so dar, als ob man es ihm eigentlich verdanke, daß die Stadt nicht bis an die Knöchel in Blut gewatet habe; er müsse bedauern, daß nach Allem, „was man von Kinkel höre,“ dessen Gesinnung kaum so friedlich sein möchte. Der Plan des Angeschuldigten habe in nichts Anderem bestanden, als eine organische Macht hinzustellen, um nöthigenfalls der Regierungsgewalt bewaffneten Widerstand leisten zu können. Ein verwandtes Streben gehe aus dem ganzen Wirken des Angeklagten hervor, welches stets darauf gerichtet sei, alle Beamte als Gegenstände

des Spottes zu behandeln und ihr Ansehen zu schwächen. Er beantrage demnach die Verurtheilung des Angeschuldigten zu 6 Monat Gefängniß, 40 Thaler Strafe und Erlegung der Kosten."

Die unzweideutige Absicht, die in dieser Art des Angriffes lag, den Angeschuldigten persönlich anzugreifen und so zu heftigen, wo möglich ihn selbst compromittirenden Aussprüchen zu drängen, scheiterte an der vollkommenen Ruhe und Besonnenheit des Letzteren. Er wies mit scharfem Wort die persönlichen und Gesinnungsverdächtigungen zurück als durchaus ungehörig an der Stätte des Gerichts. Er that dar, daß es seine Partei gewesen sei, welche die Abschaffung blutiger Todesurtheile durchgesetzt, und vor den Gegnern jedenfalls Das voraus habe, daß sie nicht, wie diese, unnöthiges Blutvergießen provocire. Er forderte eine Erklärung, Was der Ausdruck: „solche Herren" bedeuten solle, und verbat sich, in Kategorien eingestellt zu werden, deren Bedeutung man nicht angebe. Wie verkehrt es sei, daß man ihn unter allen Bedingungen als Beamtenspötter hinstelle, möge man daraus ersehen, daß wohl Niemand sich selbst verspotte. „Oder weiß der Herr Staatsprocurator nicht, daß auch ich Beamter bin, Lehrer an der höchsten Staatserziehungsanstalt, und glaubt er, ich schätze meine Standesehre nicht so hoch, wie die jedes anderen Beamten?" Es könne von Aufstellen einer organisirten Macht keine Rede sein: die Bürgerwehr war schon Monate lang aufgestellt und organisirt, und Was Kinkel that, war nur, daß er sie zu einer Bera-

thung veranlaßte über die Art nnd Weise, wie sie ihre Anfgabe erfüllen solle. Es sei darum auch so auffallend, daß das öffentliche Ministerium Herrn Petazzi in seiner Anklage garz aus dem Spiel gelassen habe. Ebenfalls bemerkte er, wie verkehrt es sei, aus dem Verlangen einer Partei nach Oeffentlichkeit den Beweis führen zu wollen, daß ein Mann dieser Partei nicht Lust haben werde, eine Corporationsberathung ohne Zuströmen der Massen einzuleiten. Er weist endlich nach, daß zwar Verdächtigungen genug, aber kein einziges wirkliches Zeugniß gegen ihn vorgebracht sei, und erklärt es demnach für eine völlige Undenkbarkeit, daß er wegen dieser Sache verurtheilt werden könne.

Diese Rede des Angeschuldigten, die der Vertheidiger noch mit andern Rechtsgründen unterstützte, schien nicht ohne Wirkung vorüberzugehen. Der Staatsprocurator, dies fühlend, wollte sie nicht unerwiedert lassen, zumal da er sich in diesem Proceß als Ritter der Staatsinquisition seine Sporen verdienen sollte. Er begann von Neuem und wiederum in persönlicher Weise den Angeschuldigten anzugreifen, und bedauerte, daß der zweite Proceß wegen angeblicher Verleumdung des „herrlichen Kriegsheeres“ nicht voraufgehe, da man dort sehen werde, wie es sich mit der „Bonner Zeitung“ verhalte, welche Kinkel als „ein Blatt der Ehre“ bezeichnet. Er bietet großmüthig dem Angeklagten seine Verzeihung an, wenn Dieser (!!!) vielleicht gegen ihn Ausfälle gemacht habe. Dann suchte er zu erklären, weßhalb man den Ex-Obersten Petazzi ganz aus dem

Spiel gelassen: Die Bonner Bürgerwehr habe **Nichts** verfehlt, sie sei zu keiner strafbaren Sache fortgeschritten; das Gesetz bestrafe nur den Antragsteller. „Das Einzige — schließt er zu den Richtern gewendet — das Einzige, was Sie zu erwägen haben, ist die buchstäbliche Bestimmung des Gesetzes, und diese ist von dem Angeschuldigten übertreten worden.“

Hierauf verlangte Kinkel noch ein letztes Wort vor dem Urtheilsspruche. Er legt nochmals kurz die Sachlage dar, und weist dem öffentlichen Ministerium nach, wie übel es sich in Bezug auf den Ex-Obersten Petazzi aus dem Netze gezogen, indem ja doch die Bürgerwehr, die Herr Saedt so ganz unschuldig finde, durch Cabinetsbefehl aufgelöst worden sei. Es müsse also jedenfalls doch ein Bürgerwehrvergehen bestanden haben, und wenn Dieses der Fall sei, dann müsse auch der Urheber nach demselben Gesetz gerichtet werden, wie all' seine Kameraden. Die edelmüthige Verzeihung des Herren Saedt lehnt der Angeschuldigte ab, indem zwar **Dieser**, nicht aber er — der Angeklagte — persönlich geworden sei, Herr Saedt also Nichts zu verzeihen habe; dann aber nennt er es höchst unziemlich, daß eine erst später zu entscheidende Sache, über welche noch nicht einmal ein richterliches Urtheil vorliege, nämlich die Calumniebeschuldigung, ihm schon jetzt als Gegenbeweis vorgehalten werde. „Ein Jeder — so schließt er seine Vertheidigung — meint freilich, seine Ansicht sei,

wie der Herr Staatsprocurator Ihnen, meine Herren vom Gerichtshofe, sagt, das Einzige, was zu erwägen sei: aber man kann hierin sich irren. Meines Erachtens ist gerade das Einzige, was hier in Erwägung kommt, daß Sie untersuchen, um welchen Vergehens willen ich laut meiner Vorladung hier stehe. Man könnte mit Schein sagen: ich habe zur Steuerverweigerung aufgefordert. Habe ich Das gethan, so ist mein Vergehen ein politisches, und so stelle man mich vor Geschworene. Man könnte sagen, ich habe in einer Bürgerwehrversammlung die Rechte des Wehrmanns überschritten: gut, so stellen Sie mich vor ein Bürgerwehrgericht, und richten mich nach dem Gesetze der Bürgerwehr. Das Vergehen aber, worüber Sie, meine Herren, zu richten haben, das Vergehen: zur Selbsthülfe gegen Steuerbeamte aufgereizt zu haben, Das ist von mir, wie die Zeugen darthun, niemals begangen worden, und so bin ich ganz ruhig überzeugt — Sie, meine Herrn, können mich gar nicht verurtheilen!"

Acht Tage später, am Freitag Morgen den 23. Februar, wurde der Angeschuldigte freigesprochen.*)

In dem zweiten Processe, welcher am Nachmittage verhandelt ward, verurtheilten die Richter Kinkel zu zwei Monaten Gefängniß und fünfjähriger

*) Vgl. N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 37, 42, 43, 44, 54.

Entziehung der Staatscocarde, somit fünfjährigem Verlust seiner Wählbarkeit zum Volksvertreter.

Was diese Processe sollten, ist schwer begreiflich; als Wahlmanoeuvres kamen sie zu spät, und nur dadurch, daß man tückisch zwei politische Processe statt vor die Jury vor's Zuchtpolizeigericht zu schleppen wagte, gelang es, in dem einen wenigstens eine gleichgültige Strafe zu dekretiren.

10.

Am 23. Februar nahm Kinkel in einer vereinigten Sitzung des demokratischen und Handwerkervereines von seinen Wählern Abschied. Zahlreiche Mitglieder und Nichtmitglieder hatten sich eingefunden, und in den Augen Vieler sah man Thränen der Rührung und Liebe. Kinkel ermahnte in herzlicher Rede, das von ihm bisher geleitete Werk auch in seiner Abwesenheit fortzusetzen, und fest zusammenzuhalten in den Kämpfen der Gegenwart. Er versprach als Abgeordneter Nichts; denn er glaubte, daß nur in der bisherigen Thätigkeit eines Mannes und in dem Vertrauen auf seine Redlichkeit die Bürgschaft für seine Thaten enthalten sei. Er ging nach Berlin, um für dieselbe Sache zu kämpfen, für die er in der Heimath seine Existenz und sein Glück eingesetzt, und er ging freudigen Muthes, hellen Auges von dannen; denn es war ja keine herzlos kalte Berechnung, aber auch kein idealistisches Träumen, das ihn unter das Volk und auf die Rednerbühne trieb: — es war das klare Bewußtsein eines heiligen Kampfes, es war die edelste Begeisterung für

das Ziel der Menschheit, es war der sittliche, religiöse Glaube an den Sieg einer erlösenden Weltidee! Lassen wir denn noch einmal, bevor wir den geliebten Mann in die schimmernde Hauptstadt des Preußenreiches begleiten, dies Bewußtsein, diese Begeisterung, diesen Glauben an eine Weltbefreiung selbst zu uns reden, wie er sie zu Anfang seines Quartals in seinem Organ *) niedergelegt hat:

An unsere Leser!

Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

„Freudig und hoffnungsreich, wie stets seit der Deutschen Revolution dieses Frühlings, führen wir heute unsere Zeitung in das neue Vierteljahr hinüber. Sechs Monate sind seit den gewaltigen Märztagen verflossen — und wie unwiderstehlich ist seitdem der Geist unserer Partei, der Geist der Demokratie im Vaterlande durchgedrungen!

„Der erste Gedanke der meisten Deutschen ging nach den Märztagen auf Verwirklichung des Constitutionalismus; die Republik, obwohl von einem so volksthümlichen Manne, wie Hecker, in's Land gebracht, fand im Volke nur schwache Unterstützung. Die constitutionellen oder doch im Geiste dieser Staatsform thätigen Vereine wuchsen kraftvoll, und sie besaßen nicht

*) Bonner Zeitung vom 1. October (und 15. December) 1848.

bloß Personen, sondern auch Geister unter sich. Die Demokratie war — namentlich im Rheinlande — überall zürückgedrängt, und verlor bei uns allen Boden durch die fast totale Niederlage bei den Wahlen, von der im eigentlichen Rheinthal nur Düsseldorf eine Ausnahme macht.

„Schon hier konnten wir die wunderbare Erfahrung machen, daß die Demokratie nach jeder Niederlage mächtiger aufsteht. Sehr bald nach den Wahlen begann an allen Orten die Gründung demokratischer Vereine, und schon zu Pfingsten konnte die Partei zur Organisation fortgehn. Unter den furchtbarsten Gefahren für die Republik, unter dem Wetterleuchten des Juniaufstandes in Paris, hatte die Partei den Muth, sich offen zur Republik als der nothwendigen Staatsform der Deutschen Zukunft zu bekennen und den Socialismus als nothwendige Ergänzung oder vielmehr Erfüllung derselben hinzustellen. Und in diesem Augenblick, nachdem die Demokratie in ganz Deutschland die furchtbarsten Schläge erlitten hat, spricht sich beim Landvolk, im Heer und im Besuch der Vereine eine lebhaftere und treuere Anhänglichkeit an ihre Grundsätze aus, als je zuvor.

„Woher diese wunderbare Erscheinung? Ist doch diese Demokratie, wie einst das Christenthum, durch Nichts so stark geworden, als durch das Erliegen und Märtyrerthum!

„Die Ursache ist, daß die Demokratie **mit der ganzen Macht einer religiösen Idee** die Menschen

erfaßt. Die Kirchenstreite sind in unsern Tagen unwichtiger geworden, und es giebt nur Einen wesentlichen Kampf und Gegensatz: es ist der Kampf zwischen dem Fürstenthum und der Republik. In solchem Streit siegt aber immer **diejenige Sache, für welche sich der Mensch begeistern kann.**

„Und begeistern kann sich Niemand im Ernste mehr für das Fürstenthum, zumal seit es die constitutionelle Form angenommen hat. Wir hatten auf unseren Fürstenthronen schon längst nicht mehr die Ersten der Nation sitzen! *) Wir hatten unter ihnen weder einen Feldherrn, noch einen Gesetzgeber, noch einen Weisen ersten Ranges: jene ursprüngliche Geistesgröße der Einzelnen, aus der die Monarchie entstanden ist, hat überhaupt in einer Zeit aufgehört, wo Alle denken, Alle ihre Talente entwickeln. Wenn somit die Personen der Herrscher nicht mehr wie ein Friedrich II. oder ein Napoleon uns begeistern, so hat das monarchische Staatssystem noch viel weniger Begeisterndes: das constitutionelle aber ist gänzlich gedankenlos und maschinenmäßig.

*) Ist er aus Eurem Volk der Beste?
Der Weiseste, an den Ihr willig glaubt?
Stehn seine Thaten an der Nachwelt Thoren,
Daß Ihr so hoch ihn auserkoren? .....
Ihr zuckt die Achseln — schüttelt Euer Haupt —
Still! — Was Ihr sagen wollt, ich ahn' es schon,
Ihr wißt nur: — — Er ist seines Vaters Sohn!"

Das Hohe Lied von Titus Ulrich. Berlin 1845. S. 273.

„In einer **Constitution**, wie die Verfassungsliefe=ranten auf unsern Universitätskathedern sie beabsichtigen, giebt es zuerst einen Volkswillen, dann eine zweite, dann eine erste Kammer, dann einen König. Sonder=bare Stufenleiter! Im Volke muß also erst ein Wille sich vorbereiten und reif werden: aus diesem Willen macht nun die zweite Kammer einen Gesetzentwurf. Es versteht sich von selbst, daß die erste Kammer, die immer ganz oder zum Theil aus Bevorrechteten besteht, jeden durchgreifenden, auf wahre Verbesserung des Volkszu=standes gerichteten Entwurf durchfallen läßt: denn wir sehen es ja täglich vor Augen, daß die besitzreichen Bürger jede sociale Frage durch Verleumdungen oder Bedrückungen abschneiden. Nun wird zwar der Volks=wille am Ende immer stark genug, um auch die erste Kammer mitfortzureißen; aber dann bleibt noch der König übrig, und dieser braucht einfach sein Veto ein=zulegen, d. h. einem von beiden Kammern angenomme=nen, vom Volke geforderten Gesetz seine Bestätigung zu versagen — so ist wieder alle Mühe und Arbeit ver=gebens, das gequälte, in seinen Hoffnungen getäuschte Volk muß entweder warten, oder die Noth drängt es zu dem unnützen und vielleicht doch vergeblichen Blut=vergießen einer neuen Revolution. Ist nun in diesem öden, todten Mechanismus e i n e I d e e, ist Etwas darin, für das man s i ch b e g e i st e r n kann? Eine höchst kost=spielige nnd dabei seelenlose Verfassung, merkwürdig nur durch einige Reibungen der verschiedenen Gewalten und vor Allem dadurch, daß sie jeden entschiedenen Volks=

willen langsam von unten herauf rädert — solch eine Verfassung, die uns muthlos, schlecht, schleichend und bestechlich macht, und in der die besten Männer (wir sahen's ja in Frankfurt und Berlin!) zuletzt nach Ministerstellen greifen oder doch zu Pfiffen und Kniffen ihre Zuflucht nehmen müssen — solch eine Verfassung wagt man dem armen Volke als einen guten Uebergang zur Republik zu empfehlen? —

„Betrachten wir dagegen die **Demokratie** — wie einfach sind ihre Grundsätze! Sie giebt zuerst dem Volke die volle Freiheit, seine Angelegenheiten öffentlich zu verhandeln und diese Freiheit sichert sie auch Denen, die mit der augenblicklich bestehenden Regierung nicht einverstanden sind. Jede Meinung kann friedlich sich ausbreiten, und hat eine Meinung so die Mehrzahl der Stimmen erlangt, dann versteht es sich von selbst, daß bei den nächsten allgemeinen Wahlen auch die Männer dieser Meinung auf den Landtag kommen, daß also ohne Blut und Kampf der wirkliche Volkswille sich zum Gesetz erhebt, ohne daß Jemand noch sein Nein dazwischen zu werfen hat.

„Ja, wenn es um uns gälte, die wir uns rühmen, die geistigen Leiter der Bewegung zu sein, — wir hätten's gut genug unter der Constitution! Wir könnten erst auf die Volksgunst speculiren, und hätten wir die, dann könnten wir's machen, wie es die Liberalen alten Schlags in Berlin und Frankfurt gemacht haben: wir verriethen das Volk, und kauften uns mit unserer Popularität in Ministerien und hochbesoldete

Staatsstellen ein. Für das Talent ohne Charakter ist die constitutionelle Monarchie der beste Boden: es kann sich ja dort nach Belieben von zwei Parteien bezahlen und belohnen lassen!

„Aber **wir** schachern nicht mit unserer Person und unsern Gaben: denn **nicht um Unseretwillen** legten wir die Hand an den Pflug. Wer ein Capital hat an **Geld**, **Landbesitz** oder an **Kenntniß**, Der kann leben unter **jeder** Staatsform. **Aber nicht leben kann in der constitutionellen** Monarchie **der Arme**: sie hat keine Milch in den Brüsten für ihre schwächlichen Kinder. Das haben England und Frankreich nur zu furchtbar bewiesen! Und wird Preußen — das constitutionelle mein' ich — einen anderen Weg gehen wollen, können? Die Antwort ist ja schon da! In der neuen Verfassung hat die Krone nicht einmal auf eine Civilliste sich beschränken und ihre Domainen den Nothleidenden abgeben wollen; jede socialistische Besserung ist auch hier schon unmöglich gemacht durch die Erschaffung einer ersten Kammer, die aus reichen Leuten besteht.

„Um **der Armuth willen führen wir den Kampf**! Jedes bleiche Antlitz, jedes in Unglück und Schande verkommene Geschöpf, jedes Verbrechen aus Noth begangen, wird einen heißen Sporn in unsere Flanken drücken, wenn wir einmal ermatten oder rasten könnten im heiligen Kampfe für die Menschheit! Wir werden mit keiner Verfassung uns begnügen, bis **die** gefunden ist, in der **die Bruderliebe** zur Wahr-

heit, das sittliche Elend zur Unmöglichkeit gemacht ist! Und Ihr hofft noch, uns zu bezwingen, uns, hinter denen die Nemesis der Weltgeschichte mitkämpfend steht? Uns, die von der kalten Klarheit des Gedankens im Bunde mit der heißesten Gluth der schwärmerischen Begeisterung in den Streit getrieben werden?

„Ja, das ist's: die **Begeisterung der Demokratie!** Sie tilgt und wird immer stärker tilgen den jetzt so herzzerreißenden Unterschied des erblichen Standes, des erblichen Vermögens und der eben so erblichen Bildung. Sie faßt den Mann als Mann auf, ohne nach dem Kleide und Range zu fragen. Ihre Grundsätze sind einfach wie alles Göttliche und weltgeschichtlich Große: das Kind begreift sie, und der Mann denkt sie nicht aus! In ihr hört die Herrschsucht auf, denn der Mächtigste tritt, wenn er den ihm übertragenen Beruf erfüllt hat, unter die Bürger zurück. Die Demokratie ruht auf dem tiefem Gefühl der Liebe, das den Menschen an den Menschen bindet als an seinen gleichberechtigten Nächsten. Sie ist das anbrechende Reich der Vernunft, sie ruft Alle zum Denken auf, und vereinigt die Verstandes- und Arbeitskräfte Aller zur Erreichung des großen, heiligen Zieles: daß es keinen ungebildeten, keinen geknechteten, keinen in Elend verkommenden Bruder mehr geben soll, daß die Gesammtheit — wie der leitende Grundsatz der Republik lautet — die Gewähr übernimmt für die Wohlfahrt des Einzelnen. Was das Christenthum andeutungsweise und in einer

Hülle brachte, das wird durch die Demokratie zu Wesen und Wirklichkeit werden: wie jenes Allen ein Anrecht an das Heil des Himmels, so verheißt diese Allen ihr Theil an der Glückseligkeit und den Gütern dieser Erde.

„Aber werden wir siegen?

„Kanonen und Säbel gegen uns — gegen uns der Geldsack, der Jeden nach Kräften dafür bestraft, der einen demokratischen Verein zu besuchen wagt, gegen uns Kerker, Spott, Verfolgung — gegen uns der Haß aller besoldeten Fürstendiener! Und sind wir nicht bei den Wahlen in der verflossenen Woche fast überall geschlagen worden?

„Als die Kirche schon drei Jahrhunderte stand, da trat auch gegen sie der verfaulte Römerstaat mit einer furchtbaren Verfolgung hervor, welche ganz anders wüthete, als der Ingrimm der Bureaükratie und die Impertinenz des Kapitals gegen uns. Der Staat führte gegen die Christen seine Speere, verbot ihre Versammlungen, setzte ihre Lehrer gefangen und confiscirte ihre Schriften — Alles wie bei uns! Mit dem Staat gingen damals fast alle Weisen, Gelehrten und Priester — Alles wie bei uns! Von der Kirche fielen zahllose Mitglieder ab und kauften sich damit Gold, Hofgunst und Aemter — Alles wie bei uns! Es gab Menschen, die auch zwischen Heidenthum und Christenthum eine Art Mittelglauben, eine constitutionelle Halbheit wollten — Alles wie bei uns! Die Christenpartei, theils aus Muthlosigkeit, theils weil es gegen ihren Grundsatz der

friedlichen Propaganda war, wagte als Gesammtheit keinen offenen Widerstand, keinen großen, umwälzenden Schlag — Alles wie bei uns!

„Aber die Kirche trug in sich den *Gedanken*, *der die Herzen der Menschen bewegt*, die Heiden waren *ohne Idee, ohne Begeisterung*. Und als die Zeit erfüllet war, kam Constantin — **und auf seiner Fahne stand das Kreuz!**

Achtes Buch.

Zopf und Schwert.

Berlin. Pfalz und Baden.

26. Februar bis 29. Juni 1849.

1.

In Berlin angelangt, entwickelte Kinkel sofort als Abgeordneter der zweiten Kammer dieselbe unermüdliche Thätigkeit, die wir ihn in seiner engeren Heimath entfalten sahen. Nur der Leichtsinn, mit dem einige Mitglieder der Linken die Abtheilungssitzungen versäumten, war Schuld daran, daß die Rechte stets bei den Wahlen siegte. In der 4. Abtheilung z. B., wo die Linke die Majorität hatte, ging dennoch am 12. März die Wahl für sie verloren, weil 4 Mitglieder der Volkspartei, auf der Rechten aber Niemand fehlte. Nur dadurch unterlag Kinkel mit 2 Stimmen Minorität der Candidatur des Abgeordneten Urlichs, als man in den Abtheilungen die Wahl des Ausschusses von 21 Mitgliedern vornahm, welchem die Vorberathung der Verfassung übertragen ward.

Schon bei der Debatte, ob man auf die Thronrede mit einer Adresse antworten solle*) betheiligte

*) Man vergleiche den ersten Bericht der Abgeordneten G. Kinkel, Jos. Becker und Gustav Bleibtreu an ihre Wähler, im „Extrablatt zu No. 59 der Neuen Bonner Zeitung.“

sich *Kinkel* mit einer durch den „unparteiischen“ Präsidenten mehrfach unterbrochenen Rede, die wir dem Wortlaute gemäß mittheilen:

„Meine Herren!

„Ich ergreife das Wort, um *gegen* die Adresse zu sprechen. Herr v. Vinke hat die Adresse besonders dadurch motivirt, daß er sagt, das Land erwarte von seinen Vertretern eine *allgemeine* Aeußerung über die wichtigsten Fragen, die es bewegen. Es ist bereits von einem Vorredner bemerkt, Was ich nur bestätigen kann: Das Land erwartet eine solche Aeußerung *nicht* von uns. Die große Majorität, namentlich die, welche unter den socialen Uebeln der Gegenwart leidet, erwartet eine solche Erklärung nicht, sie erwartet überhaupt von uns *nichts Allgemeines*, sie erwartet von uns das *Allerspeciellste*: die endliche Feststellung einer Verfassung, an der man auch Etwas hat, auf die man sich auch, weil sie frei ist von aller Zweideutelei, mit Fug und Recht berufen kann. Das Land erwartet von uns eine gediegene Gemeindeordnung, welche der Beamtenwillkühr die Spitze wegbricht. Das Land und namentlich die Gewerbe verlangen von uns eine vernünftige Gewerbeordnung, die einen wirklichen Schutz der Arbeit verleiht. Die bäuerliche Bevölkerung verlangt Gesetze, welche sie von den bisherigen Feudallasten nicht so befreien, daß diese Lasten sich bloß in Kapitallasten verwandeln, die hernach der Bevölkerung nur noch schwerer werden. Wenn ich aber sage: das Land verlangt eine *vernünftige* Gewerbeordnung — so meine ich damit nicht die Gemeindeordnung, welche vom

Ministerium erlassen ist. Wenn ich sage: das Land verlangt eine Gemeindeverfassung, die es vor der Willkühr der Beamten schützt — so meine ich damit auch nicht den Entwurf, der von Seiten der Regierung zur Begutachtung an die Behörden erlassen worden ist. Diesen ganz speciellen Vorlagen gegenüber sind jene allgemeinen Dinge, über welche wir uns hier, nach der Meinung des Antragstellers, erklären sollen, nach der Ansicht der großen Majorität des Volkes — und die Majorität wird eben gebildet von den gedrückten Klassen im Volke — unwesentlich und unwichtig. Das, was bei dieser Adreßdebatte, die sehr lange dauern kann, herauskommen würde, ist in den Augen des Volkes ein Stück Papier, und dies wird außerordentlich theuer erkauft zum Ruhme der Redner, die hier vielleicht ihren Glanz von der Tribüne ausbreiten werden. Ich kann indeß diesen Gegenstand wohl von Vornherein fallen lassen, da gerade Dieses einer meiner Herren Vorredner vortrefflich entwickelt hat.

„Ich komme speciell auf einen Punkt, welchen mein Vorredner, der College Urlichs, vor Ihnen ausbreitete. Es sei — sagt er — auf das Bestimmteste nöthig, daß dem neuen Dänischen Kriege gegenüber wir unsere Mitwirkung zusagen, um denselben zur Ehre des Vaterlandes so kräftig als möglich zu führen. Ich fürchte nur außerordentlich, daß das Land in einer solchen Zusage nichts Anderes sehen wird, als nur die Bewilligung einer neuen schweren Auflage, die unter dem Vorwande — so möchte das Land sprechen — eines

neu ausbrechenden Cabinetskrieges*) ihm auferlegt wird. Erinnern sich die Herren, die so schnell mit der Mojorität, die sie jetzt zu haben glauben, eine bestimmte abschließende Ansicht der Kammer fertig kriegen wollen — erinnern sie sich doch einfach an das Schicksal der vorigen Natonalversammlung. Diese hat ebenfalls in ihren ersten Schritten mit großer Bestimmtheit sich dahin erklärt, daß sie Das, was man den Abgrund der Revolution nannte, dadurch schließen wolle, daß sie sagte, es sei nie ein Krater dagewesen! Es ist der Nationalversammlung nicht gelungen, diesen Krater zu schließen, und dadurch, daß Sie jetzt schon durch ein Majoritätsvotum die Revolution für geschlossen erklären, ist sie nicht zu Ende. Sie kann nur dadurch geschlossen werden, daß die in ihr liegenden Principien in der Gesetzgebung einen vollen Ausdruck finden, und daß sie Dies thun, dazu sind wir hier.

„In der That aber muß ich Sie fragen, Was Sie eigentlich auf die Thronrede erwiedern wollen. Erlauben Sie mir, meine Herren, auch hier ganz den praktischen Standpunkt festzuhalten.

„Es ist uns gesagt worden, daß Adressen auf Thronreden constitutionelle Sitte seien, es ist sogar von Seiten des vorigen Redners das Wort: „constitutionelle Etiquette“ gebraucht worden, um zu empfehlen, daß auch

---

*) Vergl. gegen den Theaterblitz des Herrn v. Vincke und das Murren der Rechten die „N. B. Ztg.“ vom 17. März 1849.

wir auf die Thronrede eine Antwortsadresse erlassen sollen.

„Meine Herren! Ahmen wir von constitutionellen Ländern doch nur Das nach, was gut ist: die Sicherung der persönlichen Freiheit, die Sicherheit für die unveräußerlichen Rechte der Staatsbürger. Hüten wir uns aber, ihnen darin nachzuahmen, wenn sie sich in bloßen Formen ergehen; hüten wir uns vor Allem, sie in diesen Formen zu überbieten! Das aber werden wir thun, wenn wir uns auf diese Thronrede einlassen.

„Die Thronrede, meine Herren, erscheint mir, wenn ich ein Bild gebrauchen darf, wie jener bläuliche, mildernde Nebel, der sich auf Bildern und in der Natur zwischen Auge und Ferne legt, und die Umrisse der Dinge, namentlich die scharfen Umrisse der fernen Felsengruppen, sanft mildert. Meine Herren, die Thronrede, die vor uns liegt, ist dieser Art. Wenn man auch mit diesem bläulichen Nebel zufrieden ist, so muß ich mich doch sehr bestimmt dagegen erklären, wenn eine Thronrede ganz zum blauen Dunst wird, der nicht bloß die Umrisse der Gegenstände umschleiert, sondern dieselben ganz und gar dem ehrlichen Blick entziehen möchte. Und Das geschieht durch diese Thronrede. Ich denke nicht im Mindesten auf eine Kritik derselben einzugehen, wozu von dieser Tribune aus sich Gelegenheit finden wird, wenn anders sich eine Majorität, Was ich nicht erwarte, für eine solche Adreßdebatte finden sollte. Erlauben Sie mir, meine Herren, nur ein paar so recht hervorstechende Punkte Ihnen anzuführen. . . . . . “

Präsident Grabow: „„Ich muß den Herrn Redner darauf aufmerksam machen, daß es sich jetzt darum handelt, ob wir überhaupt eine Adresse erlassen wollen. Ich glaube, wir können in diesem Augenblick noch nicht auf die Debatte über den Inhalt der Adresse speciell eingehen, und muß daher den Herrn Redner bitten, nur diejenigen Gründe zu entwickeln, die dahin führen, daß eine Adresse erlassen werde oder nicht.““

(Ruf auf der linken Seite: „Redefreiheit!“)

Abgeordneter Kinkel: „Bei der höchsten Achtung, die ich vor dem Ordnungsrufe des Herrn Präsidenten hege, muß ich doch errinnern, daß es gar nicht möglich ist, eine Sache als unpraktisch zu motiviren, wenn man mir nicht das Recht läßt, auszusprechen und darauf einzugehen, welche concrete Gestalt die Sache hat. Unmöglich ist es, von den künftigen Leistungen eines Jünglings zu sprechen, wenn ich nicht auf seine körperlichen und geistigen Anlagen Rücksicht nehmen darf.“

Präsident: „„Ich muß bemerklich machen, daß der Inhalt der Thronrede selbst noch nicht Gegenstand der Discussion sein darf, sondern daß der Redner nur die Gründe dafür entwickeln darf, ob wir eine Adresse erlassen wollen oder nicht. Dies ist der Gegenstand der heutigen Debatte, sonst würden wir der Debatte über die Thronrede selbst vorgreifen. Ich würde also den Herrn Redner bitten, in der von mir angedeuteten Weise auf die Sache einzugehen.““

Abg. Kinkel: „Das Reglement läßt keine Reclamation gegen den Ordnungsruf des Herrn Präsidenten zu.“

Präsident: „„Ich bemerke, daß ich keinen Ordnungsruf gegen den verehrten Redner habe erlassen, sondern nur mit Rücksicht auf die mir zustehende Leitung der Debatte darauf habe aufmerksam machen wollen, welchen Gang die Discussion zu nehmen haben dürfte.““

Abg. Kinkel. „Indem ich mich also an den von dem Herrn Präsidenten mir vorgezeichneten Gang

der Beweisführung bei meiner Rede anschließe, will ich nur bemerken, daß in Bezug auf die Thronrede die Antwort, wenn sie überhaupt erfolgt, entweder die Sätze der Thronrede bestätigen, oder aber diesen Behauptungen, die in der Thronrede vorkommen, energisch sich widersetzen muß. Der Herr Präsident wird mir zugeben, daß es meine Berechtigung ist, in diesem Sinne auch auf die Thronrede selbst einzugehen, weil . ."

Präsident: „„Insofern Sie nicht eingehen auf das Specielle der Thronrede, und nur darüber sprechen, ob eine Adresse zu erlassen sei oder nicht.““

Abg. Kinkel: „Ich erkläre mich unter diesen Umständen gezwungen, von den materiellen Theilen meines Vortrages abzusehen und abzugehen. Ich kann mich nur an das rein Formelle der Sache halten. Ich will also der angegebenen Weisung folgen, und nur noch ein Letztes Ihnen zu bedenken geben. Meine Herren! die Interessen, die sich an diese Debatte über die Thronrede etwa knüpfen, scheinen mir wesentlich derart zu sein, daß es sich bei Allen, die dieselben begünstigen, mögen sie auf der rechten oder der linken Seite sitzen, um das Verhältniß dieser Kammer zum Ministerium sehr wesentlich mit handeln wird.

„Meine Herren! Ich gebe Ihnen in dieser Hinsicht einzig Das zu bedenken, daß wir vielleicht noch recht lange in diesem Saale versammelt sein werden, daß wir — und hier wende ich mich namentlich an Sie, meine Herren von der rechten Seite — genöthigt sein werden, noch in einer Menge von Dingen mit einander

zu berathen, wo wir auch in Ihnen wahre Freunde des Vaterlandes, wahre Beförderer solcher Gesetze zu finden hoffen, die zum Wohl des Volkes dienen werden. Ob die hier vor mir sitzenden Männer (zu den Ministern gewendet) die dortige Bank einnehmen oder nicht, Das wird an unsern Verhältnissen Wenig ändern. Es wird um so Weniger ändern, als die Ministerien bekanntlich wechseln, wir aber bleiben, und wenn wir nicht bleiben, so bleibt Das, wovon wir der Ausdruck sind: das Volk, seine Forderungen, seine Wünsche — und dies wird sich in irgend einer Weise schon wieder seine Vertretung zu verschaffen wissen. Lassen Sie uns, meine Herren, nicht auseinandergehen von dem ersten Anfange an! Sie können uns vielleicht durch ihre Majorität nöthigen, einzugehen auf die Debatte über eine Antwortsadresse; dann, meine Herren, werden wir zu Ihnen sagen müssen, Was Macbeth sagt: „Sie haben mich an einen Pfahl gebunden, und ich muß kämpfen!" Wir werden kämpfen. Wir haben das Princip der Volkssouverainetät, das wir vertreten, mit aller Kraft auch auf diesem Formenboden durchzufechten, und da man sich viel hitziger und leidenschaftlicher um Formen, als um Sachen streitet, so werden wir vielfach nicht in unserer Brust allein, sondern auch in den Parteien im Lande, die sich schon schroff genug entgegenstehen, eine wilde Leidenschaft erwecken. Das dürfte nicht gut sein für spätere friedliche Berathungen von Gesetzen, die wir Beide für gleich nöthig erachten. Meine Herren! es ist allerdings die Stimme des Volkes von diesem Saale

abgeschnitten. Das Volk ist von diesem Saale getrennt durch einen Constablerposten und ein großes Vordergebäude (Gelächter). Aber das Volk ist da, und seine Stimme redet dennoch zu uns, wenn auch nur leise und flüsternd. Das Volk nun will rasche Hebung der socialen Uebel, es will ein festes Gebäude, auf dem die gesunkene Gewerbthätigkeit, auf dem Handel und Wandel wieder sich aufbauen. Meine Herren! im Namen des Volkes mahne ich auch Diejenigen unter Ihnen, denen es wirklich Ernst ist mit dem Wohle des Volkes — und ich gebe mich gern dem Glauben hin, daß Sie alle zu dieser Kategorie gehören — gegen die Adresse zu stimmen!" (Langes Bravo von der Linken.)

Wir wissen, daß auch diese Mahnung fruchtlos vorüberging, wissen, daß die Majorität der Berliner Nationalversammlung die zweideutige Thronrede mit einigen höflichen und eben so zweideutigen Phrasen beantwortete. Am 23. März hielt Gottfried Kinkel eine Rede voll heiliger Entrüstung über dies Machwerk, indem er zunächst an den berüchtigten Satz über das Heer *) anknüpfte:

„Meine Herren! Es ist heute von einem Redner von dieser (der rechten) Seite des Hauses hervorgehoben worden, daß die Versöhnlichkeit unser Streben sein müsse auch in der Behandlung der Heeresfrage. Ich

*) Der Satz lautet: „Freudig erkennen auch wir, daß Preußens Heer in Tagen des Kampfes seinen Kriegsruhm, in schwereren Prüfungen seine Treue bewährt hat."

erkenne Das an, ich muß aber dann fragen, ob nicht schon eine Herausforderung für diese (die linke) Seite des Hauses darin liegt, daß ein solcher Satz, wie dieser, überhaupt in die Adresse aufgenommen werden soll?

„Sie sprechen zunächst, meine Herren, von dem „Kriegsruhm in Tagen des Kampfes." Es ist gekämpft worden in Berlin, es ist gekämpft worden in Posen, und für Posen ist unstreitig selbst die Möglichkeit vorhanden, von einem Kriege zu reden, indem hier faktisch zwei Nationalitäten auf einander geprellt sind. Sie hätten wenigstens die Rücksicht haben sollen, diese Kämpfe zu unterscheiden von den Kämpfen in Schleswigholstein — wenn nicht aus Parteigerechtigkeit, so doch aus Menschlichkeit!

„Die Kämpfe in Schleswigholstein sind mit Heldenmuth geführt worden, Das ist eine Thatsache, die ich nicht bestreite. Es fragt sich aber, ob dieser Krieg, der weit mehr schmerzliche als freudige Erinnerungen in unsere Geschichte vererben wird, eine Erwähnung in der Adresse verdient. Es hat dieser Krieg unsern Handel ruinirt, er hat geendigt mit einem Waffenstillstand, der in ganz Deutschland zwei Parteien hervorrief, einen Waffenstillstand, für den sich in der Frankfurter Nationalversammlung nur eine so kleine Majorität fand, daß eben dieser Friedensschluß es war, der, um ein vielgebrauchtes Bild anzuwenden, wirklich die Fackel der Zwietracht in alle Deutsche Verhältnisse warf. Ich kann Das keinen Kriegsruhm nennen, wenn der Krieg so ungemein rücksichtsvoll geführt wird und so überaus

menschlich, daß trotz den vorangegangenen Worten doch — kein Dorf in Jütland abgebrannt wurde! (Bravo!)

„Wir haben Anlässe gehabt, in denen ein Heer sich bewähren konnte. Wenn einmal von Kriegsruhm die Rede sein sollte — ich meine von dem reinen Drauf- und Dreinschlagen — so hätte man ja allenfalls gegen Neufchatel hinlängliche Gelegenheit gehabt, ihn zu erwerben, wo man sich nicht gegen Insurgenten oder mit Soldaten von Kasernendressur zu schlagen hatte, sondern gegen republikanische Milizen!

„Sie sprechen ferner in Ihrer Adresse von „Treue in schwereren Prüfungen.“ Liegt nicht darin wieder für uns die größte Kränkung? Ich weiß, meine Herren, daß viele Soldaten damals — denn wovon Sie reden, das kann doch nur der Conflict im November sein — mit schwerem Herzen ihre Pflicht gethan haben. Das, was die Soldaten damals thaten, das nennen Sie einen Akt der Treue. Uns ist dies Ereigniß ein Rechtsbruch: es ist bewaffnete Macht angewendet worden, das bestehende Staatsrecht zu brechen und die Stimmen, die sich gegen diesen Rechtsbruch in der Mehrheit der Nation erhoben, zum Schweigen zu bringen. (Murren auf der Rechten, Bravo! auf der Linken.)

„Wenn Sie einen Soldaten, der dazu hilft, einen gehorsamen nennen, so habe ich Nichts dagegen einzuwenden; das Wort Treue aber setzt mir etwas Höheres, es setzt mir voraus, daß sich ein volles Bewußtsein, daß sich eine freie Möglichkeit mit der Treue verbindet, auch untreu sein zu können. Ich behaupte

aber, daß diese Möglichkeit der Prüfung für die Soldaten nicht stattgehabt hat, von denen man damals nicht die Einflüsse einer volksfeindlichen Partei, von denen man aber die Einflüsse des Volksgeistes selbst nur zu oft ferngehalten hat. Wenn ein Vorredner (der Abgeordnete Stiehl) davon spricht, daß nach der Rede eines Französischen Generals das Heer eine „sittliche Macht" sein solle, so glaube ich, daß ich darauf Nichts mehr zu erwiedern habe; denn als die Nationalversammlung in Paris jene empörende Rede des Windischgrätz von Algier, des alten Haudegens Bugeaud, desavouirte, da gab sie bereits die Antwort auf die Rede meines Vorredners. (Bravo)!

„Die Treue, meine Herren, die sie dem Heere nachrühmen, ist eben deßhalb ein so schmerzlicher Gehorsam, weil in den meisten Fällen leidee die Angst es ist, die diesen willenlosen, stummen, seiner Handlungsweise nicht sich bewußten Gehorsam hervorbringt. Läugnen sie Dies; so machen Sie erst einmal die Militairgerichte öffentlich, stellen Sie einmal jene Gerichte vor das Forum des öffentlichen Urtheils, in denen es so leicht wird, den Soldaten hart zu bestrafen, wenn er bürgerfreundlich ist, und in denen es wiederum so leicht wird, alle Ausschweifungen der Soldaten, von Schweidnitz u. s. w. herab, mit Nacht zu bedecken. Stellen Sie den Soldaten erst unter die Bürger hin, und geben Sie ihm die Möglichkeit, ein Urtheil sich zu bilden in Bezug auf politische Dinge und sich nach freier Ueberzeugung zu entscheiden — und dann sprechen Sie

von Treue des Heeres! Heut aber will ich von Ihnen nur das Wort Gehorsam hören!

„Ich fordere, daß die Treue, wo sie vorhanden ist, auch Zeugniß ablege von andern inneren Eigenschaften des Menschen, daß sie wurzele in einer reinen Menschlichkeit. Diese reine Menschlichkeit haben wir aber nur zu oft bei unsern Soldaten vermißt, und ich will nicht untersuchen, wo wir den Grund dieses Vermissens suchen sollen, ob er häufiger liegt in der Brutalität, zu der junge Leute kommen müssen, wenn sie, dem Familienkreise und der bürgerlichen Gesellschaft entzogen, in einer Kaserne zusammengepfercht werden wie die Janitscharen — oder ob er mehr darin liegt, daß auch im Officierstande eine Partei stark vertreten ist, welche die alten gebrochenen Staatseinrichtungen vollständig wiederherstellen will, und aus dem Heer freilich kein treues, aber ein gehorsames Werkzeug sich schaffen möchte.

„Es ist gesagt worden, daß gegen die Soldaten — der Herr Kriegsminister hat es selbst gesagt — Meuchelmord vorgekommen sei. O meine Herren, lassen Sie uns nicht auf diesen Punkt eingehen; denn die Beispiele liegen nur zu zahlreich vor, wo der von Soldaten begangene Mord bloß darum nicht für Meuchelmord gilt, weil er nicht mit dem Knittel oder Pflasterstein, sondern mit dem Bajonette begangen ist! Der Geist, den Sie im Heere schützen, dem Sie heut ein Vertrauensvotum geben wollen, der Geist, den selbst die gerechte und mäßig gesinnte Partei auf dieser (der

rechten) Seite des Hauses anerkennen möchte, dieser Geist ist derselbe Geist, als dessen Opfer Robert Blum gefallen ist — (Heftiger Ausbruch der Unruhe auf der Rechten.) und gegen diesen Geist führt uns in den Kampf Robert Blum's Schatten! (Links lebhaftes Bravo, rechts Zischen und Tumult.)

„Ich weiß, Sie loben diese Treue, Sie geben diesem Geiste ein Vertrauensvotum. Ich begreife es. Hat doch ein Mitglied von dieser Seite des Hauses, der Graf Bismark-Schönhausen, dem ich danke für sein männlich gesprochenes Wort, es hingestellt, daß noch eine Entscheidungsschlacht kommen wird, und für diese Entscheidungsschlacht, für welche wir den Geist, den Hunger, die Noth, das Proletariat und den Zorn des Volkes in den Kampf führen — für diese bedürfen Sie den Gehorsam des Heeres! Ja, meine Herren, auch ich habe aus freudiger Brust jenem Manne zugejauchzt, als er von dieser letzten Entscheidungsschlacht sprach!

„Ich habe rücksichtslos von dieser Tribüne gesprochen, denn ich bin nicht der Ansicht, daß ein Mann sein Wort verdecken soll aus dem Grunde, welchen Herr v. Vincke so eben angab, daß es bedenklich und gefährlich sei, wenn man nicht hübsch diplomatisch mit dem Heer verführe in einem Augenblicke, wo uns vielleicht ein Europäischer Krieg droht. Wir fürchten auch den Europäischen Krieg nicht; denn wenn Deutschland erst einen Europäischen Krieg zu führen hat, dann werden seine Fürsten wieder einmal wissen, daß sie die Fäuste ihrer Völker dazu brauchen: — wir fürchten den

Kampf mit Europa dann am Wenigsten, wenn es uns gelungen ist, das Heer in ein wirklich volksthümliches zu verwandeln: Wir fürchten den Krieg nur, wenn er ein Cabinetskrieg ist. Ist er ein volksthümlicher Krieg, dann schlagen wir ihn mit Truppen, welche nicht nöthig haben, in der Kasernensperre dressirt zu sein. Ist er kein volksthümlicher Krieg, dann wird dies „herrliche Heer" ebenso gut wie ein früheres — sein Jena finden!" (Bravo! von der Linken.)

Ein Berliner Blatt *) ließ sich folgendermaßen über die revolutionaire Bedeutung dieser Rede aus: „Den Kampfpreis des Tages hat aber Kinkel aus Bonn errungen. Er war der Redner der Revolution, der der bebenden Rechten das mene tekel deutete, der zu ihrem Schrecken den Schatten Robert Blum's, des Hingemordeten, heraufbeschwor, der die Noth, den Hunger, das Proletariat als Verbündete der Demokratie aufrief. Die Rechte war von seiner plastisch schönen Rede wie zerschmettert; nur der Kossäth Schwerin starrte wie gewöhnlich stumpfsinnig in's Blaue. Kinkel hat allein die Wahrheit gesagt und Nichts als Wahrheit. Die Halben jener Partei mögen ihn schelten, das Volk wird ihm danken. Er ist der Redner, der Fürsprecher des Proletariats. Und wo giebt es einen schönern Beruf?"

---

*) Die „Berliner demokr. Correspondenz" vom 24. März 1849.

2.

Am 10. April stattete Kinkel vor seinen Wählern in Bonn einen Bericht über seine bisherige Wirksamkeit in Berlin ab. Die an einer Seitenwand angebrachte einfache, aber zierliche Bürgerkrone und das vielstimmige freudige Bravo, das seiner Rede folgte, bewiesen, wie sehr sich Jener die Sympathieen seiner Mitbürger erhalten hatte.

Nur diesen Einen Tag verweilte er in seiner Vaterstadt; sein Gewissen, seine Pflichttreue erlaubten ihm nicht, unnützerweise auch nur eine einzige Sitzung zu versäumen. Johanna begleitete mit ihren Kindern den Geliebten nach Berlin, da es den Anschein gewann, als würden die Kammern noch längere Zeit dort zusammenbleiben.

Die „Neue Bonner Zeitung" fand, seit Kinkel nach Berlin gekommen, hier eine große Verbreitung. Jener hatte bisher zu viel an diesem Blatte gearbeitet, indem er die Lokal-Interessen mehr, als nöthig berücksichtigte, und dadurch der Verbreitung des Journals über seine engere Heimath hinaus ein Hinderniß in den

Weg legte. Das begriff er nun aus der Ferne, und änderte fortan diesen lokalen Ton in den meisten Artikeln. Der Erfolg lehrte die Richtigkeit dieser Veränderung, die Zeitung gewann fast um das Doppelte an Abonnenten.

Unter den zahlreichen Aufsätzen Kinkel's aus der Zeit seines Berliner Aufenthaltes machen wir namentlich auf diejenigen aufmerksam, welche unter dem Titel „Nebelbilder aus Berlin“ sich in No. 94—96, ferner in No. 98 und 101 der „N. B. Ztg.“ vorfinden, und größtentheils Schilderungen aus dem parlamentarischen Leben der zweiten Kammer enthalten. Wir theilen zwei dieser Feuilleton-Artikel mit, von denen sich besonders der letztere durch treffenden Humor auszeichnet:

Die Rechte in der zweiten Kammer.

„In der Theologie haben wir seit einer Reihe von Jahren viele Geister sich abringen sehen, Philosophie und Religion mit einander in Einklang zu bringen: eine der undankbarsten Bestrebungen, denn Diejenigen, die sich ihr unterzogen, waren der Spott aller Klardenkenden, und wurden nur von Solchen bewundert, die alles Mysteriöse für besonders tief halten; gerade weil sie Nichts davon begreifen. Ganz auf derselben Bahn finden wir jetzt in der Politik eine große Anzahl von Persönlichkeiten, welche statt des einfachen Menschenverstandes eine gewisse überspannte Geistreichigkeit beanspruchen. Sie mühen sich ab, der Welt zu beweisen,

daß sie nicht hinter dem freiheitsathmenden Zeitgeist zurückgeblieben sind, und wollen dennoch an der Monarchie festhalten. Sie bringen ganz dieselbe Ideenverworrenheit zum Vorschein, wie die Schleiermacherianer, die ein Centrum zwischen der äußersten Rechten Hengstenberg's und der Montagne Strauß-Feuerbach vermitteln wollen. Nur der ganz dummdreisten Orthodoxie ist es noch möglich gewesen eine Art von Consequenz zu retten. Das theologische Centrum hat sich in einen Urwald von Widersprüchen verwickelt, in dem es nur von der gemäßigten Rechten in der Nationalversammlung übertroffen wird Dagegen stehn die orthodoxen Monarchisten, wie Kleist-Retzow und Bismark-Schönhausen, deren Glaube Berge versetzen (d. h. den dicken Herrn v. Vincke nach links schieben) kann, wahrhaft achtungswürdig da. Eine Geißel für die Widersprüche der Rechten ist v. Berg, welcher mit logischer Schärfe dieselben in kurzen Erwiederungen an's Licht zu ziehen und trefflich zu verspotten weiß. Gerade wie bei einer Predigt die Leute am Meisten erbaut werden, wenn ihnen ihre Sündhaftigkeit am Schärfsten vorgehalten wird, so ist die Rechte am Allerstillsten, wenn einer von den Gegnern ihrer falschen Politik ihnen so recht unwiderleglich den Spiegel vorhält. Spricht aber einer von den Ihrigen, so ein echter Repräsentant ihres Systems, der den ganzen Schelling erschöpft, um zu beweisen, daß Schwarz eigentlich Weiß sei, so fängt erst ein leises Geräusch an, das bald in

ein allgemeines Räuspern, Schneuzen, Hin- und Her-trippeln von einem Platz zum andern übergeht, und sich den Tribunen und allen Theilen des Hauses mittheilt — wieder genau wie bei einer schlechten Predigt. Merkwürdigerweise haben fast Alle von der Rechten hohe Diskantstimmen, im Gegensatz zu dem vollen Baß, der in der Linken vorherrscht: ein Contrast, der bei den namentlichen Abstimmungen besonders komisch auffällt. Auch ist der näselnde Ton auf jener Seite fast allgemein, und in der Debatte über die Deutsche Frage trat nicht ein einziger Redner — Vincke nicht ausgenommen — von dieser Partei auf, der ohne heftig zu stottern seine Rede zu Ende brachte. Bei Einigen ist dies Steckenbleiben so häufig, daß sie den Eindruck von Schulknaben machen, die ihre Lection nicht können. Es muß trotz dem oft berufenen gesunden Sinn des Volkes noch unvernünftig viel Werth auf Stand und Würden gelegt werden — sonst hätten nicht so manche unsäglich talentlose Menschen, die nicht einmal ihren Gedanken einen deutlichen Ausdruck zu geben im Stande sind, in diese Versammlung gewählt werden können!

„Also einestheils die aufrichtige Vornirtheit, anderntheils die Pharisäerklugheit wirken vereint von jener Seite gegen die Linke, welche alle Waffen des Lichtes, des wahren Genies ihr entgegenwendet. Nicht umsonst wird der Zutritt zu den Tribunen vom Ministerium so hartnäckig erschwert, denn — Wer selbst prüft, der verläßt nicht unüberzeugt diese Stätte.“

Weise Staatsformen.

„Kürzlich machte ich eine Reise nach Oranienburg, und traf im Postwagen mit Passagieren aus verschiedener Herren Ländern zusammen, mit denen ich alsbald in ein politisches Gespräch mich einließ, wie Das heutzutage unvermeidlich ist. Einer war aus dem Lande Madschipuck zu Hause, welches so versteckt liegt, daß noch kein Landkartenmaler im Stande war, es richtig den Ländern der Erde anzureihen. Dieser Mann hatte sich wegen eines Preßprocesses flüchten müssen, den er sich zugezogen weil er gegen das Staatsgrundgesetz geschrieben Es besteht aber dieses Gesetz darin, daß in Madschipuck die Schulmeisterwürde erblich ist. Vergebens hatten die aufgeklärteren Madschipuckianer seit Jahrhunderten bewiesen, daß es dem Menschenverstande widerstreite, wenn der dumme unmündige Junge eines Schulmeisters bei dem frühen Tode seines Vaters ohne alles Examen in dessen Stelle einrücke — die guten Bürger von Madschipuck schalten Jene: „Wühler“ und „Anarchisten“, und ein sehr gelehrter Professor, der ein Buch über Politik geschrieben hatte, wies nach, welcher „Sturm des Parteilebens“, welcher „Spielraum für den Ehrgeiz“ daraus entstehen könnte, wenn der Schulmeister hinfüro nach seiner Befähigung gewählt würde. Dies flößte obigen guten Bürgern einen solchen Schrecken ein, daß sie um der Ruhe und Ordnung willen lieber den ersten besten Esel als Schulmeister behielten.

„Der andere Passagier war aus dem Lande Mudschipack, das auf einer unentdeckten Insel liegt, wohin noch keine Dampfboote gehen. Dieser meinte: mit dem erblichen Schulmeister, Das sei noch nicht so schlimm, aber bei ihnen in Mudschipack, da bedinge die Verfassung, daß die Doktorwürde erblich sei, und zugleich alle Aerzte, Feldscheerer, Hebammen ꝛc. ꝛc. unverantwortlich. Diese Doktorenbureaukratie, sagte er, ist sehr mißlich. Ein Examen wird von keinem Doktor gemacht, und deßhalb haben wir zu ihren Mitteln kein Vertrauen. Nun behauptet der Medicinalangelegenheiten-Minister, es würden gewiß nicht mehr so viel Leute sterben, wenn nur das Vertrauen wiederkehre. Um uns nun dies Zutrauen einzuflößen, haben sich unsere Quacksalber in eine wahre Wuth zu kuriren hineingeworfen. Dem halben Staat sind Blutegel und Aderlasse octroyirt worden. Die Bürger schreien: wir haben Kräfte zu wenig, wir müssen nahrhafte Kost haben! „Beschränkter Unterthanenverstand!“ schreien die Aerzte, nnd octroyiren noch Amputationen vollkommen gesunder Glieder dazu, um nur die Patienten zum Schweigen zu bringen.“

„Ist es möglich — rief Der von Madschipuck aus — und Mudschipack empört sich nicht gegen eine so widersinnige Staatsform?“

„Das hat seinen Haken — antwortete der Mudschipackianer — denn die andere Hälfte des Staates besteht größtentheils aus den Apothekern, und da diese sich trefflich bei der angestammten Medicinalwirth-

schaft befinden, so stützen sie dieselbe mit allen Kräften. Der festeste Kitt aber für die Ruhe und Ordnung sind die Geistlichen der Staatskirche von Mudschipack, welche allsonntäglich predigend den lieben Gott dafür preisen, daß er Alles so vortrefflich eingerichtet habe, und das Volk nöthigen für seine Doktoren zu beten. Für diese Predigten erhält die Geistlichkeit von den Apothekern das Räucherpulver frei, und das Volk, das vor octroyirtem Rhabarber, Schröpfköpfen, Pflastern und Fontanellen kaum mehr auf den Beinen zu stehen vermag, hat zum Lohn für seine Geduld das Glück sich abzuarbeiten, um seinen Doktoren obengenannte Wohlthaten theuer bezahlen zu dürfen, bis der Tod es von seinen Pflichten erlöst. Vergebens haben die Patienten darauf hingewiesen, daß keine Krankheit so schlimm sei, als diese octroyirten Arzeneien; unsere Aerzte indeß wollen unter keiner Bedingung von ihren edlen Aufopferungen für die Menschheit erlöst sein."

„„Meine werthen Bürger von Madschipuck und Mudschipack — antwortete ich — trösten Sie sich, denn wir sind in unserm Staat noch viel übler dran! Zwar müssen unsre Schulmeister und Feldscheerer ein Examen machen, sogar die Befähigung zum Unterricht im Clavierzymbelschlagen muß nachgewiesen, und dafür ein Gewerbeschein gelöst werden. Jeder Schuster muß in die Lehre gehen, und jeder Soldat 3 volle Jahre daran studieren, Was rechts, links, vorwärts und zarrrruck! heißt. Aber, Sie werden es nicht für

möglich halten — bei uns ist **die Königswürde erblich!!**

„„Das Individuum, welches die Fäden des Staatsgewebes in seiner Hand centralisirt, dessen Blick die weitesten Fernen überschauen, die dunkelsten Falten durchleuchten soll, in dessen Willen eine nahezu göttliche Gewalt gelegt ist, dies Individuum wird bei uns nicht nach seinem Genie, noch nach den Proben, die es von seinem redlichen Wollen und seiner Kraft abgelegt hat, von der überzeugten Masse frei gewählt, sondern es bleibt dem blinden Zufall überlassen, ob das Schicksal von Millionen von der Laune eines charakterlosen, dummen oder bösen Menschen, oft von einem Narren, Säugling, Trunkenbold oder einem noch schlimmeren Sünder abhängt. Gewissermaßen sind alle andern hohen Staatsämter ebenfalls erblich, indem gerade zu den wichtigsten nur die Söhne hoher Familien zugelassen werden: in der Regel besteht aber der Stolz einer *hohen Familie* darin, sich nie durch körperliche oder geistige Arbeit angestrengt zu haben. *Je fauler — je vornehmer.*

„„Unsre Landsleute von gemeinem bürgerlichen Verstand haben schon lange darauf angespielt, daß Könige und Minister, die Nichts gelernt, und auch kein Examen gemacht hätten, Nichts taugten. Da sind aber die Pharisäer und Schriftgelehrten, die den *natürlichen* Verstand verachten, mit ihren *übernatürlichen* Spitzfindigkeiten darüber gekommen, und haben gesagt: ein *leeres* Oberhaupt thäte dem Staate Nichts, denn

der Name „**König**“ sei fortan nur ein Symbol, und sie wollten schon für ihn und seine Sippschaft das **Denken** übernehmen. Sie nennen dies eine constitutionelle Regierung. Da haben wir natürlichen Menschen gefragt, wozu wir denn die kostspieligen Symbole noch ferner nöthig hätten, und darauf haben sie — keine Antwort gewußt.“ “

„Als ich den beiden Passagieren noch ferner auseinandersetzte, Was alles in einem Lande vorkommen kann, wo das allerschwerste Amt erblich und unverantwortlich ist, und wie die Leute durch das Gesetz geplagt sind: sich ihre Angelegenheiten, die sie selber am Besten verstehen, von ungeschickten Behörden vormaßregeln zu lassen; wie ihnen ihr mühsam erworbener Besitz verfault und verdirbt, weil sie oft Jahre lang auf die Erlaubniß warten müssen, sich dessen zu bedienen; wie in ihr Kommen und Gehen, in ihr Reden und Schreiben sich stets eine fremde Nase von Oben steckt, die sie nicht schneuzen dürfen — da gingen die Bewohner von Madschipuck und Mudschipack in sich, und bekannten, daß die Grundgesetze **ihrer** Staaten noch nicht die am Weitesten von der menschlichen Vernunft entfernten seien.“

Gottfried Kinkel war es, der noch vor Auflösung der zweiten Kammer in der Sitzung vom 26. April die Parole der Zukunft, die Parole: **„sociale, demokratische Republik!“** von der Tribune herab der Regierung entgegenzuschleudern gewagt hat. Minister v. **Manteuffel** denuncirte in seiner berüchtigten Vertheidigungsrede des Belagerungszustandes eine Rede

Kinkel's als hochverrätherisch, in welcher Dieser als Abgeordneter zum demokratischen Congreß in Berlin die Stellung der Socialisten am Rhein geschildert hatte. Kinkel erwiederte:

„Meine Herren! Der Herr Minister des Innern hat gestern aus den Berichten des im Herbst hier gehaltenen demokratischen Congresses einen Auszug meiner damals gehaltenen Rede verlesen. Ich weiß zwar nicht, Was ein Bericht eines Rheinischen Deputirten zu diesem Congreß mit dem Berliner Belagerungszustand zu thun hat. Es versteht sich aber von selbst, daß ich für jedes Wort dieser Rede auch heute noch einstehe, und wenn sie dem Ministerium so hochverrätherisch erscheint, so wird es mir großes Vergnügen machen, sie vor einem Geschworenengericht zu verantworten. Nur muß ich fordern, daß die Mittheilung genau sei, daß man einer Versammlung, wie dieser, auch Akten vorlegt, die authentisch sind. Ich nehme es dem Berichterstatter allerdings nicht übel, wenn er noch einige Irrthümer hereingebracht hat; denn noch hat unsere Partei keine stenographischen Bureaux zur Verfügung. Indeß ist jener Congreß öffentlich gewesen, und der Eingang zu seinen Tribunen war viel leichter, als in diesem hohen Hause; ich kann mich daher auf viele Ohrenzeugen berufen. Worte, wie: Pfaffen liebe ich in öffentlicher Rede nicht zu gebrauchen, weil ich diesen unliebsamen Ausdruck gegen einen Stand, in dem ich immer noch viele wackere Männer meiner Gesinnung nicht bloß liebe, sondern verehre, überhaupt nicht mit dem Decorum

einer öffentlichen Rede vereinbar halte. Andererseits habe ich mich aber auch schärfer ausgesprochen, und Dies muß ich berichtigen, weil ich eine Idee in mir trage, die mich nöthigt ihr Bekenner zu werden. Der Herr Minister verlas eine Erzählung, nach welcher unter dem Donnern der Junischlacht der Verein, zu dessen Directorium zu gehören ich die Ehre habe, sich für die Republik erklärt hätte. Wenn mit diesem „sich erklären", was ein zweideutiges Wort ist, etwa gemeint sein soll, daß wir damals die Republik für die natürlichste und vernünftigste Staatsform anerkannt hätten, so hatte ein Rheinischer Volksverein nicht nöthig, damit bis zum Juni zu warten. Nein, meine Herren, ich habe meine Gesinnungsgenossen beim Congreß einen Beweis geben wollen von dem Edelmuthe, der stets im Volke wohnt, und ihm den Muth giebt, sich treu dem Unterdrückten zuzuwenden: ich habe erzählt, daß unter dem Donnern der Junischlacht wir zur **demokratischen Republik** uns bekannten in dem ganz gesetzmäßigen Sinne, daß wir diese Staatsform, daß wir also den Socialismus, daß wir den Staat der Arbeit, in welchem es nur Arbeiter und keine Faullenzer mehr giebt, für die einzige in Deutschland künftig haltbare Staatsform erklärten. Daß ich nun mit solcher theoretischen Erklärung vor meinen rheinischen Gesetzen durchaus nicht rechtlos geworden bin, Das sieht jeder Vernünftige. Ob wir aber in jener Ueberzeugung uns geirrt haben und noch irren, Das, meine Herren, wird nicht durch Parla-

mentsdebatten, am Wenigsten aber von dieser Tribune entschieden."

Am folgenden Tage ward die zweite Kammer aufgelöst, die erste vertagt. Kinkel schrieb:*)

„Es ist geschehen, Was man lange voraus ahnte: die Volksvertretung ist gesprengt, und einige blutige Opfer sind schuldlos und nutzlos in Folge der Aufregung gefallen, welche dieser neue Gewaltschritt der Regierung hervorgebracht hat. Eine Revolution wird um dieser Vertretung willen nicht ausbrechen: die schlagbereiten Klassen der Arbeiter haben nie ein rechtes Herz gehabt zu einem solchen Zweikammer-Gegenspiel und die erwerblustigen Bürger ärgern sich zwar, weil sie nun das Mißtrauen und den Bankerott permanent vor Augen sehen, aber die Bourgeoisie legt in solchen Krisen stets mit stummer Verzweiflung die Hände in den Schooß, und schlägt sich nicht. Die großen Novembertage kommen für Berlin nicht wieder, in denen die Revolution gesetzmäßig war und alle Herzen ihr entgegenschlugen: Preußens zweite Schilderhebung wird jetzt ebenso an ein ganz zufälliges Ereigniß anknüpfen, wie seine erste im März oder die Februarrevolution in Paris. Jeder Tropfen Blutes, der wegen dieser Kammerauflösung flösse, wäre so nutzlos wie die Opfer von gestern. Die Geschichte der ersten gesetzgebenden Versammlung Preußens, welche seit 24 Stunden der Vergangenheit ange-

*) Neue Bonner Zeitung. Jahrgang 1849. No. 100.

hört, liefert dem Volke einen Beweis, der für so Manchen noch eine Nothwendigkeit war: sie beweist, daß die Monarchie in einer revolutionairen Zeit selbst innerhalb constitutioneller Schranken weder dem Volkswillen sich fügt, noch mit demselben fertig wird. Eine Volksvertretung mit demokratischer Wahlart läßt sich nun einmal in das System einer Constitution nicht einfügen: von den beliebten Stichworten der blassen Liberalen, die so langweilig von „demokratisch-constitutioneller Staatsform" und „demokratischer Monarchie" faseln, kann unter Vernünftigen seit dem Berliner 27. April nicht mehr die Rede sein.

„Es war unsere Aufgabe, diese Wahrheit unserm duselnden Volke klar zu machen, und sie wird zwar nicht auf den Rhein, wo man jene blassen Liberalen längst ausgepfiffen hat, jedenfalls aber auf die östlichen Provinzen tiefen Eindruck machen. Sie werden die Augen aufthun und erkennen, Was sie an ihrer vielbelobten Verfassung haben, und wie fest durch eine Constitution die Durchsetzung des Volkswillens gesichert ist! Meine Leser am Rhein erinnere ich an manche Leute, die in unsern Parteivereinen im Juni noch so eifrig gegen die Republik sprachen, und heute seit der Malmö-Geschichte so entschieden für diese Staatsform sind. Gerade diese Umwandlung des Sinnes mußten die östlichen Provinzen noch durchmachen, und von gestern an hat dieser Gährungsproceß begonnen.

„Wir sind aufgelöst, weil wir den Volkswillen darstellten. Eine kleine Majorität hatte anfangs das

Ministerium: Schritt vor Schritt kämpfend, rangen wir sie unsern Gegnern ab. Die volksfeindlichen Gesetze derselben verwandelten wir in machtlose Warnungstafeln. Dem deutschen Volke, das seine Einheit, aber auch die Anerkennung seiner eignen Souverainität will, boten wir in der Verfassungsfrage unsern Beistand, und bewiesen durch ansehnliche Majorität, daß in Preußen das Volk keinen Sonderpatriotismus will. Wir forderten eine großherzige und muthvolle Politik in den vaterländischen Fragen, während die Regierung eine kleinliche und pfiffige will. Dazu kam die Verhandlung über den Belagerungszustand; Vernunft und Recht standen auf der Seite von Waldeck's Antrag, und unsern Gründen wichen die Centren. Mit einer Majorität von 45 Stimmen warfen wir dem Ministerium seine Ungesetzlichkeit vor: es wurde lächerlich, als es den Versuch machte, sich zu vertheidigen, als zuletzt noch Bucher's feine Beredsamkeit die Richtigkeit all' der Gründchen und kleinen Verdächtigungen erwies, mit denen Manteuffel die Erhaltung des Belagerungszustandes gerechfertigt hatte. Das ist der wirkliche Stand der Thatsache: das Ministerium ist in all' seinen Schritten durch uns gerichtet worden.

„Und nun lese Jeder die seichten Gründe, die man von seiner Seite als Rechtfertigung dieses neuen Gewaltschrittes im Staatsanzeiger von heute aufstellt! Sollte man es glauben — dies Ministerium, das mit allen möglichen Ränken anfangs eine kleine Majorität sich geschaffen hatte, das manche Abstimmungen bloß

durch seine zwei Abgeordnetenstimmen möglich machte, — dies Ministerium der erschlichenen Majorität erklärt jetzt, daß man dem Zufall, der bei diesem Stimmenverhältniß herrsche, die Gesetzgebung nicht anvertrauen könne! Aber warum hat das Ministerium denn nicht früher dies zarte Gewissen gezeigt, als ihm noch diese schwache Majorität zu Gute kam? Warum hat es die große Majorität verschwiegen, die wir ihm gegenüberstellten in der Frage über die Rechtmäßigkeit des Belagerungszustandes? Lag darin nicht der Beweis, daß wir sehr bald in allen wichtigen Fragen zu recht starker Majorität durchdringen, und alle seine volksfeindlichen Gesetze zerschmettern würden? Nein, wir sind nicht aufgelöst wegen zu schwacher, sondern gerade wegen übermächtig werdender Majoritäten! Und Was soll man nun zu dem zweiten Grunde der Rechtfertigungsschrift sagen, daß die Kammer ihre Befugnisse überschritten hat, indem sie die Frankfurter Verfassung für rechtsgültig erklärte, und die sofortige Aufhebung des Belagerungszustandes forderte? Als ob eine gesetzgebende Kammer nicht Gesetze anerkennen dürfte, die für ihr Land Geltung erhalten sollen! Als ob nicht in unserm Rechte: Den Belagerungszustand aufzuheben, auch das Recht gelegen hätte: diese Aufhebung zu verlangen und durchzusetzen! Wenn es aber am Schlusse heißt, daß die Rednerbühne der zweiten Kammer nur zu oft zur Verkündigung von Grundsätzen „gemißbraucht" worden sei, „welche geeignet sind, den Umsturz der bestehenden Verfassung und jeder gesetzlichen Ordnung vor-

zubereiten", so müssen wir den Ministern erklären, daß ihre octroyirte Gewaltherrschaft nicht die „Verfassung", und ihr ungesetzliches Säbelregiment nicht die „gesetzliche Ordnung" ist. Diese Herrschaft, dieses Regiment, ja, die haben wir täglich angegriffen und an den Pfahl gestellt. Wir haben es gethan, und wir rühmen uns Dessen. Die Fesseln dem Volke abzunehmen vermochten wir nicht, aber Protest einlegen gegen die Rechtmäßigkeit dieser Fesseln, Das konnten wir, und Das haben wir ehrlich und ohne Menschenfurcht gethan.

„Das Land mag richten zwischen uns und Jenen: wir sind aber im Voraus überzeugt, daß diese Maßregel nicht einmal, wie die Minister sich schmeicheln, „von der Mehrzahl der Gutgesinnten im Lande mit Beifall aufgenommen wird." Denn auch die Leute, welche die Minister als „Gutgesinnte" bezeichnen, hassen Nichts so sehr, als den Staatsbankerott und ihren eignen, und in diesen Maalstrom lenkt jetzt rettungslos unser Staatsschiff ein!"

3.

Der 10. Mai 1849 ward der unglücklichste Tag in Kinkel's Leben. Von Berlin zurückgekehrt, fand Gottfried keine Ruhe mehr in der Heimath. Durch das ganze Land schlug blitzartig der Gedanke: „Jetzt muß gehandelt werden oder nie!" Und weil man das Wort immer im Munde führte, glaubte man endlich selbst an die Existenz dieser Nothwendigkeit. Wirklich hatte sich in Elberfeld und an manchen Orten der Rheinprovinz die Landwehr der Einkleidung widersetzt, und das Volk schien entschlossen, sein Recht, dem Wortbruch der Regierungen gegenüber, kühn zu vertreten. Schon raste in Leipzig und Dresden der Kampf, und in der Pfalz schien sich der Aufstand zu organisiren. Der Zeitpunkt einer allgemeinen Erhebung schien günstiger als je, und auch in Bonn wollte man nicht mehr zögern. Die Versammlung im „Römer" bei Tesch, deren Resultat ein bewaffneter Zug nach Siegburg war, welcher den Brüdern zu Hülfe eilen wollte, ist durch die Proceßakten der spätern Anklage gegen Kinkel und Genossen bekannt genug, als daß wir nicht mit Ruhe

auf die Berichte der „Westdeutschen Zeitung“ über diesen Proceß hinweisen dürften. Die ganze Siegburger Affaire war wie bei Allen so auch bei Kinkel Nichts als das ungeduldige Hervorbrechen eines ungeduldigen Thatendranges, der, in dem unglücklichen Fall, nach Objecten suchen zu müssen, durch die Unklarheit über Mittel und Zwecke, durch den gänzlichen Mangel an revolutionairer Anschauung und Erfahrung den Stempel einer unfähigen Verworrenheit trug.

Den speciellen Anstoß gab die Gegenwart Anneke's, dessen Pflegma sowohl beim Fassen als Ausführen eines Planes die Meisten für reife Ueberlegung hielten, und so kam es, daß man sich seiner Unfähigkeit im ausgedehntesten Maaße anvertraute. Einer drängte den Andern, Jeder machte seinen Plan, ohne daß man zur Vereinigung dieser einzelnen Pläne und zur definitiven Feststellung eines gemeinschaftlichen gelangt wäre.

Kinkel war bei allen diesen Dingen minder sanguinisch, als die Andern; trotzdem bestand er darauf, daß man unbedingt die allerentschiedenste Fahne aufpflanzen müsse. Von dem Zuge nach Siegburg mahnte er ab, weil er die Tollheit dieses Unternehmens erkannte; allein jedes Zurückziehen war unmöglich, und hätte ihn den ganzen Einfluß auf seine Partei verlieren lassen. Es galt endlich, durch die That seine Worte zu bewähren, und so erklärte sich Kinkel bereit, seinen Brüdern zu folgen, mit ihnen zu kämpfen und zu sterben, sobald er sah, daß er sie von ihrem Vorhaben nicht mehr zurückhalten konnte.

Es war gegen 10 Uhr Abends, als Gottfried zum letzten Mal die Schwelle seines Hauses betrat. Johanna ahnte Nichts von den Beschlüssen der vergangenen Stunde, von dem Sturme, der den Geliebten für immer ihren Armen entreißen sollte. Aufgeregter als sonst öffnete er die Thür, und schaute schmerzlich sein theures Weib an, als er ihr die Hand reichte. Dann sprach er wehmüthig und ernst: „Johanna!"

Sie bebte, als er ihren Namen rief, als er ihn rief — mit solchem Tone. Er aber wiederholte nur den Vers Friedrichs von Sallet, der schon früher aus seinem Munde erklungen war, und sie damals zittern gemacht hatte:

„Und Der dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen —
Sie wird nicht sagen: Bleib!"

O nun wußte sie Alles! Glühend umschlang sie den Geliebten, und lag weinend an seiner Brust. Dann aber richtete sie sich stolz empor, und geleitete ihn zu den schlafenden Kindern. Gottfried küßte dieselben stumm, zog noch einmal sein Weib an das wildpochende Herz, und stürmte hinaus.

Auf dem jenseitigen Rheinufer angelangt, war schon der abentheuerliche Haufe sehr zusammengeschmolzen, und die Ueberzeugung einer unzweifelhaften Blamage ließ sich nicht länger zurückhalten. Von Kinkel's persönlichen Freunden befanden sich Schurz, Ungar und Kamm bei dem Zuge.

Der Ausgang dieses Unternehmens ist bekannt. Von Siegburg wanderte Kinkel zu Fuß durch das Bergische nach Elberfeld; allein es bedurfte kaum eines vierstündigen Aufenthaltes, um ihn zu überzeugen, daß bei diesem Kinderspiel weder Ruhm noch Ehre zu holen war. So trieb es ihn in die Pfalz, wo er sich der provisorischen Regierung alsbald zur Verfügung stellte, und dem unfähigen Fenner von Fenneberg als eine Art Secretair beigeordnet ward. Hier traf Schurz ihn in Kaiserslautern, wo er eben, ein Pack unbeschriebener Aktenpapiere und ein riesiges Bureaulineal unter dem Arm, zur Eisenbahn wanderte, um „seinen Vorgesetzten" nach Speier zu folgen. Kinkel bewies in seinem Amt die größte Subordination, und zeichnete sich dadurch vor den meisten der übrigen Männer aus, die mit ihren Kräften der Revolution dienten. Er war ohne Geld, aber dieses Proletariat, in welchem er keineswegs einzig dastand, gab Anlaß zu unzähligen Scherzen und harmlosen Neckereien. All' seine Amtsthätigkeit betrieb er mit einer gewissen pflichtbewußten Feierlichkeit. Nicht wenig Bedenken machte es ihm, ob nicht die Forderung von 1 Gulden täglichen Gehaltes für ihn übertrieben erscheinen möchte. Er liquidirte gewöhnlich Diäten, über deren Geringfügigkeit sich Diejenigen wunderten, welche sie zu bewilligen hatten; denn er wollte seine Thätigkeit für die Revolution so wohlfeil als möglich machen.

In der Folge fühlte er sich bald etwas gedrückt, weil er keine Thätigkeit gefunden hatte, die seiner werth war. Der Einzelkampf persönlicher Interessen, das

ekelhafte Intriguenspiel niedrigen Ehrgeizes, der, ohne von eminenten Geisteskräften etwa zu einem gewaltigern Fluge befähigt zu sein, seine Zwecke mit kleinen gehässigen Mitteln verfolgte, die kolossalste, aber pretentiöseste Unfähigkeit in den wichtigsten Aemtern, schmutziger Eigennutz auf Kosten des allgemeinen Wohls, die lächerliche Eitelkeit der Gewalthaber, — all' diese Dinge konnten nur dazu dienen, dem edleren Charakter jede Bewerbung um eine einflußreiche Stellung zu verleiden. So gingen die besten Kräfte für die Revolution verloren; sie zogen sich entweder ganz zurück, oder gingen dahin, wo sie als Männer mit Ehren standen: in die Armee. In der Pfalz war das zwar weniger der Fall, als im Nachbarlande, wie denn überhaupt die pfälzische Revolution mehr den Charakter sorgloser, gemüthlicher Bummelei trug; aber auch da hatte sich unter den politischen Capacitäten, die sich, aus allen Ländern Deutschlands herkommend, um die provisorische Regierung sammelten, eine unangenehme, an Stellenjägerei streifende Rivalität ausgebildet. Schon dort konnten ehrliche und mit heitrer Offenheit zu Werk gehende Charaktere, wie Kinkel, nicht recht zur Geltung kommen. Und wie hat er doch gewirkt! Er ärgerte sich offenbar über all' diese Kleinlichkeit, und neigte in seinen persönlichen Plänen bald zu dem Wunsch einer agitatorischen Wirksamkeit hin. Ja, als man ein Corps von sogenannten Feldjägern zu organisireu dachte, welche zur Unterhaltung eines regelmäßigen Depeschendienstes und nebenbei zu einer Art von Agitation benutzt werden sollten, zeigte

er nicht übel Lust, sich diesen einverleiben zu lassen. Es war dies besonders in den Tagen, als die provisorische Regierung auf kurze Zeit in Speier und die Militaircommission in Neustadt verweilte. Die Bureaux der Regierung waren besetzt worden und Kinkel sah sich übergangen. D'Ester bot ihm die Redaktion des Regierungsorgans oder der lithographischen Correspondenz an; aber Kinkel wandte sich ab und sagte: „Nein, D'Ester, ich will Etwas thun! Ich gehe nach Neustadt und werde Feldjäger!“ Eine Stunde später fuhr er mit Schurz auf dem Stehplatz der Eisenbahn davon. Aus der Organisation der Feldjäger wurde aber Nichts, und man wies ihnen Plätze in dem Bureau der Militaircommission an. Kinkel hatte das Ganze unter seiner Leitung, und brachte eine Art von organischer Eintheilung in die Geschäftsverwaltung hinein, die aber nicht leicht durchzuführen war. Seine heitre Stimmung erschien äußerlich nur auf Augenblicke getrübt. „Das weißt Du auch wohl nicht — sagte er einmal zu Schurz, einen Brief von seiner Frau in der Hand haltend — wie Einem zu Muthe ist, wenn man so die Spuren herabgefallener Thränen zwischen den Zeilen sieht!“ Doch äußerte er nicht selten, daß es ihm lieb sei, endlich aus jenem Bonn definitiv herausgekommen zu sein in eine lebensvolle Thätigkeit, wo doch die Hoffnung auf einen reellen Erfolg das Herz höher schlagen ließe. Er fühlte sich ordentlich gehoben, als ihm im Laufe der Revolution Aufträge zur Eidesabnahme einzelner Beamten und zu der dabei nöthigen Agitation

ertheilt wurden. „Sobald er sah, daß bei dieser unfähigen Regierung, welche die Kräfte ihrer Umgebung weder zu schätzen noch zu verwenden wußte, für ihn kein Feld sei — hing er seine Ledertasche um die Schultern und ist in's Volk gegangen, wo es noch störrisch und unfügsam war. Und es währte nur wenige Tage, da redeten die Leute von ihm, wie von einem Heiland. Wo er in ein Dorf kam, drängte man sich an ihn, drückte ihm die Hand, versammelte Alles, was in der Nähe war, und bat ihn zu sprechen, wenn es auch nur ein Weniges sei. Und dann horchten die Leute mit inniger Andacht, und versprachen ihm, sie wollten Alles, Alles befolgen; er möge doch nur Einen Tag bei ihnen bleiben. Unterdessen aber war die Kunde, daß er dort gesprochen, schon in den nächsten Weiler gedrungen, alsbald kam ein Wagen heran, der die Gemeinebeamten trug, und es hieß: das Volk harre seiner, er möge schleunigst kommen. Dann gab es einen rührenden Abschied oder das ganze Dorf — Jung und Alt — zog gewöhnlich mit, und hörte die zweite Rede mit gleicher Andacht. „Das ist ein Mann!“ riefen sie überall mit staunender Bewunderung aus, mit einer Bewunderung, die bald in eine kindliche Anhänglichkeit überging. Da fühlte sich Kinkel denn so wohl unter diesen guten Menschen, die wie Kinder waren vor ihm! Er war es auch einzig werth vom Volke geliebt zu werden, mit dieser Reinheit seines Bewußtseins, seines Willens, mit der hohen, heitern Opferwilligkeit seiner Seele! Die hat ihn auch unter die Muskete getrieben

mit unwiderstehlicher Gewalt; es ließ ihn nicht ruhen, er konnte nicht über die Gasse gehen als Einer, der mit dem stumpfen Messer einer nun verspäteten Kritik an den Thatsachen selbstgefällig herumschnitzelt, es drängte ihn, selbst mit dem Glück seines Lebens sein Wort auszulösen, und so trat er mit reinstem Pflichtgefühl in die Reihen Derer, die er seine Brüder nannte." *) „Ich werde nie vergessen — schreibt Schurz, der ihm in der Pfalz von Allen am Nächsten stand — die beiden letzten Male, wo ich ihn sah. Das Eine Mal war in Karlsruhe am 19. Juni. Ich lag im Fenster des Zähringer Hofes, wo das Quartier unseres Stabes war, und blickte auf den Markt hinab, wo der brave Willich seine Schaaren aufgestellt hatte. Plötzlich hör' ich von Willich die Worte: „Der Bürger Kinkel tritt in die Compagnie Besançon!" Es war die Compagnie der Tapfersten, Besten in der Armee. Die Männer riefen ein dumpfes Willkommen, und ich sah, wie Kinkel, angethan mit seiner Ledertasche, die Muskete in der Hand, in's Glied trat, nahe an den rechten Flügel, weil er unter den Männern einer der stärksten und größten war. Der Anblick fesselte mich mit ahnungsvoller Gewalt, ich konnte die Augen nicht von ihm wenden, bis er, hinter der donnernden Trommelmusik im Gliede marschirend, um die Ecke der Straße bog. Seit diesem Augenblick empfand ich eine tiefe Ehrfurcht,

*) Westd. Ztg. vom 21. Nov. 1849.

so oft sein Bild mir in den Sinn kam, obgleich er mir hier der liebste und einz'ge Freund war, und ich Du zu ihm sagte, wie er zu mir. Das letzte Mal sah ich ihn am 21. Juni, zwei Tage vor dem Treffen bei Bruchsal. Willichs Corps war vorausgeschickt worden, um den Feind zu umgehen; aber wie sich Willich denn zuweilen etwas tollkühn zeigte, so hatte er eine kleine Schaar ohne Vorhut und Seitendeckung während einer finstern Nacht mitten zwischen zwei preußische Aufstellungen geführt, wo er vor einem unvermutheten mehrseitigen Angriff natürlich zurückweichen mußte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als uns schon die bittere, aber zum Glück falsche Nachricht traf, daß Willich's ganzes Corps geschlagen nnd völlig aufgerieben sei. Der Generalstab saß auf und wir fanden schon vor dem Dorf einige Versprengte, mit jämmerlich klagenden Physiognomien. Endlich kam auch Willich an der Spitze wohlgeordneter Colonnen. „Sie sind wieder davongelaufen!“ rief er uns mit bitterm Lachen entgegen, indem er wohl den eigenen Fehler nicht anerkennen wollte. „O es ist ein entnervtes Geschlecht! Sehn Sie hier meine Besançons! Nur zwei von ihnen sind aus dem Gliede gegangen, aber ich werde sie todtschießen lassen! Ich wünschte, wir hätten eine große Schlacht, ich würde mich an die Spitze dieser Tapfern stellen um mit ihnen ehrlich zu sterben!“ — Das war keine Prahlerei, denn er war beim Kampfe stets voran, ohne Säbel, mit der Reitpeitsche in der Hand und den Pistolen im Gürtel; kein Gefecht wollte er verloren

geben, solange die Besançons standen. — Ich ritt an die Front heran und reichte Kinkel die Hand; er drückte sie fest und lange bis der Generalstab schon weit fortgeritten war. Auf seiner Stirn und seinen Brauen lag finstrer Unmuth, Kampfbegier in seinem dunklen Auge. Worte haben wir nicht gewechselt, er sprach aus Dienstbewußtsein im Gliede niemals — schon bei der Bürgerwehr nicht — nur ein leichtes Lebewohl, als ich seine Hand losließ und davonsprengte. Ich habe ihn nicht wiedergesehn."

4.

Am 29. Juni ward Kinkel gefangen. Er hatte sich mit einigen Schützen seiner Compagnie zu weit vorgewagt und stürzte, von einer preußischen Kugel an der rechten Schläfe verwundet, bewußtlos zur Erde. Anfänglich trug man ihn mit, bis ein Kreuzfeuer seine Genossen zwang, ihn in einem Bauerhofe zu verlassen, wo ihn die Feinde unter den ärgsten Mißhandlungen gefangen nahmen. Merkwürdigerweise ward in Bonn schon am Tage vorher diese Trauerbotschaft mit allen Nebenumständen erzählt. Johanna reiste unverzüglich nach Karlsruhe, um noch einmal in des Geliebten Auge zu blicken, seine Stimme zu hören; denn sie glaubte nicht an sein Leben. — Die Rhein- und Moselzeitung" schrieb:

„Mit zitternder Hand fassen wir mit jedem neuem Morgen das Zeitungsblatt. Unser Auge sieht nach der entsetzlichen Nachricht, nein es fürchtet, von den schrecklichen Worten getroffen zu werden: Kinkel ist todt! Auch er wurde eine Beute des — alleinseligmachenden Preußenthums. Bis jetzt waren es, wie es scheint, nur Gerüchte von seiner Ermordung,

die unser Herz trafen, daß das kochende Blut in ihm hätte erstarren mögen. Aber Wer kann hier, fern dem neuen Golgatha in der Pfalz und den schönen Oberlanden, wo weithin Leichengeruch aufsteigt als der Opferduft, nach dem die Throne des Absolutismus duften — Wer kann hier wissen: Lebt Kinkel? wird er leben? oder hat ihn in dämmernder Morgenstunde eine fühllose Ordonnanz von seinem unruhigen Lager gescheucht, um den gefangenen Mann seinem Schicksal entgegenzuführen? „Wir kennen keine Feinde, nur Gegner!" hatte er gerufen und geschrieben; aber die ihn kannten, seine Gegner, sie sind seine Feinde, wie sie Feinde des menschlichen Geschlechtes sind, und herzlose, erbitterte Feinde, die nach dem edelsten Blute lechzen und ihre Triumphe auf blutrauchenden Kirchhöfen zu feiern wagen. Wir sahen den starken und todesmuthigen Mann aus seinem schmutzigen Kerker hervortreten, das Haupt verbunden, das Antlitz bleich, aber noch den trotzigen Stolz auf den schönen Lippen, den Gedanken der Freiheit wie einen Zeusstempel auf der makellosen Stirn, und in dem kühnen, liebenden Auge jenes Erlöserfeuer, das wir seltener bei Menschen, als auf den besten Christusbildern gesehen haben. Wir sahen ihn leidend, aber ungebeugt hervorgehen; denn der Gang der Wahrheit, auch der unterdrückten, ist ewig jung und aufrecht. Wir sahen ihn in der blauen Blouse, in dem heiligen Märtyrerkleid unserer Tage, in dem Waffenrocke der Freiheit, schwarz von Blut und Pulver und voll Staub. —

O gehe Deinen Gang, Du Edler im wahren Sinne des Worts! Denn wofür Du mit der scharfen Waffe des Wortes und dem scharfen Worte der Waffe in den Streit getreten bist, wofür Du das reiche Einzelglück des besten Gatten, des sorgendsten Vaters, des treusten Freundes der wenigen Dir geistig Verwandten wie aller Menschen, das Glück, welches Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft geben können, in die Schanze zu schlagen frisch hinauszogst, wofür Du die lorbeerbedeckte Leier mit der Muskete vertauschtest: — Das war kein kleinlich, unmännlich Gelüste, wie leider bei so Manchen; es war das Edelste, was Sterbliche gedacht, wonach Sterbliche geschmachtet, wofür Sterbliche gelitten haben. Dich lenkte eine Ueberzeugung, aus täglicher bitterer Erfahrung der geltenden Ungerechtigkeit in fast allen menschlichen Dingen erwachsen, geprüft und gereift in sorgenden Nächten voll tiefen Schmerzes und voll heiligen Zornes. Ein hohes Weib, das Dich verstand und ganz Dein eigen war, das harmlos lächelte, wenn der Unverstand seinen kläglichen Maßstab an ihre Entschlüsse legte, eine Heldin, eine Dichterin wie Du, eine Mutter, bald vielleicht eine allzufrühe Wittwe, entließ Dich und schaute Dir nach voll Herzensangst, aber auch voll Opfermuth. Jetzt weint sie nach Dir hin, sie und Eure Kinder, Eure vier Sprossen, wie die Erde vielleicht kaum je prächtigere trug. Und es zürnen sich in langverschwiegenem undlang verhaltenem Schmerz Deine Freunde und Brüder, daß sie, fern von Dir und

Deinem einsamen Sterben, jetzt Nichts haben, als — Mannesthränen!

„Es fließen Mannesthränen selten,
Sie sind vom tiefsten Schmerz verklärt —"

so sangest Du einst, Held, Dichter, Freund; ja, es fließen unsre Thränen selten — aber jetzt ist es auch der tiefste Schmerz, der sie uns auspreßt, der uns weich macht bis zur Klage, aber härter hernach, stahlhart. Wir vergeuden kein flehentliches Bitten um Dich an dem ungerechten barbarischen Tribunale, das über Dich zu Gericht zu sitzen und — Unrecht zu sprechen sich nicht entblödet. Ach, unsre Demüthigung würde den Sinn des stolzen Republikanern beleidigen. Stünden wir als Flehende um Dich gebeugt, Du würdest rufen: „Stehet aufrecht! Gegen den Geist soldatischer Despotie und Barbarei führte uns in den Kampf Robert Blum's Schatten; ich fiel — führe Euch hinfort auch der meine! — Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Bleibt aufrecht, Ihr Freunde!" —

„Ach, und doch mag das Herz der Freunde, das der Klage nicht mächtig bleibt, die Sehnsucht nicht verschweigen, dem verlorenen Vaterlande fern, auf der jungen freien Erde jenseits des Oceans Dich mit Deinen Lieben fortleben zu wissen.

„Dein Todesgang ist für uns Ueberbleibende ein so bittrer Gang; er ist die Reise in

„Das unentdeckte Land, von dessen Ufern
Kein Wandrer wiederkehrt" — — —

„Aber — mußt Du sterben — wird ein Hohenzollern'scher Prinz den erhabenen Sinn jenes Antonius haben? jenen Sinn, der den Sieger über der Leiche des todten Republikaners in die Worte ausbrechen ließ, die ein Gegner auch heute von Dir sagen könnte, wie von einem neuen Brutus:

„Dies war der Edelste von allen Römern;
Alle Verschwornen, ausgenommen ihn,
Trieb Neid zum Mord des großen Cäsar an.
Er nur allein, mit tugendhaftem Sinn,
Schloß sich zum Wohl des Staates an sie an.
Sanft war sein Umgang, und die Elemente
So wohl in ihm gemischt, daß die Natur
Aufstehen konnte, um vor aller Welt
Von ihm zu sagen: Ja, Dies war ein Mann!“

Neuntes Buch.

Der gefesselte Prometheus.

Rastatt. Naugard. Köln. Spandau.

Juli 1849 bis . . . . . 18??

1.

Nur mit Mühe gelang es Johanna, daß ihr eine kurze Zusammenkunft mit dem theuren Manne gewährt wurde. Die Hoffnungen auf das Leben Kinkels zerschnitt man rauh; noch war Rastatt nicht eingenommen — aber der Fall dieser letzten Veste des Republikanismus in Baden schien das letzte Zeichen, auf das die Henker warteten, um dem gefangenen Gegner das Blutgerüst zu bereiten. Johanna eilte trostlos nach Bonn zurück, um Wochen lang auf die Kunde zu harren, welche mit dem Leben Kinkels zugleich das ihrige für Ewig vernichten würde.

Gottfried war heiter und gefaßt wie immer. Er glaubte nicht an seinen Tod, und fürchtete ihn nicht, wenn er sich in jenem Glauben getäuscht sähe. In Karlsruhe und Rastatt erlaubte man ihm, mit seiner Frau zu correspondiren und selbst einzelne Arbeiten vorzunehmen. So schrieb er in seiner Zelle ein fünfaktiges Trauerspiel, das bis auf wenige Scenen vollendet war, als man ihn nach Naugard abführte. Die „Mainzer Zeitung“ brachte damals ein Gedicht Kinkel's, das unbedingt seinen besten Productionen beigezählt werden muß, und deshalb hier seine Stelle findet:

Fluth und Ebbe.

Sprich, bist Du gewandert am Meeresstrand, wo so mächtig schwoll die brausende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand still lag, vom schimmernden Spiegel umruht?
Nun kam die Ebbe — es wich der Schwall. Da lag der Strand so trocken und bloß,
Da lagen verschmachtend die Wesen all', die das Meer gebiert in dem tiefen Schooß.
Ein Thor wohl spräche zur Stund': „Der Strand ist trocken und gehört nun mir,
Ich will ihn bebauen, den Dünenrand, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier."

O Thor, der von Wind und Welle nicht weiß, laß ab vom kindisch thörichten Traum —
Schau drunten auf's Meer, wie kocht es so weiß, wie säumt die Wogen schon wieder der Schaum!
Hollah, die Fluth! Schon kehrt sie im Schuß, und rächend schießt sie im Bogen daher,
Sein altes Recht mit stürmendem Guß erobert sich wieder das grollende Meer.
Und Was verzweifeln im Sande gemußt, und meinte zu sterben in Sonnengluth,
Saugt neues Leben und neue Lust, und fühlt sich erlöst von der heiligen Fluth.
Du Thor, der das Meer schon bezwungen geglaubt, und der es gehindert und niedergedämmt:
Schon bist im Spiele Du hingeraubt und wälzend hinab in's Verderben geschwemmt! —

So stehst Du, Freund, an dem Meeresstrand, und wieder schwoll
die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand still lag, vom schimmernden
Spiegel umruht.
Das sei, mein Freund, Dir ein Bild der Zeit, daß nie Du an
unserm Siege verzagst,
Und daß Du immer im Geisterstreit die Würfel der Freiheit zu
werfen wagst.
Die Märzfluth kennst Du, den Völkerdrang, kein Wall noch
Damm bot gegen sie Schutz: —
Jetzt ist die Ebbe in vollem Gang, und Thoren bieten den
Fluthen Trutz,
Sie bauen ihr Haus auf den Dünen empor, und dicht an den
Strand den goldenen Thron,
Auch lacht manch übermüthiger Thor, den still abrinnenden
Fluthen Hohn.

Wir sind die Korallen auf dürrem Sand, wir sind des Meeres
verzweifelnde Brut,
Wir schmachten gefangen in fremdem Land, wir harr'n der
theuren belebenden Fluth —
Doch bleiben wir stark, und vertraun dem Gebot, das die Erde
lenkt und des Menschen Geist:
Je dürrer die Welt und je größer die Noth, je näher heran
schon die Rettung kreist.
Schon seh' ich den Volkssturm wieder erwacht, schon stürzt in
Trümmer, Was Thoren gebaut —
Du glaub' an des Geistes heilige Macht, im Gleichniß des
Meeres, das Du geschaut!
Glaub' mir, wir stehen schon wieder am Strand, und wieder
schwillt die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand still liegt, vom schimmernden
Spiegel umruht.

Am 23. Juli hatte sich Rastatt ergeben. Jeder folgende Tag konnte die Nachricht von dem Tode Kinkel's bringen, und Johanna reiste zum zweiten Male nach Baden. Es ward ihr nicht verstattet, ihn zu sehen, und auch über das vermuthliche Schicksal ihres Mannes ließ man sie völlig im Unklaren. So verweilte sie fast zwei volle Wochen in Baden=Baden, ganz allein, ohne einen Freund, der sie aufrichten, ohne ein Wort, das sie trösten konnte.

Endlich kam der vierte August und mit ihm die Stunde, wo Kinkel vor seinen Richtern erscheinen sollte. Was in den schwarzbehangenen Räumen des Standgerichtes vorgeht — darüber waltet ein gleiches Dunkel, wie über den Thaten der Inquisition und der heiligen Vehme. Wir sehen nur den Mord, alles Uebrige bleibt uns verborgen. Doch nein — auch der Zettel liegt neben dem Todten, der uns wenigstens den fingirten Grund verkündet, warum Jenen der Dolch des Mörders traf. In dem vorliegenden Falle wissen wir noch mehr, wir kennen, wie das selten geschieht, die Vertheidigung des „Begnadigten". Sie ist groß und würdevoll, zugleich aber mild und bescheiden, wie der Charakter dessen, welcher sie sprach:

Vertheidigungsrede Gottfried Kinkel's
vor dem Kriegsgerichte zu Rastatt
am 4. August 1849.

„Meine Herren!

„Ich bin in Ihrer Hand, und was Sie über mich verfügen, seien Sie überzeugt, ich werde es als Mann zu tragen wissen. Aber ich habe eine Familie, die, wenn ich sterbe, in Armuth und Elend sinkt; ich habe auch ein Vaterland, das meine Dienste noch vielleicht in Anspruch nimmt. Um dieser Familie und dieses Vaterlandes willen rede ich hier zu meiner Vertheidigung.

„Zunächst, meine Herren, hat der Herr Defensor schon mit vollem Rechte hervorgehoben, daß die Form dieses Gerichtes nicht zu Rechte besteht. Jedes Vergehen wird gerichtet nach den Gesetzen des Landes, in dem es begangen ist, und ich habe in Baden die Waffen getragen. Die Verordnung des Großherzogs über das standrechtliche Verfahren findet in ihrer ausgesprochenen Allgemeinheit auch auf mich Anwendung; daß man mich, weil ich Preuße bin, einem strengern Verfahren unterwirft, als andre deutsche Stämme, ist unbillig. Und jedenfalls ist dieses Verfahren ein strengeres. Betrachten Sie mein Verfahren vom Standpunkte des Badischen Gesetzes, so bin ich ein Rebell gegen Baden. Ich theile diese Schuld mit Hunderten, mit Tausenden, die wie ich die Waffen gegen die Regierung dieses Landes getragen haben, und meine Strafe könnte dann also nur eine leichte sein. Von Todes-

strafe dürfte man dabei gar nicht reden, denn Tausende kann man nicht standrechtlich erschießen, nicht einmal Jahre lang ins Zuchthaus sperren. Eine Amnestie muß also früher oder später auch über die Verurtheilten ergehen, und an dieser Amnestie hätte ich so gut wie jeder Andere Antheil. Ja, meine Schuld wäre in diesem Falle leichter, als die der meisten Andern, da ich dem Herrn dieses Landes keinen Treueid gebrochen habe. Statt Dessen stellt man mich vor ein Preußisches Kriegsgericht, richtet mich nach Preußischen Gesetzen. Mein Vergehen wird dadurch ein ganz anderes, viel schwereres: dort war ich ein Badischer Rebell, hier erscheine ich als Kämpfer gegen mein Volk, und so trifft mich die weit gehässigere Beschuldigung, ein Landesverräther zu sein. Ich habe deshalb im Verhör dagegen protestirt. Die Zusammensetzung dieses Gerichtes zeigt mir, daß man diesen Einspruch nicht beachtet hat. Mir bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als mich der Thatsache zu unterwerfen, obwohl ich sie für eine Ungerechtigkeit erkläre.

„Jedenfalls aber, meine Herren, entspringt für Sie aus diesem Umstande die Pflicht, in Ihrer Strafbestimmung die größtmöglichste Milde anzuwenden, damit Sie die Härte gegen mich, die schon in dieser Form des Gerichtes liegt, ausgleichen, aber nicht noch vergrößern.

„Es sind drei Beschuldigungen, welche die Acten gegen mich vorbringen:

Erstens: daß ich noch in meiner Heimath ein Complott gegen die Regierung und

einen Sturm auf das Zeughaus zu Siegburg beabsichtigt habe.

Zweitens liegt ein von meiner Hand geschriebener Plan vor, wie man den pfälzisch-badischen Aufstand in einen Angriffskrieg hätte verwandeln können.

Drittens habe ich im Willichschen Freicorps Waffen getragen, und bin gegen Preußische oder mit den Preußen verbündete Truppen im Feuer gestanden.

Was den **ersten** Punkt: ein Complott gegen die Regierung und einen beabsichtigten Zeughaussturm angeht, so macht mich eben der Herr Auditeur darauf aufmerksam, daß dieser Punkt nicht hieher gehört. Er hat darin ganz Recht: nur ein bürgerlicher Gerichtshof hat darüber zu entscheiden, dieses Kriegsgericht aber könnte es in keinem Falle, da Ihnen weder Acten noch Zeugen über diese Beschuldigung zur Hand sind. Ich gehe also darüber hinweg, indem ich einfach meine im Verhör gemachte Aussage wiederhole, daß diese ganze Beschuldigung nur auf einem Mißverständnisse ruhen kann, welches auf meine Reise nach Elberfeld in den Tagen der dortigen Volksbewegung sich stützt. Diesen Zug nach Elberfeld habe ich, ehe die Rheinischen Gerichtsbehörden jene Untersuchung gegen mich einleiteten, dem verhörenden Herrn Auditeur sofort eingestanden; allein hierauf beschränkt sich auch mein Antheil an jenen Ereignissen. Ich habe weder ein Complott gegen die Regierung gebildet noch jemals zu einem Siegburger Zeughaussturme aufgefordert.

Ich komme zu dem **zweiten** Punkte. Dem Verhöramt ist ein Schriftstück, ich weiß nicht von woher, zugestellt worden, das die Aufschrift: „Ein Plan“ führt, und einen Gedanken enthält, nach welchem in der ersten Zeit der Pfälzisch-Badischen Revolution die Bewegung aggressiv gemacht und über die Preußische Rheinprovinz hätte verbreitet werden können. Sie haben dieses Schriftstück soeben verlesen hören. Es ist blos mit dem Anfangsbuchstaben meines Namens unterzeichnet: dennoch habe ich, als es mir im Verhör vorgelegt wurde, nicht einen Augenblick Bedenken getragen, die Handschrift als die meinige anzuerkennen. Ich hätte auch keinen Grund dazu gehabt; denn diese Sache ist gänzlich harmlos, und ich gestehe Ihnen, daß ich an sie überhaupt erst in dem Augenblicke wieder dachte, als dieses Papier mir wieder vor Augen kam. Jenes Schriftstück ist nämlich allerdings von meiner Hand niedergeschrieben, aber sein Verfasser bin ich keineswegs. Die Acten meiner Verhöre ergeben darüber Alles, ich brauche es somit nur kurz zu wiederholen.

Zuvor ersuche ich den Herrn Auditeur, mir zu bezeugen, daß längst ehe ich die Verbindung dieses Schriftstücks gegen mich erwarten konnte, ich im Verhör erklärt hatte, ich habe auf dem Militairbüreau in Kaiserslautern als expedirender Secretair gearbeitet. — (Auditeur Bruhn: „Die Acten ergeben Das“).

„Ich danke Ihnen. Eines Tages nun kam das Parlamentsmitglied Schütz von Mainz zu mir auf mein Bureau in einer unbedeutenden Geschäftssache. Wir kamen über die politische Sachlage ins Gespräch:

Schütz erwartete Etwas von dieser Revolution; ich erwiederte ihm: daß ich nicht solche Hoffnungen hege, weil wenigstens in der Pfalz die Rüstungen allzu lau betrieben würden. Er fragte mich, wie man denn die Sache besser hätte anstellen können. „Der Zeitpunkt ist schon vorbei — sagte ich — wenn es aber nach dem Entwurf gegangen wäre, den einige hier anwesende Officiere in diesen Tagen mehrfach besprochen haben, so hätte der Erfolg wohl ein anderer werden können.“ Schütz fragte mich nun, ob ich diesen Entwurf ihm mittheilen dürfte. Mich band keine Pflicht, es nicht zu thun; da er aber im Begriffe war zu verreisen und deshalb eilte, so ersuchte er mich, ihm die Sache rasch aufzuschreiben. Ich hatte mir jene Unterredung der Officiere gemerkt, und stellte die Gedanken aus der Erinnerung zusammen. Ueber irgend eine Verwendung dieses Papiers wurde zwischen Schütz und mir Nichts besprochen. Schütz nahm es mit, und seitdem bin ich, wie gesagt, erst im Verhör wieder an dasselbe erinnert worden. Betrachten Sie, meine Herren, jenen Plan nur etwas genauer, so werden Sie augenblicklich einsehen, daß er von **mir nicht** herrühren kann. Sie finden dort eine vollständige militairische Disposition, und, so wohl ich mich des Ganzen jetzt noch erinnere, ist der Entwurf nicht zu verachten. Ich nun kann mit Wahrheit versichern, daß ich vom Kriegswesen Nichts verstehe: ich habe nie im Heere gedient, nie ein Werk über Taktik studirt. Beachten Sie ferner das Datum dieser Aufzeichnung, es ist der 17ste Mai. Die Acten thun dar, daß ich am 12ten noch in Elberfeld war,

erst am 14ten oder 15ten (dessen erinnere ich mich nicht genau) kam ich nach Kaiserslautern. Ich frage Sie nun, meine Herren: Wie hätte ich nach zwei Tagen Aufenthalt, namentlich entblößt von militairischen Kenntnissen die Uebersicht der Verhältnisse gewinnen sollen, die unbedingt nöthig war, um einen so umfassenden, alle Angriffspunkte feststellenden Plan aus eignen Kräften zu entwerfen? Sie sehen, Dies war unmöglich.

„Doch ich will einmal den Fall annehmen, dies Papier wäre nicht blos ein Erzeugniß meiner Feder, sondern auch meines Kopfes — läge denn etwa ein Verbrechen oder auch nur ein Vergehen darin? Ueber die Führung eines bevorstehenden Krieges wird doch wohl Jeder sich Gedanken machen dürfen — die Gesetze, die den Landesverrath bestrafen, reden nur von Unternehmen. Wo aber, meine Herren, haben Sie irgend einen Zeugen, einen Beweis, ein Anzeichen, daß dieser Plan aus einem Gedanken bei mir zum Vorsatz geworden, oder gar daß er aus einem Vorsatz zur Ausführung, zum wirklichen „Unternehmen" fortgeschritten wäre? Wer hat überhaupt je daran gedacht, diesen Plan in That umzusetzen? Wo zeigt sich in der Kriegsführung auf Seiten der Insurrectionsarmee eine Spur, den Krieg, wie es dort gefordert wird, an Main, Nahe und Mosel, statt am Neckar zu beginnen? Ich kann mit dem reinsten Gewissen betheuern, daß überhaupt ein Kriegsplan dieser Art nie dienstlich vorgelegen hat, daß er auch nicht in amtlicher Beziehung, sondern einzig in gesellschaftlicher Conversation verhandelt worden ist. Wäre das nicht der

Fall, hätte der Plan amtliche Bedeutung gehabt — könnten Sie wohl von mir glauben, daß ich solch ein Schurke wäre, als Bureaubeamter ihn ohne Weiteres einer doch immer fremden Person mitzutheilen? Nein, meine Herren, das glauben Sie nicht von mir! und somit ist dieses ganze Actenstück auch bei den Urhebern dieses Entwurfes Nichts gewesen und geblieben als ein Gedanke: über Gedanken aber, meine Herren, werden Sie, denke ich, nicht richten wollen. — Fänden Sie aber gar den Gedanken sträflich, oder hätten Sie das leiseste Anzeichen, daß derselbe ins Leben habe übertreten wollen, dann geben Sie dieses Papier an den bürgerlichen Richter zu weiterer Untersuchung ab. Zu den Acten meines **heutigen** Processes gehört es nicht. Am 17. Mai dachte Niemand an Feindseligkeiten zwischen Preußen und dem Deutschen Süden; von Belagerungszustand war entfernt keine Rede. Hätte ich ja mit diesem Stücke gefehlt, so würden über mein Vergehen doch nicht Sie als Richter erkennen dürfen. Ich verlasse also dieses Aktenstück, welches ohnehin unter allen Gesichtspunkten, von denen Sie es betrachten mögen, gar keine Beweiskraft gegen mich hat.

So bleibt nur **Eine** Anschuldigung übrig; ich bin **Freischärler unter Willich** gewesen, und habe **gegen Reichstruppen im Feuer gestanden.**

Ich fühle, meine Herreu, daß ich hier eine Frage voraus beantworten muß, die mir schon im Verhör entgegengetreten ist, und die ich auch jetzt in Ihrem Innern zu lesen glaube. Man fragt mich: wie ich zu dem Entschlusse gekommen bin, als Gemeiner in eine

Freischaar einzutreten. Meine Feder, meine Kenntnisse — gaben sie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemessen war? Ich will mich darüber ganz offen aussprechen. In die Freischaar trat ich ein, nachdem die Pfalz verloren, nachdem unsere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung suchen sollen, die mit der Ehre vereinbar war? Sollte ich in Lügenblättern schreiben, um große Siege der Revolutionsarmee in die Welt zu posaunen? Sollte ich erfundene Berichte über glänzende Waffenthaten der Ungarn schmieden oder noch als Redner in Volksversammlungen auftreten, um im Volke Hoffnungen aufrecht zu erhalten, an die ich selbst nicht mehr glaubte? Oder sollte ich mich hergeben, um als Beamter irgend einer Art Erpressungen vorzunehmen? Nein, meine Herren, für das Alles war ich zu gut: meine Hand ist rein von Raub, von Gewaltthat, von von jeder Erpressung; auch habe ich nie ein Commando geführt, so daß ich auch nicht für Handlungen Anderer verantwortlich bin. Denn ich verwahre mich gegen jede Vermengung meines Thuns mit dem Schmutz und dem Schlamm, der sich — ich weiß es leider — zuletzt an diese Revolution gehängt hat*). Nein, für eine sinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu ist, mit

*) Im vierten Heft der „Neuen Rheinischen Zeitung", redigirt von Karl Marx, befindet sich ein unsinniger Angriff gegen Kinkel's revolutionäre Kraft und Ehrlichkeit. Wir wollen diese

Ehren nur noch Eins thun: er kann mit seiner Person, mit Leib und Leben für sie einstehen.

Verdächtigungen, welche ihren Beweis einzig aus der vorliegenden Rede schöpfen, keinesfalls Herrn Marr zuschreiben, an dessen Rechtlichkeit zu zweifeln bisher keine Veranlassung war, wir wollen vielmehr annehmen, daß ein schamloser Denunciant diesen Artikel verfertigt, und Herr Marr, dem die ganze Rede schwerlich bekannt war, den Artikel nicht gehörig prüfte. Leichtsinnig bleibt eine solche Flüchtigkeit allerdings, aber wir können sie bei den Grundsätzen des Herrn Marr deßhalb entschuldigen, weil wir eine Entlarvung unserer falschen Freunde ebenfalls dringend wünschen. Zugleich hoffen wir, daß Herr Marr nach sorgfältiger Prüfung der ganzen Rede jenen Angriff als völlig grundlos begreifen, und mit unserer Widerlegung einverstanden sein wird. Die als Beweismittel citirten Stellen sind entweder aus dem Zusammenhange unvernünftig herausgerissen, oder entstellt und Eine Stelle ist sogar offen gefälscht. Der erste und zweite Tadel vereint treffen die obige Stelle. Der Verfasser des bezeichneten Artikels läßt den Vordersatz weg, der schon mit den Worten: „Was hätte ich denn damals für eine Stellung suchen sollen?", jedenfalls aber direct mit den Worten: „Meine Hand ist rein von Raub, von Gewaltthat, von jeder Erpressung" beginnt; und bezieht den Nachsatz: „denn ich verwahre mich u. s. w." auf „die Führung eines Commando," woraus nun eine „Verdächtigung sämmtlicher Commandeure" hergeleitet wird!!! „von der Kinkel wenigstens Willich hätte ausnehmen sollen." Daß mit dem **„Schmutz und Schlamm"** nicht die „Führung eines Commando," sondern „Raub, Gewaltthat und Erpressung" gemeint sind, darauf — dächte ich — sollte doch der Verfasser jenes Artikels ohne besonderes Nachdenken gekommen sein. Ueberhaupt macht Kinkel der Badisch-Pfälzischen Revolution wesentlich nur dieselben Vorwürfe, welche gerade in der „Neuen Rhein-

Dies habe ich gethan: ich trat als Gemeiner in die Compagnie Besançon. Sie können Das, meine Herren, einen Entschluß der Verzweiflung nennen: daß es aber ein Entschluß sei, der meine Ehre als Mann entwürdigt — nein, Das können Sie nicht sagen! —

„Bei zwei Gefechten bin ich gewesen, zuerst am 19ten Juni Nachts bei Spöck — wenn Sie Das ein Gefecht nennen wollen, was bloß in ein paar zwischen den Tirailleuren gewechselten Schüssen bestand. Ich selbst habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich stand bei meiner Compagnie weiter zurück, und wir sahen blos die entfernten Schüsse durch die Nacht aufblitzen. Da wir durchaus nicht wissen konnten, wo und wie stark der Feind vor uns stand, brach Willich sofort das Gefecht ab. Welchen Truppen wir dort gegenüberstanden, weiß ich bis heute nicht mit Sicherheit: einen Feind zu sehen war bei der ganz finstern Nacht völlig unmöglich. Uebrigens war dies an demselben Tage, als der Prinz von Preußen von Neustadt aus den Kriegszustand und das Standrecht zuerst verkündigte, am 19ten nämlich. Für uns konnte also diese Verfügung keine Rechtsgültigkeit haben, und hätte ich damals auch mitgefochten, so würde Ihnen hierüber wieder nicht das Urtheil zustehen. Demnach gehe ich über dieses ohnehin ganz unbedeutende Ereigniß weg.

Ztg. „Herr Engels gegen dieselbe erhebt. — Wir werden auf jenen Angriff gegen Kinkel noch mehrmals zurückkommen, und dem Verfasser des Schmähartikels seinen Leichtsinn nachweisen. —

Unsere zweite Affaire war die zwischen Rothenfels und Muggensturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebst den beigefügten Aussagen meines mit mir gefangenen Kameraden, des Würtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an diesem Tage ein ganz genaues Bild. Wir rückten von der Murgstraße rechts ab; die Compagnie Besançon erhielt Befehl, zum Tiraillieren aufzuschwärmen und unsere Schützen zu verstärken, die bereits im Feuer standen. Das Gefecht hatte aber erst begonnen. Unser Standpunkt war ungünstig, es war Nachmittag, vier Uhr ungefähr, die Sonne senkte sich gegen Westen, und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine starke Blendung, welche den Feind nur schwer erkennen ließ. Ich ging durchs Kornfeld vor, stieg dann in einen Graben herab und kletterte eben den steilen Abhang jenseits hinauf, um neben einigen meiner Kameraden, die schon dort standen, Posto zu fassen. Da erblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick, denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefaßt, so traf mich eine Kugel am Kopfe, so daß ich den Abhang alsbald wieder hinunterrollte. Ich weise hierüber auf die Aussagen Rau's hin, der mir so nahe stand, daß er die Worte gehört und genau wiedergegeben hat, die ich im Niedersinken zu den Kameraden sprach. Bald aber raffte ich mich auf, und der Zugführer der Schützen, der uns commandirte, befahl mir nach Rothenfels zurückzugehen und mich dort verbinden zu lassen. Rau wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem starken Blutverluste mir unterwegs ein

Unfall zustoße. So schritten wir auf dem nächsten Wege durchs Feld auf jenen Ort zu: da, auf einen Abhang heraustretend, standen wir ganz unerwartet vor einer weit vorgeschobenen Preußischen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie bestehend, und zwar so nahe, daß weder an Widerstand noch an Rückzug zu denken war. Der Posten schoß sofort nach uns, und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir mußten uns ergeben.

„Das, meine Herren Richter! ist meine Betheiligung an der Badischen Insurrection. Ich komme zu der Frage, welches Strafmaaß Sie berechtigt sind über diese Betheiligung zu erkennen.

„Das Gesetz, nach welchem Sie richten, ist das Preußische Militair-Strafgesetzbuch. Aus diesem findet auf mich einzig Anwendung der §. 82 des 2ten Theils:

> „Wer vorsetzlich die Unternehmungen des Feindes befördert, oder zur Begünstigung derselben den Preußischen oder verbündeten Truppen Nachtheil bereitet, insbesondere Wer
>
> 1) sich der in den allgemeinen Landesgesetzen in Bezug auf den Krieg als Landesverrätherei bezeichneten Verbrechen schuldig macht; u. s. w.
>
> begeht einen Kriegsverrath.“

„Dies ist mein Fall. Wir reichen aber zu seiner Aburtheilung mit dem Militair-Strafgesetzbuch nicht aus, denn dies Gesetzbuch verweist uns, wie wir sehen, auf die „allgemeinen Landesgesetze,“ und in ihnen auf den Titel vom Landesverrath. Unter diesen allgemeinen Gesetzen kann nun blos das allgemeine Landrecht

verstanden sein. Denn das französische Gesetzbuch, dem ich als Rheinländer etwa zu unterwerfen wäre, kennt den Begriff des Landesverrathes nicht, sondern bloß „Verbrechen gegen die äußere Sicherheit des Staates." Schlagen wir nun das allgemeine Landrecht auf, so ist es hier im 2ten Theil 20ster Titel 3ter Abschnitt einzig und allein der §. 107, der ein dem meinigen vergleichbares Vergehen bezeichnet. Dieser §. lautet:

„Wer dem Feinde zur Ausführung seiner Anschläge beförderlich ist" oder den Kriegsvölkern des Staates in ihren Unternehmungen gegen den Feind vorsätzlich Hindernisse in den Weg legt, soll durch den Strang hingerichtet werden."

daran schließt sich dann der mildernde §. 115:

„In Fällen, wo die Landesverrätherei der zweiten Klasse noch nicht ausgeführt, oder dem Staate dadurch noch kein Schade zugefügt worden ist, soll die Lebensstrafe, nach Bewandniß der Umstände, in sechs- bis zehnjährige Gefangenschaft verwandelt werden."

„Dieser letzte §. würde, wenn wir in Beziehung auf das Strafmaaß noch auf Grund und Boden dieses alten Gesetzes ständen, auf mich Anwendung finden.

„Allein auf diesem Boden stehen wir nicht mehr, denn die Strafen werden durch das jüngere Militair-Strafgesetzbuch anders bestimmt.

„Ich mache Sie, meine Herren Richter, zuförderst auf die Cabinets-Ordre aufmerksam, durch welche dieses neue Strafgesetzbuch eingeführt worden ist. Sie finden sie dem Buche vorgedruckt:

„Berlin, 3. April 1845: Ich bestimme hiedurch, daß dieses neue Militair-Strafgesetzbuch unter Aufhebung aller dem

Inhalte desselben entgegenstehenden Bestimmungen, unvorzüg- in Kraft treten soll."

„Unter Aufhebung aller dem Inhalte desselben entgegentretenden Bestimmungen" heißt es. Der Gesetzgeber, unser König, will also, daß das neue Gesetz überall gelte, wo es etwas Anderes als die alten Gesetze bestimmt. Dies ist oft der Fall. Wo z. B. im Landrecht der Strang steht, hat das Militair-Strafgesetzbuch die Kugel. Aber nicht bloß die Strafart, sondern auch das Strafmaaß ist in unserm Falle verschieden bestimmt. Im §. 88 des Militair-Strafgesetzbuches heißt es nämlich weiter:

„Wer (wie ich oben verlas) sich der Landesverrätherei schuldig macht, begeht einen Kriegsverrath, und hat Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, Cassation (Beides geht mich nicht an, ich bin nicht Soldat noch Officier) und Festungsstrafe, nach Umständen bis zu lebenswieriger Dauer, oder wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entstanden, die Todesstrafe verwirkt."

„Dies, meine Herren, ist das Gesetz, das Ihr Urtheil bestimmt, und hier kann es nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß in meinem Falle an Todesstrafe nicht zu denken ist. Sie soll ausdrücklich nur dann ausgesprochen werden, wenn durch den Kriegsverrath ein erheblicher Nachtheil entstanden ist. — Davon kann doch bei meiner Betheiligung keine Rede sein; durch mich ist auch nicht Einer meiner Landsleute getödtet oder verwundet worden; vielweniger noch hat der Staat im Großen und Gan-

zen durch mich einen Nachtheil erlitten. In diesem Falle — so sagt das Landrecht ausdrücklich — **soll** die Strafe in sechs- bis zehnjährige Gefangenschaft verwandelt werden. So spricht jenes furchtbare Gesetz, das vor 80 Jahren wahrhaft mit Blut geschrieben wurde, das auf jeder Seite mit dem Strang, mit dem Schwert und selbst mit dem Rade bei der Hand ist. Gegenwärtig ist der Geist der Gesetze milder, und Sie dürfen daher auf keinen Fall daran denken, **über dies Strafmaaß noch hinauszugehen.** Die Thatsachen, meine Herren, stehen fest, sie sind einfach, und sprechen für sich: das Glück, die Vorsehung, oder wie Sie sonst jene unsern Blicken verhüllte Macht nennen wollen, die Ihr Loos, meine Herren Richter, eben so gut wie meines beherrscht — diese Macht hat mich dem Bruderkampfe entnommen, ehe mein Antheil an ihm den Punkt erreichte, der Ihnen das Recht gäbe, meinen Tod zu beschließen. Nur über die Thatsache haben Sie zu richten, die Thatsache ist: daß mein Thun dem Staate **keinen** Nachtheil gebracht hat. Ich fordere also nicht Gnade, ich fordere nur die strengste Gerechtigkeit nach dem Buchstaben des Gesetzes, wenn ich sage:

„Nach Recht und Fug können Sie mich nur zu einer Festungsstrafe von solcher Dauer verurtheilen, daß ich nicht erst als abgelebter Geist Hoffnung habe, ins Leben zurückzutreten.“

„Das, meine Herren, ist die rechtliche Seite der Frage. Sie werden mir aber erlauben, auch noch die politische zu berühren, die Sie bei Ihrem Urtheil ja nicht ausschließen dürfen. Niemand unter Ihnen wird sagen, daß ich ein gemeiner Verbrecher sei; meine That können Sie doch wahrlich nicht mit Mord und Diebstahl, mit dem Landesverrath des Spions, der sein Leben um Gold verkauft, oder mit der Schande etwa eines Commandanten vergleichen, der dem Feinde eine Festung überliefert, um hernach in dessen Lande seinen Sündenlohn zu verprassen! Was ich gethan habe, fällt unter den Gesichtspunkt eines politischen Verbrechens: — nicht in einem Völkerkrieg, sondern in einem Bürgerkrieg haben wir uns gegenübergestanden. Dies macht meine Stellung vor Ihnen so schwierig, dies macht aber auch Ihnen Ihr Amt schwer, wenn Sie es gewissenhaft erfüllen wollen. Sie nämlich, die über mich richten, sind in diesem ganzen Streite selbst Partei, Sie richten über einen Mann, der Ihrer Gegenpartei angehört: Sie müssen daher auf Ihre Parteiansichten ganz verzichten, müssen rein die Sache selbst ins Auge fassen, wie sie liegt.

„Der §. 118 des Militair-Strafgesetzbuches sagt:

„Die Vertheidigung darf mit aller Freimüthigkeit geführt werden;"

Gestatten Sie mir also diese Freimüthigkeit! — Die Märzrevolution des vorigen Jahres hatte Ein Hauptziel: es war die Einheit Deutschlands. Diese Einheit haben Sie gewollt, wie ich sie wollte;

das ganze Volk verlangte danach; denn wir Alle wissen, daß ohne sie wir aus unserer erbärmlichen Politik nach Außen nicht herauskommen, Industrie und Handel nicht heben, der einreißenden Armuth nicht helfen — mit Einem Worte, daß ohne die Einheit wir kein großes und glückliches Volk werden können. Aus diesem Einheitsdrang ging das Frankfurter Parlament hervor, vom Volke gewählt, von den Fürsten anerkannt. Eine Reichsverfassung sollte geschaffen werden in Verständigung mit den Regierungen. Jedenfalls betrachten sich also die Fürsten nur als Einen berechtigten Theil — die Volksvertreter waren ihnen der andere. Die Frankfurter Versammlung ging einen Weg der Vermittlung: sie schuf dem Volke die Grundrechte; aber um sie zu sichern, trug sie zugleich dem Könige von Preußen die Kaiserkrone an. Sie Alle, meine Herren, wissen, mit welcher Freude man in Berlin die Deputation aus Frankfurt erwartete: nicht Deutschland allein, sondern namentlich auch das ganze Preußische Volk verlangte die Annahme der Krone unter der Bedingung der Grundrechte. Das ganze Preußische Volk, denn nicht bloß die zweite Kammer, die Vertreterin der Massen, der ich damals angehörte, sondern auch die erste Kammer, die Vertreterin des Besitzes, der Intelligenz, der Aristokratie, drang mit Adressen in den König. Wäre damals geschehen, Was in Deutschland Alle wollten, wir hätten uns in diesem Kriege nicht als Brüder feindlich entgegen gestanden! Man hat damals gesagt: eine Krone könne mit den Grundrechten nicht bestehen; — o wohl konnte

sie es, meine Herren! Wenn Napoleon auf dem republikanischen Frankreich einen monarchischen Thron aufgebaut hat, dann konnte wahrlich auch auf Deutschen Grundrechten eine Kaiserkrone ruhen, die auf einem kräftigen Haupte saß! Aber anderer Männer Rath hat beim Könige gegolten. Man brach die Verständigung mit dem wenigstens gleichberechtigten Theil ab, die Verfassung, die das Volk einseitig geschaffen hatte, verwarf man — aber nun verfuhr man selbst ebenso einseitig: man octroyirte eine neue Reichsverfassung. Was sollte nun das Volk thun? Die Könige stellten ihre Soldaten vor ihre Verfassung, das Volk griff für die seine selber zum Schwert, um sie durchzusetzen: Jeder schirmte sein Recht, aber das Volk erlag im Kampfe. Als ich in diesen Kampf eintrat, war er vollkommen gesetzmäßig: der Abgeordnete der Frankfurter Versammlung hatte ihn gebilligt in Form der Pfälzischen Erhebung: dies, meine Herren, ist die Lage der Dinge. Meine Schuld ist, daß ich im Sommer noch dasselbe gewollt habe, was im März Sie Alle, was im März das gesammte Deutsche Volk gewollt hat: — nun, bei Gott, meine Herren, ist Das denn ein Vergehen, welches so gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze streitet, daß Sie deswegen ein Blutgericht über mich versammeln dürfen?

„Meine jetzige Schuld ist gering, Sie sehen es: aber ich weiß freilich, man wirft Vieles auf meine Person, auf meine frühere Parteistellung. Sie haben gelobt, ohne Ansehen der Person Recht zu spre-

chen, und nur nach Dem zu urtheilen, was in den Acten vorliegt. Ich könnte also über Früheres hinweggehen. Aber mehrfach sind mir während meiner Gefangenschaft von Officieren und Soldaten Dinge vorgeworfen worden, die mich mit Staunen erfüllten. Wie oft habe ich das Wort hören müssen: „ich sei ein schlechter Preuße!" das Wort hat mich verletzt. Ich habe stets die Ueberzeugung gehabt, und oft genug diesen Süddeutschen ausgesprochen, daß die kräftigen Nordstämme die Herrschaft Deutschlands gewinnen werden; es ist Das in meinen Augen ein Gebot der geschichtlichen Nothwendigkeit, es ist eine alte Ueberzeugung von mir. Mein Herr Vertheidiger hat ein älteres Gedicht von mir angeführt:

„Hoch auf hebe das Haupt, stolze Borussia,
Das am baltischen Meer mauergekrönt dir ruht,
Und den stark du gefaßt, Rheinischen Rebenkranz,
Schüttl' ihn freudig in hoher Hand!"

„Was dieses Gedicht andeutete: daß die Verbindung Rheinlands mit Preußen für beide Theile glücklich sei, und nicht zerrissen werden dürfe, Das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem demokratischen Congresse hören, wo ich gegenüber Andern meiner Partei, die auf Französische Bajonette vertrauten, gegen jede Abtrennung des Westens mich erklärt habe, wie ich denn überhaupt immer der entschiedenste Gegner aller Rheinbundspolitik gewesen bin. Man haßt ferner mein Wirken in der zweiten Kammer; aus dem Munde eines Officiers, nicht eines Gemeinen,

habe ich hören müssen: daß ich der Preußischen Armee ein neues Jena gewünscht. Ich denke die stenographischen Protokolle der Kammersitzungen werden amtlich veröffentlicht, und Jeder kann dort das Wahre finden, der es finden will. Das habe ich gesagt: daß unser Heer, wenn es zu einem dem Volke verhaßten Kriege ausziehe, etwa um die republikanische Freiheit Frankreichs zu erdrücken, daß es dann sein Jena finden werde. Das ist eine Weissagung, kein Wunsch: daß ich den Fall meiner Brüder wünsche, diesen Vorwurf weise ich entrüstet von mir ab. Aber trotz Alledem soll und muß ich ein schlechter Preuße sein, weil ich das gegenwärtige System bekämpfe. Nun wohlan — meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und starke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit unseres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwert, (denn anders wirds nicht!) Deutschland in Eins zu schmieden, und groß und geachtet bei unsern Nachbarn hinzustellen, uns der innern Freiheit wirklich und dauernd zu versichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militairlast, die jetzt zu schwer auf Preußen drückt, gleichmäßiger auf das ganze Deutschland zu vertheilen, und vor Allem den Armen in meinem Volke, als deren Vertreter ich mich fühle, Brot zu schaffen: — gelingt **Das Ihrer** Partei, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes sind mir theurer als meine Staatsideale, und die französischen Republikaner von 1793

weiß ich zu schätzen, die hernach um Frankreichs willen vor Napoleons Größe freiwillig sich beugten — — geschähe **Dies** also und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu seinem Vertreter zu wählen: ich würde einer der ersten Deputirten sein, die mit frohem Herzen riefen: „Es lebe das Deutsche Kaiserthum, es lebe das Kaiserthum Hohenzollern!" Wenn man mit solchen Gesinnungen ein schlechter Preuße ist, ja — dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu sein,*) dann will ich mich aber auch mit Hardenberg trösten, den man 1805, weil er zu kühner Politik, und offnem Bruche mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf, er sei ein Verräther und gar mit englischem Golde bestochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge übersah!

---

*) Auch hierin sieht Kinkel's Denunciant in der „N. Rhein. Ztg." eine Feigheit oder einen unehrlichen Republikanismus. Will der Mann denn nicht sehen? Wo sagt Kinkel, daß er es für wahrscheinlich, nein, daß er es nur für möglich hält, seine Feinde würden je Das zu Stande bringen, an dessen Erfüllung er sein Leben gesetzt? Daß er es geradezu für unmöglich erklärt, zeigt sich dagegen in allen seinen Zeitungsartikeln und Reden. Sollte er sich dennoch getäuscht haben, sollte es dennoch seinen Feinden gelingen, auf anderem Wege ganz dasselbe zu erreichen, wofür er gekämpft — so müßte Kinkel wahrlich nicht nur den Titel, sondern auch die ganze bornirte Principienreiterei eines christlich-germanischen Professors besitzen, wenn ihm „der Weg über das Ziel ginge."

„Und so ist Alles in meinem früheren Wirken von meiner Gegenpartei mißdeutet worden. Vielleicht war Einer von Ihnen in Garnison zu Mainz. Man hat mich wegen Verleumdung dieser Garnison vor Gericht gestellt und gesagt: ich suche Gelegenheit, um die Armee gehässig zu machen. Nun, soviel politische Fähigkeit hätte man mir doch billig zutrauen sollen, daß ich jenen groben Buchstaben der Parteiklugheit verstände, nach welchem keine Partei im Staate es muthwillig mit der bewaffneten Macht verdirbt!

„Was war aber jene ganze Geschichte? Die Erzählung eines düstern, das Menschengefühl jedenfalls verletzenden Vorfalls, die oben drein in einem entstellten und schon übertriebenen Bericht mir zukam, habe ich in meiner Zeitung mit ein paar heftigen Worten begleitet. — Ist das eine so schwere Kränkung der ganzen Armee? Und Was ist mir dafür geschehen? Während dieser meiner Abwesenheit von Hause hat man mich deßhalb zum zweitenmal vor Gericht gefordert, und da ich zur Vertheidigung nicht erscheinen konnte, bin ich, wie man mir jüngst erzählt hat, auf fünf Jahre der Wahlfähigkeit beraubt worden. Fünf Jahre Wahlunfähigkeit sind über mich ausgesprochen — für einen Mann, der schon einmal die Ehre gehabt hat Abgeordneter zu sein, ist Das eine überaus harte Strafe. Ich denke, die Garnison von Mainz und Sie, meine Herren, können damit zufrieden sein, wie man mich hier einen nicht einmal selbstverschuldeten Irrthum hat büßen lassen.

Ich sehe da auch die Epaulette des 27. Regiments: sie erinnert mich an eine finstre Novembernacht des vorigen Jahres, als dieses Regiment in Bonn einrückte, um die Steuerverweigerung zu erdrücken, als mein Name so oft als der eines Soldatenfeindes genannt wurde! Ja meine Herren, es war eine finstre Nacht, und wenn in ihr der Würfel fiel, so wäre sie nicht meinen Bürgern allein, sie wäre bei der damaligen Stimmung der Gemüther auch manchem Officier und Soldaten eine heiße Nacht geworden! Der Würfel fiel nicht — meine Herren, diese Hand war es, die ihn festhielt. Alle Besonnenen haben Das früher anerkannt, und die Gerichte haben mich von jeder Anklage aus diesen Novembertagen freigesprochen. Ueberhaupt, wenn man mir doch einen Einfluß auf das Volk in Bonn zuschreibt — woher kommt es wohl, daß diese Stadt, bis ich sie verließ, so ruhig gewesen ist? Meine Partei ist dort nicht schwach, es giebt viele Arme daselbst, Universitätsstädte haben ohnehin viel Brennstoff in sich — wenn ich denn ein so wilder Revolutionair, ein so wüthender Republikaner wäre, wie man mich schildert: wie erklären Sie Das, daß bei uns, wie kaum in irgend einer andern Stadt, jeder zornige Zusammenstoß vermieden, Bürgerblut niemals vergossen worden ist? Fanatismus, Anarchie, Zerstörung — diese Dinge liegen nicht in meiner Natur. Ich sehe es viel zu klar: dieser Bruderzwist, diese Parteikämpfe werden vorübergehen, unser Volk aber und die Menschheit werden bleiben. Das Ziel ist wichtiger als der

Weg, und für das Ziel, dem auch dieser Streit zustrebt, für Bildung und Menschlichkeit habe ich jederzeit gearbeitet: Was dagegen stritt, habe ich mit der Feder und mit der mündlichen Lehre bekämpft bei meiner Partei wie bei den Gegnern. Eine Parteiwuth, welche das Menschliche und die heiligen Gesetze der allgemeinen Brüderlichkeit vergißt, kenne ich nicht, mit Laternen und Guillotinen habe ich nie die Freiheit zu gründen gemeint. Daß die Todesstrafe unter allen Bedingungen eine Barbarei sei, habe ich schon vor der Märzrevolution ausgesprochen, und noch vorigen Sommer in meinem Buche über das Handwerk wiederholt. Vergessen Sie es nicht, es war das die Zeit, als meine Partei mit raschen Schritten zum Siege zu gehen schien. Sie sehen daraus, daß ich von diesem Siege nie einen blutigen Mißbrauch gemacht haben würde. Und daß man diesen milden Sinn, daß man diese Mäßigung und Ruhe mir zutraut; Das beweist auch die meinen Acten beigefügte und vom Herrn Auditeur erwähnte Verwendung der Bürger meiner Stadt für mich; auch von Köln aus, wie ich höre, und sonst vielfach sind Gesuche zu meinen Gunsten eingelaufen. Jene zwölfhundert Unterschriften aus Bonn, sie stammen nicht bloß von der Armuth her, die in mir ihren Sprecher sieht, auch nicht von meinen Studenten, die mich lieb haben — gleichviel ob sie zur aristokratischen, conservativen Partei oder zu meiner Partei, der republikanischen, gehören — nein, es sind Namen aus allen Klassen dabei, und Arndt, des Königs persönlicher Freund,

steht an der Spitze. Diese Männer hassen mein System, aber meine Person lieben sie und wünschen mich der Zukunft zu retten. Wie wollen Sie Das erklären? Daher einzig kommt es, weil meine Mitbürger, die mich von meiner Jugend auf kennen, an meinen Charakter als Mensch glauben, weil sie, auch meine Gegner, wissen, daß selbst ein Sieg mich stets gerecht und milde finden würde. Werfen Sie also, meine Richter, auch dieses Urtheil meiner frühern Umgebung mit in Ihre Wagschale — es muß Ihnen klar genug beweisen, wie Unrecht man einem ruhigen Manne thut, wenn man ihn leidenschaftlicher Heftigkeit und verblendeter Parteiwuth beschuldigt! *)

Ich bin am Ende meine Herren, und deute zum Schlusse nur noch auf wenig Einzelheiten hin, die meine Handlungsweise in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber jedenfalls das Urtheil mildern. Zwölf volle Jahre habe ich meinem Staate in einem schweren Amte und mit Aufopferung gedient, Manches geschrieben, was über aller Parteiung steht, und wodurch Menschen

*) Sogar daß Kinkel hier auf seinen Charakter als Mensch hinweist, nimmt ihm der Verfasser des Schmähartikels in der „N. Rhein. Ztg." übel. Wir möchten doch wissen, ob der Letztere in gleichem Falle die Principien einer absolut-bornirten Dummheit befolgen würde, nach denen Kinkel sich hätte richten müssen, wenn es ihm Spaß machte, sich einigen Krittlern zu Liebe aus rasender Tollheit den Kopf vor die Füße legen zu lassen, den er **mit Ehren** behalten durfte.

von den verschiedensten politischen Ansichten belehrt, gerührt und erfreut worden sind. Niemals habe ich im Heere gedient, also auch keinen Fahneneid gebrochen, keine militairische Kenntnisse, die ich im Dienste meines Vaterlandes erworben hätte, gegen mein Vaterland angewendet. *) Niemanden habe ich mit der Waffe in der Hand gedrückt oder gepreßt; endlich bin ich nicht Officier oder irgendwie militairischer Beamter gewesen, ich habe also bloß Verantwortung für Das, was meine eigne Hand gethan hat. Und Dies, wie ich bewiesen habe, giebt Ihnen auch nach der strengsten Fassung des Gesetzes nur das Recht, über mich eine mäßige Freiheitsstrafe zu erkennen.

„Im Kreise meiner Richter umblickend, sehe ich zwar meist jüngere Männer; aber doch auch Manche,

*) Das soll nun gar eine „directe Denunciation gegen die gefangenen ehemaligen Preußischen Soldaten" sein!!! Als wenn die Pulver- und Blei-Richter ohne dies: „Denunciation" niemals auf den schlauen Gedanken gestoßen wären, daß Janssen und Bernigau, nach dem Buchstaben des Gesetzes, ein größeres Verbrechen gegen das heilige Gottesgnadenthum begangen hätten, als ein Nicht-Militair! Zudem betrachtete das Kriegsgericht in seiner Anklageschrift Kinkel als den Verfasser eines Planes zur angriffsweisen Kriegsführung; und Was konnte Dieser überhaupt Vernünftigeres thun, als zum Schluß gerade diejenigen Punkte hervorheben, welche das über ihn zu verhängende Strafmaaß mildern mußten? Wir finden trotz aller Denunciationsriecherei in obiger Stelle nur eine Wiederholung des bezüglich des zweiten Anklagepunktes früher weitläufig Mitgetheilten. (Vergl. S. 277 ff.)

die gleich mir schon auf den Jahren sind. Meine Herren, denken Sie auch ein Wenig an Weib und Kind daheim, wenn Sie den Spruch über einen Mann thun, der heute durch den Wechsel der menschlichen Geschicke so tiefunglücklich*) vor Ihnen steht! Und nun, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die über Ihnen, meinen Siegern und Richtern, gerade ebenso mächtig schwebt, wie über mir, Ihrem jetzt niedergeworfenen und gefangenen Gegner — im Namen dieser Gerechtigkeit sprechen Sie jetzt mein Urtheil!"

*) Hier hat sich schließlich der Verdächtiger Kinkel's in der „N. Rhein. Ztg." eine **grobe Fälschung** erlaubt, indem er aus dem „tiefunglücklich" ein „tief und unglücklich" macht. „Tief vor Jemandem stehen", ist freilich ein wenig klassischer, wäre jedoch immer ein so serviler Ausdruck, daß man ihn als Feigheit denunciren könnte. — Wie aber der Herr Denunciant es verantworten will, aus sinnlos dem Zusammenhang entrissenen, entstellten und gröblich gefälschten Stellen dieser Rede — aber auch allein hieraus gegen Kinkel die Verdächtigung der Feigheit und Unehrlichkeit zu erheben: Das ist ein Räthsel, dessen Lösung uns wenigstens nie vernünftig erscheinen wird. Mag der Herr hinfort am „Zuschauer" der „†Zeitung" arbeiten — es soll uns nicht wundern!

2.

Als Gottfried Kinkel das Gerichtszimmer verließ, und in seine Zelle zurückgeführt war, beschlich ihn der Gedanke, daß man vielleicht doch das Todesurtheil über ihn aussprechen könnte. Er glaubte endlich an die Wahrscheinlichkeit eines solchen Richterspruches, und schrieb folgende zwei Gedichte:

Mein Vermächtniß.

Das Beste, was das Leben giebt,
Das hab' ich nun genossen,
Mich hat ein edel Weib geliebt
Und gab mir holde Sprossen.
Im Freundesreigen stand ich stark
Beim Becher und in Fehde;
Mein Leib war fest, gesund mein Mark
Und golden floß die Rede.

Mir gab Natur ein fühlend Herz
Für Seligkeit und Wunden;
Des Gottes Lust, des Wurmes Schmerz
Ich hab' ihn mitempfunden.
Es lag der Zeiten großes Buch
Vor meinem Geiste offen,
Der Freiheit Glück, der Knechtschaft Fluch,
Der Völker Gram und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
  Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
  In meines Schicksals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
  Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
  Für Dich es hinzugeben!

Ich werde nicht vergessen sein,
  Du Jugend wirst mich kennen
Und wirst an meines Geistes Schein
  Zum Freiheitsdurst entbrennen.
Manch Frauenauge weint um mich,
  Den Sänger süßer Lieder;
Als Gruß der Erde neigen sich
  Viel' Blumen zu mir nieder.

Der müden schwielenharten Hand
  Ein sanfter Loos zu werben,
Du vierter Stand, Du treuer Stand,
  Für Dich geh' ich zu sterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
  Für Euch zur That entschlossen,
Fall' ich um's nächste Morgenroth
  Vom Preußenblei durchschossen!

So haltet mich in treuem Sinn,
  O Meister und Geselle!
Gedenke mein, Du Näherin,
  In deiner trüben Zelle:
Du Winzer der am Fels der Ahr
  Umsonst die Gluthen leidet,
Du arme Tagewerkerschaar,
  Die fremde Garben schneidet!

Den letzten Gruß Dir übern Rhein,
Du edles Volk der Franken;
Die Völker sollen einig sein
In Herzen und Gedanken.
Stehn soll, soweit auf diesem Rund
Sich Aug' in Auge spiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
Den Euch mein Blut besiegelt!

Vor den achtzehn Gewehrmäulern!

„Trommler, schlagt an, und führt mich zum Platz,
Der rasch vom Leben mich scheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht,
Die mein Gebein mir zerschneidet!
Nein, wie mir durch Augen und Hirn und Herz
Die tödtliche Salve knattert,
So spür' ich, wie mir die Seele befreit
In Wolkenschäfchen zerflattert!

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden! —
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst meinen Geist Du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geist flog auf zu der Sonne;
In's leuchtende All, das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne!

Die Lerche werd' ich des Morgenroths,
  In flammender Wolke geborgen,
Die dem armen Gefangnen im kalten Thurm
  Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
  Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
  Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Ein Tropfen bin ich, der niederströmt
  Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
  Zu füllen mit nährendem Segen;
Der Wellen eine bin ich im Meer,
  Die das Schiff, das stöhnende, hetzen,
Das den Wucherer trägt — und ich schling' ihn hinab,
  Ihn mit den erwucherten Schätzen!

Heut bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
  Durch giftige Nebel schreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
  Befruchtend auf's Erdreich spreitet;
Und morgen die Blume, die tröstend erquickt
  Mit Duft den zagenden Kranken,
Und in des Sterbenden Seele weckt
  Unsterblichen Lebens Gedanken. —

Hier steh' ich — nun zielt! Nun brichst Du, o Leib,
  Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
  Der Freien, die vor mir gefallen!
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
  In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst
  Und die letzten Schwerter zersplittern!"

Am 20. September ward endlich Kinkel's Urtheil bekannt gemacht, das, ursprünglich auf Festungshaft lautend, durch die „Gnade" des Königs in lebenslängliche Zuchthausarbeit verwandelt ward.

Der Grund, warum man Kinkel nicht im Augenblick seiner Gefangennahme standrechtlich erschoß, ist leicht abzusehen. Man war allgemein überzeugt, daß er jedenfalls dem Tode nicht entgehen könne, und natürlich mußte eine nach formellem Recht begründete Hinrichtung viel größeren Eclat machen. Vergeblich hatte man sich einen Monat lang bemüht, Beweise beizuschaffen, daß Kinkel Anführer gewesen sei, vergeblich hatte man sogar die völlig unbewiesene Siegburger Anklage mitbenutzt. Kinkel entging nur dem Tode, weil er Gemeiner war; kein Gesetzbuch hätte seine Verurtheilung rechtfertigen können. Man mußte alle Gefangenen erschießen, wenn man ihn erschoß. Die Entscheidungsgründe des Rastatter Kriegsgerichtes sind am 1. Mai 1850 vor den Assisen in Köln als folgende verlesen:

„Die Gesetze des preußischen Landrechts bestimmen „zwar für Diejenigen, die sich nicht als Anführer „beim Aufruhr betheiligt haben, nur 6 bis 8 Jahre „Gefangenschaft. Weil aber der Angeklagte ein Mann „von so hoher Bildung ist, und besser, als ein „Anderer, wußte, Was er that; weil ferner bei ihm „die Entschuldigung wegfällt, daß er bei dem Aufstand „Etwas für sich zu gewinnen vermeinte, darum

„erhöhen wir für ihn die Strafe auf lebenslängliche „Festungshaft."

Soweit die Entscheidung des Kriegsgerichtes. Wir sehen, daß hier weder von Tod, **noch Zuchthaus** die Rede war; die Verschärfung des Urtheils, welche man als Milderung desselben ausschrie, ist jene „Gnade" des „frommen Königs", von der vielfach in reaktionairen Zeitschriften die Rede war. Diese Treulosigkeit gegen das Gesetz ist der Hauptpunkt, welchen die Kritik in's Auge zu fassen hat.

Mögt Ihr nun urtheilen über den Mann, in dessen Verdammung Ihr so leichtfertig miteinstimmtet — und ich glaube: Ihr habt schon gerichtet! Ihr habt das Urtheil gesprochen, indem Ihr Diesen — nicht zu bestrafen, nein, zu entehren dachtet! Das Urtheil lautet: „Tod!" — nicht für Ihn, aber für Euch! Der Tag, an dem Ihr den Dichter und Menschen zum **Zuchthause „begnadigtet"**, war der letzte Triumph der reaktionairen Anarchie. Euer Maß ist voll — der Thurm Eurer Frevelthaten ragt bis an die Decke des Himmels — die Wolkenheere ballen sich zum Kampf — Euer Bau zerbricht, von den Blitzen zerspellt — und die Sonne scheint auf die Trümmer!

Lesen wir nun über die Verurtheilung Kinkel's noch eine Kritik der reaktionairen „Allgemeinen Zeitung" um zu begreifen, wie selbst die politischen Gegner Kinkel's, welche sein Princip und seinen Kampf haßten, über das unmenschliche Verfahren der Regierung den Stab brechen, und so mit ihrer Partei sich selbst verurtheilen:

Das kriegsgerichtliche Erkenntniß gegen Gottfried Kinkel.

„**Vom Oberrhein,** den 1. März 1850. Der Tag der Eidesleistung in Preußen ist vorübergegangen ohne daß die von vielen erwartete Amnestie eingetroffen wäre. Hannover hat eine solche zu Gunsten der vom badischen Feldzug rückkehrenden Minderbetheiligten erlassen. Auch die Strafmilderungen welche aus jenem Staate bekannt geworden sind, lassen das Verfahren der preußischen Regierung gegen den beliebten deutschen Dichter doppelt contrastirend erscheinen. Zwar haben die Regierungsorgane das gegen Gottfried Kinkel erlassene Urtheil als ein besonders mildes darzustellen gesucht, aber für alle die mit der wahren Sachlage vertraut sind, steht es fest, daß gerade dies Urtheil verhältnißmäßig das härteste ist, das in Baden überhaupt gesprochen wurde. Gestatten Sie mir, in dem Blatte, das den Badischen Aufstand, während er drohte, aufs heftigste bekämpft hatte, ein Wort der Theilnahme für eines seiner Opfer aussprechen zu dürfen. Alle in Baden vollzogenen Todesurtheile trafen Personen welche entweder ein Commando übernommen, oder irgend einen Terrorismus, Erpressungen u. Dgl. ausgeübt hatten. Nichts von Diesem konnte Kinkel zur Last gelegt werden. Aus seinen Acten ging nur hervor daß er elf Tage lang als Gemeiner unter den Freischaaren gedient hatte. In dem Badischen Gesetzbuch, nach welchem man anfangs die Absicht hatte alle Gefangenen richten zu lassen,

heißt es ausdrücklich: „Wer während der Dauer des Kriegszustandes bewaffnet an einem Angriff oder Widerstand gegen die gesetzliche Autorität Antheil nimmt, wird standrechtlich mit dem Tode, oder bei minderer Betheiligung mit Zuchthaus von 10 Jahren bestraft." Es war nun klar daß der Ausdruck „minderer Betheiligung" auf Kinkel Anwendung fand. Er hatte schon beim Beginn des Gefechts die Schußwunde empfangen, die ihn hors de combat setzte. Er war nicht Militairperson, hatte folglich keinen Fahneneid verletzt. Er lieferte ferner den Beweis daß er von der Erklärung des Kriegszustandes, also vom standrechtlichen Verfahren gegen die Insurgenten, keine Kunde hatte, noch haben konnte, da erst am Tage nach seiner Gefangenschaft, in der Gegend wo diese stattfand, das Standrecht proclamirt wurde.

„Nach dem Kriegsrecht war dem Gefangenen ein Vertheidiger, Dr. Hepp, ein junger Badischer Auditeur, beigegeben worden. Dieser faßte wohl die Vortheile ins Auge, welche das badische Gerichtsverfahren seinem Clienten bot. Wollte man Kinkel erschießen, so sah man sich genöthigt, consequenterweise alle die Tausende von Gefangenen zu tödten, die volle vier Wochen nach ihm noch die Waffen getragen hatten; und wenn man über einen gemeinen Wehrmann die Todesstrafe verhängte, mit welchen Strafen wollte man dann die Oberofficiere belegen? Man ließ den gefangenen Kinkel vom 29. Juli bis zum 4. August eine Menge langer Verhöre bestehen, und der Inquirent hielt hartnäckig an

der Ansicht fest, daß Kinkel nicht Gemeiner, sondern Führer gewesen sein müsse. Indeß alle Beweise die man sich mit großer Mühe dafür beizubringen bestrebte, waren nicht stichhaltig. Je länger die Untersuchung fortgeführt ward, um so unzweifelhafter stellte sich's heraus daß Kinkel wirklich nur als gemeiner Wehrmann gedient hatte.

„Unmittelbar vor dem Zusammentritt des Kriegsgerichts wurde dem Dr. Hepp angezeigt, daß sich die Preußischen Militairbehörden veranlaßt gefunden hätten, statt des Badischen Gesetzbuchs, das Preußische Landrecht dem Verfahren gegen Kinkel zu Grunde zu legen. Dies war ein harter Schlag, besonders da er so nahe vor dem entscheidenden Augenblick geführt wurde. Nicht bloß, daß das Preußische Landrecht strengere Strafen bedingte, es widersprach auch in einzelnen Paragraphen dem Badischen Gesetzbuch, in welches Kinkel sich eben mühsam hineingearbeitet und seine Vertheidigung darauf basirt hatte. Dennoch fand sich auch hier ein Paragraph, welcher dem Vertheidiger einen günstigen Anhaltspunkt lieh. Es heißt darin ungefähr so: „Wenn (durch das Verbrechen der Rebellion) dem Staate kein erheblicher Schaden zugefügt worden ist, so soll die Todesstrafe in entsprechende Gefängnißstrafe umgewandelt werden.“ Hier war nun nicht schwer zu beweisen, daß Kinkel durch seine Theilnahme an der Badischen Insurrection dem preußischen Staate allerdings keinen erheblichen Schaden zugefügt hatte, folglich der Paragraph,

demzufolge die Todesstrafe umgewandelt werden sollte, auf ihn anwendbar war.

„Kinkel, der als Redner berühmt ist, hatte auf seine Richter einen günstigen Eindruck gemacht. Er war längst gefaßt auf jedes, auch das dunkelste Loos und hielt also in seiner Vertheidigungsrede die richtige Mitte, indem sie weder an Trotz noch an Selbsterniedrigung streifte. Er benützte diesen Anlaß um seine Ansichten in ruhiger klarer Weise zu entwickeln, und wenn auch seine Richter seine Principien verwarfen, verwerfen mußten, so erschienen ihnen wenigstens Kinkel's Motive, und der Muth, mit dem er sich im Angesicht des Todes zu ihnen bekannte, ehrenhaft; Kinkel's Richtung ist überdies milder als sie dem Rufe nach galt: man hatte ihn, den Girondisten, zum Terroristen gestempelt, ein Irrthum, der durch sein persönliches Erscheinen bald zerstreut wurde.

„Die Militairpersonen, aus denen das Kriegsgericht zusammengesetzt war, sollen hinsichtlich Kinkel's sehr strenge Instructionen gehabt haben; da aber das letzte Wort dem Angeklagten gehörte, und sie unmittelbar nach dem Eindruck seiner Vertheidigung das Urtheil sprechen mußten, so überwog vielleicht dieser Eindruck den frühern Beschluß. Nach den vorliegenden Acten und dem unzweideutigen Ausdruck des Preußischen Landrechts konnte kein Todesurtheil gefällt werden. Noch weniger ließ es die Stimmung des Momentes zu, einen Mann von dem würdevollen Betragen Kinkels zu einer entehrenden Strafe zu verurtheilen. Die Richter erkannten auf lebenslängliche Festungshaft und moti-

virten die Härte dieses Urtheils dadurch, daß sie auf Kinkel's Bildungsstufe und Stellung im Staate hinwiesen, welche seinen Handlungen ein größeres Strafmaaß vindicirten, als einem andern Menschen für die nämliche That gebühre. Kinkel's Freunde meinen, daß mit der Zurechnungsfähigkeit des Bestraften auch seine Fähigkeit wachse: die Strafe zehnfach bitter zu empfinden.

„Der Urtheilsspruch war Denjenigen, die sich besonders dafür interessirten, sehr rasch bekannt geworden. Kinkel selbst sagte scherzend zu Jemandem, der ihn im Kerker besuchte: „Wißt Ihr, warum Ihr mich beim besten Willen nicht zum Tode verurtheilen konntet? Vor einem Jahre am 4. August wurde in beiden Nationalversammlungen zu Frankfurt und Berlin am selben Tage, fast zur selben Stunde, mit ungeheurer Majorität die Abschaffung der Todesstrafe beschlossen. In diesem Jahr am 4. August stand zu dieser selben Stunde ein Dichter, der ebenfalls gegen die Todesstrafe eines seiner besten Lieder geschleudert, auf Tod und Leben verklagt, vor Euern Schranken. Die Geister dieses Tages waren zu mächtig, und am 4. August konntet Ihr darum kein Todesurtheil über die Lippen bringen.“

„Die Freunde des Dichters trösteten sich mit dem Gedanken, daß gerade die unverhältnißmäßige Schwere des Urtheils um so eher eine Abkürzung erwarten ließe. Man sagte sich: gegen 11 Tage Freischaarendienstes hat Kinkel zwölf volle Jahre redlichen Staatsdienstes, angespannter und nicht bezahlter Mühsal zu setzen;

Hunderte, ja man kann frischweg in die Tausende zählen, von Schülern und Zuhörern, die er für den Staatsdienst oder eine edle Stellung in der menschlichen Gesellschaft gebildet hatte. Man glaubte, dies werde eine gute Ausgleichung für seine Wagschale geben. Da die Urtheilsbestätigung so lange ausblieb, erschien dies aus obigen Gründen den Rheinländern als ein günstiges Zeichen, und man erwartete mit Sicherheit die Begnadigung des viel Beklagten.

„Als sich das Gerücht verbreitete, es werde im Gegentheil deßhalb mit der Bestätigung gezögert, weil dem General v. Hirschfeld lebenslängliche Gefangenschaft noch zu mild erschiene, so hielt man dies solange für ein Hirngespinnst der demokratischen Partei, bis die officielle Erklärung, die aus dem Hauptquartier zu Freiburg erlassen wurde, jeden Zweifel löste. Es war wirklich beschlossen: ein kriegsrechtliches Urtheil sollte wieder umgestoßen und der Gefangene vor strengere Richter gestellt werden. Eine lange dumpfe Zeit der Erwartung ward endlich durch die Kunde unterbrochen: der König von Preußen habe das Urtheil gegen Kinkel „aus Gnaden“ bestätigt. Das Erkenntniß lautet wie folgt:

„„Warnung. Der ehemalige Professor und Wehrmann in den Freischaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den Badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen Preußische Truppen gefochten, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluste der preußischen Nationalcocarde und, statt zur Todesstrafe, nur zur lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Gesetzlich-

keit wurde dies Urtel von mir dem k. Generalauditoriate, und von demselben als ungesetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchstdieselben haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maaßgabe zu befehlen geruht daß der v. Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilanstalt verbüße. Diesem allerhöchsten Befehle gemäß ist von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin bestätigt: daß der v. Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verluste der Preußischen Nationalcocarde und einer zu verbüßenden Festungsstrafe zu bestrafen, und zum Vollzug des Erkenntnisses die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause angeordnet worden, Was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird. Hauptquartier Freiburg, 30. September 1849. Der commandirende General des ersten Armeecorps der k. preußischen Operationsarmee am Rhein.

v. Hirschfeld.""

„Warum das Urtheil des Kriegsgerichts ungesetzlich sei, warum auf **Todesstrafe** hätte erkannt werden sollen, ist nirgends zu beweisen versucht; auch wird über die Verschärfung der Festungsstrafe in Zuchthaus nur leise hinweggegangen, als ob dies ein ganz gleichgültiger Umstand wäre. Wir wollen einmal einige der gesprochenen Urtheile vergleichend neben einander stellen.

„Kinkel, Gemeiner in einer Freischaar, wird mit lebenslänglicher Zuchthaushaft bestraft. v. Corvin, Chef des Generalstabs in Rastatt, dessen sämmtliche Rapporte bei den Akten liegen, der Beschießung Ludwigshafens dringend verdächtig, erhält zehn Jahre Freiheitsstrafe. Dem in den Zeitungen abgedruckten Briefe eines Bonnesers, Anton Toups, zufolge, welcher einen Monat länger als Kinkel in Baden die Waffen trug, ist derselbe zu

8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, und wird in seinem eigenen Fach mit Schneiderarbeit beschäftigt. Täglich passiren sogenannte Minderbetheiligte, welche nach Schluß der Untersuchungshaft in ihre Heimath entlassen werden, durch die Rheinischen Städte, sich in den Häusern der bekanntern Demokraten einen Zehrpfennig erbittend. Mit Recht fragt der Rheinländer, was für eine Norm bei der Bestrafung eigentlich vorgewaltet habe, und kann es mit seinen Rechtsbegriffen nicht vereinigen, daß das größere Talent und der (bei aller Verblendung des Augenblicks) unläugbar edlere Charakter eine höhere Strafbarkeit bedingten.

„General v. Hirschfeld soll gesagt haben: wenn „ein Kinkel“ der Todesstrafe entgehe, so könne er es ferner nicht mit seinem Gewissen vereinigen, überhaupt noch ein Todesurtheil zu unterzeichnen, und diesen Ausspruch druckten alle Regierungsorgane ab. „Ein Kinkel!“ Was soll damit gesagt sein? Erst müßte doch nachgewiesen werden was „ein Kinkel“ denn eigentlich außer dem durch die Akten erwiesenen elftägigen Freischaarendienst Strafbares gethan habe. Für seine Opposition gegen die Vermehrung des stehenden Heeres in der zweiten Kammer, wo er im Winter 1849 als Abgeordneter unverletztlich war, durfte er nicht ein halbes Jahr später von dem Standgerichte in Baden gestraft werden. Hätte er in seiner Heimath als Agitator die Schranke des Gesetzes übertreten, so würde dies der Polizei schwerlich entgangen sein, und sie hätte ihn vor die dortigen Gerichte gestellt. Es blieb also kein andres Motiv, diesen

Mann strenger zu richten als alle gemeinen Freischärler, als indem man in Betracht zog, Was Kinkel gethan haben würde, wenn er Anführer gewesen wäre. Hier wollen wir die politische Richtung des Mannes, den wir als Dichter und Menschen hochstellen, nicht wegläugnen. Er hat dieselbe vor dem Kriegsgericht nicht verläugnet, wenn er schon hinzufügte: „Die Ehre und Größe meines Vaterlandes ist mir theurer als meine Staatsideale. Gelingt es unsern Gegnern eher und besser als uns die Einheit Deutschlands zu schaffen, so werde ich der Erste sein, der sich darüber freut.“

„Wir kommen nun zu der Umwandlung des Erkenntnisses, welche viel bedeutendere Folgen nach sich zog, als es dem minder Unterrichteten auf den ersten Blick erscheint. Abgesehen davon, daß die Verschärfung eines einmal gesprochenen Urtheils etwas Unerhörtes ist, abgesehen von dem Entehrenden, das die Zuchthausstrafe mit sich bringt, und das dem Aufenthalt auf der Festung nicht anklebt, wollen wir nur die Eine Consequenz in's Auge fassen welche diese Strafumwandlung mit sich führte. Dem Sträfling Kinkel wurde auf sein Gesuch, statt des Wollespinnens sich mit geistiger Arbeit, namentlich mit der Vollendung seiner „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern“ zu beschäftigen, von dem Minister des Innern erwiedert: daß die Gesetze des Zuchthauses Dieses nicht zuließen, denen zufolge der Sträfling während der ganzen Dauer seiner Strafzeit ununterbrochen Zwangsarbeit zu verrichten habe.

„Man stelle sich das Loos eines denkenden Menschen vor, der erst 34 Jahre alt, phantasiereich, und als Dichter von einem dreifach gesteigerten Empfindungsvermögen beseelt ist, mit keiner Aussicht auf jemalige Aenderung, Tag um Tag Wolle spinnend, oder zu ebenso geisttödtenden Arbeiten verdammt .....

„Ein in der „Nationalzeitung“ erschienener Aufsatz, „Zwei gefangene deutsche Dichter“ betitelt, zog eine Parallele zwischen dem im vorigen Jahrhundert gefangenen Chr. Fr. Dan. Schubart, und dem in Naugard eingekerkerten Kinkel. Wenn auch die Absichten bei Behandlung des Letztern dieselben sein mögen, so vergißt man doch bei dieser geistlichen Cur, daß der Erfolg ebenso verschieden sein muß als die Charaktere der beiden Dichter contrastiren, an denen das Experiment angewendet ward. Schubart war ein Mann von ungeregelter Lebensweise und ungebändigten Leidenschaften. Sein schrankenloser, aber unklarer Geist schwankte beständig zwischen dem blinden Autoritätsglauben und der prickelnden Sucht alles Kirchliche zu verhöhnen. Er hatte schwere Unsittlichkeiten zu bereuen, und ein Sünder auf diesem Gebiet ist stets am Leichtesten geneigt, sich der Pietisterei in die Arme zu werfen. Anders Kinkel, der bei einem strengen, durch Arbeit und Mäßigkeit erhärteten Lebenswandel auf dem rein wissenschaftlichen Wege der Forschung, ohne alle Frivolität von der übertrieben mystischen Richtung seiner früheren Jahre abkam. Es wird um so schwerer sein, den kühlen, ruhigen Verstand dieses Mannes auf einmal verlassene

Bahnen wieder zurückzulenken, da er zwar von den äußern kirchlichen Formen, wie von manchem Dogma, aber keineswegs vom Christenthum los ist. Man sieht wenigstens, daß die orthodoxen Geistlichen, die sich mit einem Selbsttheologen und Bibelkundigen einlassen, unter Umständen einen schweren Stand haben. Wie leicht dürfte es einem so klugen und in allen frommen Ausdrücken bewanderten Manne gelingen, eine Bekehrungsrolle Stufe für Stufe durchzuspielen, die selbst den erfahrensten Beichtvater täuschte. Aber von Kinkels Ehrlichkeit ist eine derartige Hypokrisie niemals zu erwarten. Was aber wird das Ende sein? Die Frommen, in deren Gewalt der freisinnige Dichter sich jetzt befindet, werden um so weniger von ihrem Plane ablassen, als sie damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun vermeinen ..... Gott schütze den Dichter vor dem Schicksal Lenau's und Hölderlin's!" —

Am 11. August 1849, dem 34sten Geburtstage Kinkel's, erhielt endlich Johanna die Erlaubniß einer kurzen Zusammenkunft mit ihrem Manne. Gottfried durfte mit ihr nur über die Erziehung ihrer Kinder sprechen, und sich überhaupt nur in Gegenwart eines Officiers mit seiner Frau unterhalten. — Ein wissenschaftlicher Aufsatz über „das erste Auftreten des Socialismus in der Malerei," den er in Rastatt vollendete, ist, von den Militairbehörden gänzlich unterschlagen, durch ein „wohlwollendes Geschick" wiedergewonnen, und findet sich im Juliheft der „Deutschen Monatsschrift von Adolph Kolatscheck"

(S. 51—68) abgedruckt. — Auch eine Novelle „die Heimathslosen"*) wußte „Gelegenheit zu finden", aus dem Kerker in's Publikum zu gelangen. Wenn wir bedenken, daß diese Erzählung gedichtet ward, als dem Gefangenen noch das Henkerbeil über dem Haupte hing, so lernen wir in der That den Muth des besiegten Kämpfers nicht geringer anschlagen, als seine in offner Feldschlacht bewiesene Tapferkeit. Wir lernen aus dieser Novelle, daß Gottfried Kinkel auch inmitten der großartigsten Kämpfe nicht versäumt hat, Land und Volk zu studiren, in die Hütten der Armuth hinabzusteigen, und Nahrung gleichzeitig für sein Gemüth wie für seinen Geist zu suchen. Wir haben nicht leicht ein klareres und umfassenderes Bild unserer ganz untergrabenen Zustände und der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform gesehen, als das, welches sich hier (nicht in schreienden, aber in lebenswarmen, naturfrischen Farben) vor unserm Blick aufrollt. Wir begegnen hier dem Fluche katholischer und protestantischer Priesterherrschaft — dem alles Edle zerstörenden oder wenigstens untergrabenden Drucke des Kapitals in seiner ganzen Anmaßung und seiner Unrechtmäßigkeit — der Verwechselung aller natürlichen Begriffe, so daß das Unsittliche für sittlich, das Reine für unrein gilt — der Noth des Armen, den die Gesellschaft ächtet und dennoch verdammt, wenn er, als von ihr ausgestoßen,

*) Erzählungen. S. 371.

gegen ihre verschrobenen Institutionen ankämpft — kurz wir erleben den ganzen Krieg des jungen Evangeliums der socialen Neuwerdung einer gealterten Welt mit der Afterreligion des Absolutismus. Zugleich lernen wir die Wahrheit begreifen, daß gerade der verachtete vierte Stand es ist, auf dem die Zukunft ruht, und so schließt selbst die im Todesaugenblicke sich besinnende Aristokratie mit einem Hoch auf den vierten Stand, auf den Staat, der keine Sklaverei mehr kennt. — Man glaube jedoch nicht, daß diese welthistorischen Fragen in nebelhafter Allgemeinheit abgehandelt werden; nein, sie werden in der Praxis durchlebt, alle Stände und Klassen finden ihre Vertreter, und über Allen steht der Dichter richtend, die Geschicke der Welt abwägend. Auch die Schwächen seiner eigenen Partei nimmt Kinkel nicht in Schutz, er gesteht sie ehrlich zu und tadelt sie streng, aber — er weist ihre Gründe nach, und diese ruhen in ihrem Ausgangspunkt wieder in der totalen Verderbniß unserer gesellschaftlichen Begriffe und Verhältnisse. Klar und bestimmt spricht der Verfasser die Zuversicht aus, daß die Zeit nicht ferne ist, wo die Revolution wiederkommen, und sich durchsetzen wird: „Wie einst in den Katakomben Roms das Christenthum, wie in den tiefen Schachten des Erzgebirges und des Salzkammerguts die neue Lehre Luthers, so verbreiten in unseren Tagen im Dunkel der werdenden Tunnels, unter den Arbeitern sich jene Lehrsätze des jüngsten Weltevangeliums, die klar sind wie das Licht der Sonne, einfach und unumstößlich wie das Zeugniß der Menschen-

seele von Gott, und die das schärfste Siegel ihrer Wahrheit darin an sich tragen, daß ihre Anhänger von den ungläubigen und harten Herzen mit demselben dunkeln Haß verfolgt und gekreuzigt werden, wie die Apostel und Boten der Reformation zu ihrer Zeit. Eine Weltordnung, wie die gegenwärtige, entreißt, eben weil sie auf das Eigenthum falschen Werth legt, grausam das Recht des Eigenthums der großen Mehrheit der Lebendigen; es muß also ein neuer Begriff des Eigenthums in den Geistern der Menschen lebendig werden. Ein starkes Fundament ist schon gelegt in Herz und Gemüth Derer, die bisher für die Niedern und Geringen gehalten worden sind — in Herz und Gemüth der arbeitenden Klassen. Stoßen Sie an mit mir! Auf's Wohl des vierten Standes!"

Noch theilen wir ein Gedicht den Lesern mit, welches Kinkel zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum seines Schwiegervaters — des Gymnasialdirectors Professor Mockel — nach Bonn sandte:

An meinen Vater!

Zum 7. September 1849.

„Heut auf ein halb Jahrhundert
Schaust, Vater, Du zurück,
Und selber still verwundert
Betrachtest Du Dein Glück.
Dir fiel das Loos zu lehren
Die Welt, die sich erneut,
Und drei Geschlechter ehren
In Dir den Meister heut'.

Die Bahn ward angefangen
In wilder Kampfeszeit;
Eh' sie zum Ziel gegangen,
Erneut sich Völkerstreit.
Doch in den schlimmsten Tagen
Blieb treu Dir Ein Gewinn:
Du hast davongetragen
Des Friedens milden Sinn.

Du ließest Andre raffen
Nach Glanz und Ruhmespreis;
Mehr Glück hast Du geschaffen
Durch stillbescheidnen Fleiß;
Du hast in manchem Geiste
Der Bildung Keim gelegt;
Daß er das Größte leiste
Das Kleinste treu gepflegt.

Und drum — welch froh Gedränge
Füllt heute Weg und Strom!
Es faßt der Pilger Menge
Zum Feste kaum der Dom.
Es nimmt der Zug kein Ende,
Ein Jeder drängt sich zu:
Vergessen Kleid und Stände —
Denn Alle lehrtest Du!

Vom Kranz die Stirn umgeben,
Der rüst'gen Arbeit Preis —
So stehst Du heut' im Leben,
Ein hochbeglückter Greis!
Dir blieb im Herzensgrunde
Ein Stachel nur zurück:
Das ist die tiefe Wunde
Um mein zerstörtes Glück!

Ich weiß ja Deine Treue,
Die Deinem Sohn Du hegst,
Wie Du um mich auf's Neue
Tagtäglich Leide trägst.
Von allen meinen Schmerzen
Das Bitterste ist Dies,
Daß Deinem treuen Herzen
Ich diese Wunde riß.

Nicht sind's des Blutes Triebe,
Was uns zusammenband:
Du hast aus freier Liebe
Mich Deinen Sohn genannt.
Das Höchste, was ich habe,
Mein Weib — Du gabst es mir,
Und hast mit dieser Gabe
Mich eingepflanzt bei Dir.

Doch, Vater, laß Dein Trauern,
Schau heute froh zum Licht!
Trotz meiner Kerkermauern —
Geschieden sind wir nicht!
Mein Sehnen wird gelinder,
Und sanfter wird mein Harm:
Ich weiß ja meine Kinder
In Deinem treuen Arm!

Dich schau' ich durch die Fernen,
Wie Du den Knaben lehrst,
Und ihm das erste Lernen
In heitres Spiel verkehrst.
So wunderholde Güte
War stets ja Deine Art;
Du schonst des Geistes Blüthe,
Und sei sie noch so zart.

Wie schon der kleinste Bube
 Die Aermchen nach Dir streckt!
Wie in der Arbeitsstube
 Der Mädchen Paar Dich neckt —
Die Aeltre, hold von Launen,
 Mit Augen blau und mild,
Die Jüngste mit den braunen
 Mein feurig Ebenbild!

So laß denn in den Meinen
 Sich Dir mein Bild erneun;
Dein Alter laß die Kleinen
 An meiner Statt erfreun!
Und wenn sie heut' Dich ehren
 Mit Band und Blumenstrauß:
Dann presse mein Entbehren
 Dir keine Thräne aus!

Die Muse schirmt den Dichter,
 Der Prachtgewänder spinnt;
Oft wurden herbe Richter
 Durch Lieder mild gesinnt.
Es hat manch kühner Sänger
 Gezähmt des Lehnsherrn Zorn:
Drum gräme Dich nicht länger —
 Denk' an Bertran de Born!

Die Kugel, welche fehlte
 Mein Haupt in Streitesnoth,
Sei Dir ein Pfand: mich wählte
 Zur Sühne nicht der Tod.
Drum banne heut' die Sorgen
 Um Deines Sohnes Loos —
Mein Schicksal ruht geborgen
 In guter Götter Schooß!" —

Der 12. October brachte der Welt die entsetzliche Nachricht, daß im neunzehnten Jahrhundert ein Deutscher Dichter, einer der Edelsten seiner Nation in der grauen Züchtlingsjacke zum Spulen verdammt sei:

„In einem öden Winkel,
Da wird er eingeschult,
Im Zuchthaus sitzt der Kinkel,
Im Zuchthaus sitzt er und spult.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Sind gern bei Hofe gesehn —
Der Kinkel muß im Staube
Das Spinnrad fleißig drehn.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Die blieben ja hübsch zu Haus —
Den Kinkel trieb sein Glaube
Zum Freiheitskampf hinaus.

Ihm hat das Herz gefluthet
Für Deutschlands Ruhm und Ehr',
Ihm hat das Haupt geblutet,
Vom Blei getroffen schwer.

Das ist des Dichters Verbrechen,
Daß er für die Freiheit stritt!
Das ist des Dichters Verbrechen,
Daß er für Deutschland litt!

Im Zuchthaus sitzt er, im Winkel,
Wer weiß: ob kurz? ob lang?
Ein Lorbeer wächst dem Kinkel —
Und seinen Henkern ....“*)

Wir gehen über diese ganze Zeit des Elends hinweg, und bemerken nur, daß (außer der von dem Zuchthausdirektor gelesenen Correspondenz mit seiner Frau) dem Gefangenen jede geistige Thätigkeit versagt war. Ein besonderer Kabinetsbefehl verpflichtete den Direktor sogar: darüber zu wachen, daß Kinkel „nie Gelegenheit erhalte, Etwas zu thun oder zu schreiben, welches Veranlassung werden könnte, daß sich seine Lage verändere.“ Dachte man etwa an Bertran de Born? Dann vergaß man jedenfalls, daß Friedrich Wilhelm IV. mehr als einmal den Ruf der Dichter verachtet hat! Die unterirdischen Kerker, die ungewohnte Tracht, das harte Lager hatten bald rheumatische Leiden zur Folge, welche Vorboten der Gicht schienen und bewirkten, daß Kinkel vor Schmerz oftmals kaum liegen und schlafen konnte. Doch wir bedürften eines dritten Bandes, wenn wir all' die Schmach künden sollten, welche die Preußische Regierung auf das Haupt des niedergeworfenen Gegners zu häufen sucht, um ihn

*) Todtenkränze, niedergelegt auf die Gräber unserer Helden von Carl Heinr. Schnauffer. 2. Aufl. S. 60 ff.

langsam und kalt hinzumorden. Sein dunkles Haar ist in Jahresfrist grau, seine Wange hohl und bleich geworden — aber sein helles Auge sprüht noch wie sonst, und sein Geist blieb stark! — Wie sehr Johanna seine Schmerzen mit ihm theilt, zeigen uns folgende Strophen:

Gute Nacht!

An Gottfried.

„Still ist's um mich. Es naht die Mitternacht,
Des Tages helle Farben sind erblichen.
Des Glückes Bild, das lange schon entwichen,
Taucht auf vor meinem Sinn in Lenzespracht.

Die Lampe fass' ich wieder, die Dein Arm
Einst vor mir hertrug um dieselbe Stunde,
Wenn Hand in Hand wir machten unsre Runde
An unsrer Kinder Bettchen lieb und warm.

Noch ruhen sie, wie damals sie geruht:
Aus ihren Mündchen, wie aus frischer Blume,
Weht leis der Unschuld Hauch im Heiligthume,
Und auf den Wänglein spielt der Rosen Gluth.

Doch — ach, der Vater schmachtet fern, o fern!
Und wie im Schacht herauf von dem Juwele
Ein Glänzen steigt, blickt aus dem Grund der Seele
Ihn ewig an der Kindlein Augenstern.

Wohl nie hat Der in Kindesaug' geschaut,
Der so entriß den Vater seinen Sprossen,
Und eng mit Eisengittern ihn umschlossen,
Wohin nicht dringt der süßen Stimmchen Laut.

Doch ob nicht Blick noch Ruf ihn mehr erreicht —
Zu ihm in seine kalten Kerkerräume
Des Weibes und der Kinder Sehnsuchtsträume
Ziehn wie auf Geisterschwingen kühn und leicht.

Gut' Nacht, Du treuer Mann, schlaf' friedlich ein!
Es sei'n mit Dir der Deinen traute Bilder,
Und um Dein Ohr ein Lied der Heimath, milder
Als Kettenklirren, rausche Dir vom Rhein!

Balsamisch säusle der Erinnrung Chor
Um Deine Schläfen, bis mit Donnerklängen
Der liebste Dir von allen Erdensängen
Einst triumphirend sprengt Dein Eisenthor!“

3.

Für Gottfried Kinkel!

Bonn, 29. April 1850.

„Ich sah einmal in Rom einen Verurtheilten durch die Straßen führen. Es war in den letzten Monaten von Gregors XVI. glorreicher Herrschaft. Das an den Straßenecken angeschlagene Urtheil lautete: la galera per la vita e dieci anni dopo la morte! Gefängniß bis zum Tode und zehn Jahre darüber hinaus! Ein alter gutmüthiger Bettelmönch gab mir über den Zusatz „zehn Jahre nach dem Tode“ Auskunft. „Dieci anni dopo la morte,“ Das will sagen, erklärte er, daß für den armen Sünder auch dann keine Verkürzung seiner Strafzeit zu hoffen ist, wenn für alle andern bei gewissen Gelegenheiten allgemeine Erlasse von einigen Jahren oder sonstige Gnadenakte erfolgen.

„Daran nun, an dieses dieci anni dopo la morte, mußte ich denken bei der Nachricht, daß heute Gottfried Kinkel, der schon auf Lebenszeit Verurtheilte, noch einmal vor den Assisen in Köln erscheinen und

Leben und Freiheit, die er nicht mehr hat, vertheidigen muß. Ich mag nicht hinüberfahren, um das Klägliche zu sehen, daß das Gesetz einen Todten noch einmal zu tödten versucht. Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zerren, kommt mir vor wie Leichenraub. Vielleicht irre ich indeß. Vielleicht ist das Recht menschlicher als die Gnade, und fordert sein schuldiges Haupt für das Beil. Vielleicht erinnern sich die Richter des betreffenden Dichterwortes, das bei der Gnade nicht Erhörung fand:

„Man soll nicht sagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weiheborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade.“

„Kinkels Gattin traf ich nicht daheim. Sie ist hinüber nach Köln, um wenigstens im Saale des Gerichts das Glück zu genießen, den geliebten Mann wiederzusehen, den man ihr in den Kerkern von Naugard lebendig begraben hat.

„Ihre vier Kinder, deren jüngstes noch auf den Armen der Wärterin, das vollkommenste Ebenbild des Vaters, sind in der treuen Obhut der Großeltern in Bonn zurückgeblieben. Als ich in dem kleinen Hause in der Josephsstraße mich dem ehrwürdigen Paare und seinen verwaisten Enkeln gegenüber befand, als ich die Züge dieser vier harmlosen Kindergestalten sah, denen menschliche „Gnade“ für ewig den Vater entrissen hat, da fühlte ich, welch ein Unterschied es sei, das Schicksal in realer Wirklichkeit mit leiblichen Augen zu schauen,

von dem man bisher nur gehört und gelesen. Da gedachte ich, daß einst Joseph den Brüdern, die ihn verkauft hatten, verzieh, als er sie flehend vor sich knieen sah, und daß der Sohn Maria's am Kreuze bat für seine Richter und Henker! . . .

„Erhebend ist die Standhaftigkeit, mit welcher das greise Elternpaar das Geschick erträgt, welches ihr hohes Alter in dem geliebten Tochtermann getroffen. Wie ich sie so vor mir sah, aufrechten Hauptes, ungebeugten Sinnes, voll ruhiger Ergebung alle Liebe den unmündigen Kindern ihres Gottfried zuwendend, welche heiter und harmlos ihre Knie umspielten, da fühlte ich mich selbst erhoben und gestärkt durch solchen Lebensmuth, der alte Herzen jung macht und die zitternde Hand der Greise kräftigt, daß sie der Jugend zur Stütze dienen kann. Das erste Wiedersehen Johanna's und ihres Gatten ist erschütternd gewesen. Sie hatte die Erlaubniß erhalten, ihn mit dem ältesten Kinde, einem Knaben von sechs Jahren, zu besuchen. Man hatte ihm die Reisekleider wieder genommen und den unglücklichen Mann auf's Neue in die Züchtlingsjacke gesteckt. Die lange Kerkerhaft, die schlechte Nahrung, die Entwürdigung seines ganzen Menschen hatten ihn welk und schlaff und stumpf gemacht. Er besaß nicht einmal mehr die Kraft, die Wohlthat eines vollkräftigen Schmerzes zu empfinden, Nur ein paar Thränen drängten sich ihm in die Augen. als er zum ersten Male sein Weib und sein Kind wiedersah. Das Kind erkannte den Vater erst, als es seine Stimme hörte. So hatte ihn die Züchtlings-

tracht, das rasirte Gesicht und das kurzgeschorne Haar verändert. Es starrte verwundert seine kurzen Hosen und groben Züchtlingsstrümpfe an, und vermochte gar nicht zu glauben, daß sein Vater diese Kleider tragen müsse. „Mir hat der Papa eine Puppe versprochen“, sagte die kleine vierjährige Johanna, „und er hat gesagt, sie soll so groß sein wie ich, wenn es auch lange dauert.“ Die Thränen kamen mir in die Augen bei diesen Worten. Kann denn ein Mensch, der Dies hört und sieht, sein Herz versteinern? O ich fühlte es, und hätte der Vater dieser Kinder mir den eignen Bruder erschlagen, ich könnte nicht Rache an dem Ueberwundenen, Wehr- und Waffenlosen nehmen, den sein Geschick in meine Hand gegeben, könnte ihn nicht seinem Weibe und seinen Kindern rauben, — und für ewig! Nein! Thut was Ihr wollt und könnt. Ihr habt die Macht und darum das Recht: standrechtet und erschießt Eure Gegner, die für ihr Recht und ihre Ueberzeugung gegen Euch aufgestanden! Laßt Eurem Rechte seinen Lauf, laßt die Welt zu Grunde gehen, damit auf ihren Trümmern die Justitia mit blutigem Schwert allein throne — thut Alles, aber fälscht nicht den höchsten Abglanz der Gottheit, sprecht nicht von Gnade, wo Ihr den Menschen vom Tode durch den Strang „erlöset“, um sein Gehirn mit Euren Kugeln zu verspritzen, oder wo ihr an die Stelle des befreienden Todes ewiges Gefängniß setzet. Bedenkt, daß nur für gemeine Seelen „das Leben“ unter allen Umständen „der Güter höchstes“ ist, daß Ihr selbst Euch entwürdigt durch solche Schätzung.

„Alle Strafe ist zuletzt Nothwehr. Wohlan denn, vernichtet Euren Feind, wenn Ihr könnt. Aber entwürdigt ihn nicht. Nehmt ihm nicht sein menschlich Selbstgefühl durch unwürdige Behandlung, stumpft nicht seinen Geist, zerbrecht nicht seinen Mannessinn, macht nicht aus Eurem Gefangenen einen matten Blödsinnigen, indem Ihr den geistesadligen Kämpfer für seine Ueberzeugung gleich behandelt der verwüsteten Bestialität eines ergrauten Diebes oder eines verhärteten Mörders. Gottfried Kinkel, der besiegte politische Gegner, der „Rebell“ gegen Preußens König, aber der gehorsame Unterthan der souverainen Deutschen National-Versammlung — der Mann von fleckenlos reinem Leben, von kindlichem Herzen, der Idealist, der hingerissen vom Drange eines großen welthistorischen Moments Weib und Kind verließ, der Alles opferte und der Freiheit nachfolgte — mögt Ihr es Irrthum, Sünde, Verbrechen nennen — aber den Mann zu dem Geschicke eines Diebes und Mörders „begnadigen“ — wenn Ihr dazu ein göttlich Recht zu besitzenm eint, dann wendet sich jedes Herz grausend ab von solchem Rechte und von solcher Gnade. Ihr nennt Euch Christen! Wohlan denn! Nie gab es eine Zeit, wo die Worte mehr Wahrheit hatten, welche da sagen: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms!“ und wo sich die „Christen“ Dessen zu erinnern hätten, der da beten lehrte:

„Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“

Adolf Stahr.“

Als der lebenslänglich Verurtheilte und zum zweiten Mal auf den Tod Angeklagte die äußere Halle des Justizgebäudes betrat, empfing ihn ein donnernder Zuruf aus dem Munde des Volkes. Kinkel wandte sich rasch, und grüßte freundlich nach allen Seiten. Dann schritt er stolz und ungebeugt in das Gerichtszimmer, und nahm ruhig umschauend auf der Bank der Angeschuldigten Platz. Hier saß ein Mann, der eben erst den Qualen eines über ihn verhängten kriegsgerichtlichen Urtheiles entgangen, ein Mann, der den noch grausigeren Qualen eines einsamen Gefängnisses mit entwürdigender, Geist und Herz tödtender Arbeit auf ein paar Tage entrissen war, um ihnen in der nächsten Woche wieder überliefert zu werden. Jedes seiner Worte, das sah er voraus, würde von Denen, die rücksichtslos und maaßlos über sein Geschick entscheiden konnten, auf die Wage gelegt werden; ein halbverschleiertes, demüthiges, reuiges Zugeständniß mußte die Qualen seines Gefängnisses mildern, dessen Thore vielleicht in Kürze öffnen und ihn, gebrochen und zerknickt, in Gnaden wieder in's öffentliche Leben zurücksenden. Dagegen der ruhige Stolz, die männliche Würde, das unzerstörte Festhalten an seinem Princip mußte sein Gefängniß nur um so fester schließen, seinen trostlosen Zustand nur noch trostloser machen. Schlachtentod ist Kinderspiel gegen Dies einfache klare Glaubensbekenntniß, welches der gefangene Kinkel von der Tribüne des neuen Inquisitionsgerichtes herab seinen Gegnern verkündete! *)

*) N. Deutsche Ztg. vom 11. Mai 1850.

Die Akten des ganzen Processes sind ausführlich in der „Westdeutschen Zeitung“ *) mitgetheilt; wir verweisen deßhalb füglich auf die dort enthaltenen Berichte **) und geben nur die Vertheidigungsrede Kinkels selbst, welche er am 2. Mai 1850 — also fast ein Jahr nach seiner Gefangennahme — mit klangvoller Stimme sprach:

„Meine Herren vom Hofe!

„Meine Herren Geschwornen!

„Das Verbrechen dessen man uns anklagt, ist ein politisches und darf nur vom politischen Standpunkt gewürdigt werden. Gestatten Sie mir einen Blick auf die Weltlage, in der wir uns heute vor einem Jahre befanden. Ich werde kurz sein, denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre, der Patriotismus standen, darüber hat bereits die Geschichte abgeurtheilt.

„Durch die Märzrevolution errang das Deutsche Volk die Souverainität. Alle übrigen Rechte, die man uns bewilligte, waren nur Ausflüsse davon. Man gab uns freie Presse, Verein und Versammlung, damit der Volkswille ruhig discutirt und klar hingestellt, man gab uns Kammern, damit er zu Gesetzeskraft erhoben würde. Die allgemeine Volksbewaffnung gab das Mittel

*) No. 102 — 108.

**) Während des Druckes erhielten wir die vollständigen Akten des Kinkel'schen Processes, welche bei W. Sulzbach in Bonn erschienen sind. Wir verweisen vorzüglich auf diese Redaction der sämmtlichen Proceßakten.

uns in die Faust, diese Souverainität für alle Zeiten zu garantiren. Am Unzweideutigsten aber sprach dies Princip sich darin aus, daß für viele der kleineren Staaten, für Preußen, für Deutschland constituirende Versammlungen aus einem ganz demokratischen Wahlgesetz hervorgingen. Als höchste Spitze dieser Volkssouverainität erschien die Frankfurter Nationalversammlung; daß sie souverain sei, Das hat im Sommer 1848 unter uns die ungeheure Majorität behauptet, so daß man wohl sagen kann: das ganze Volk war davon überzeugt. Auch von Ihnen, meine Herren Geschwornen, jetzt meine Richter, hat sicher Niemand daran gezweifelt. Sie wissen, wie gemäßigt diese Versammlung verfuhr. Sie kennen den Versuch, den sie machte, um die Freiheitsforderungen der Nation mit der mächtig wiederhergestellten Fürstenmacht zu vereinigen. Man schuf uns eine Deutsche Magna Charta in den Grundrechten, aber zum Schirmherrn dieser Magna Charta wählte man unter dem Titel eines Kaisers den König von Preußen; denn am 28. März hatte er für sich und sein Kriegsheer die Deutschen Farben angelegt und an die Spitze der Deutschen Einheit sich gestellt. Die Durchführung dieses Gedankens war die letzte Rettung für die großen Hoffnungen, welche der heilige März in unserer Brust geweckt hatte; in der Einheit des Volkes lag alle Heilung der großen Deutschen Schmerzen, lag die Möglichkeit, auch der Armuth durch einen großen Schwung des ganzen Volkslebens mälig zu

helfen. Diese letzte Hoffnung, friedlich in eine helle Zukunft einzugehen, durfte das Volk nicht fallen lassen.

„In diesem Momente befand ich mich als Volksvertreter in Berlin. Beide Kammern bemächtigten sich der Frage, beide trugen darauf an, daß der König die Kaiserwürde und die Reichsverfassung annehmen möge. Ich selbst, meine Herren, habe mit wenigen entschlossenen Männern der Opposition dagegen gestimmt: die Erschaffung einer neuen Krone im 19. Jahrhundert erschien mir als ein Anachronismus, eine Verfassung, die zehn Millionen deutscher Brüder in Oestreich vom Reiche ausschloß, genügte mir nicht, und da die Regierung bereits deutlich genug die Gabe des Volks abgelehnt hatte, schien es mir als des von mir vertretenen Rheinischen Wahlkreises unwürdig, um die Annahme einer Kaiserkrone nachträglich nochmals zu betteln. Aber in der Laufbahn des Parlamentskämpfers giebt es Momente, wo er sich freut, in der Minorität zu bleiben. So war auch mir jener Tag ein freudiger, als die Majorität sich für die Annahme entschied, denn mein Nein, da unsere Stimme ja doch kein Gewicht mehr hatte, war nur ein principielles gewesen. Wohl konnte jene Verfassung keine der Parteien völlig befriedigen, aber sie erschien als ein nützlicher Compromiß zwischen beiden und brachte uns an das nächste, an das am heißesten angestrebte Ziel unserer Revolution. Wenn Preußen im offenen Bunde mit dem Volkswillen muthvoll auf dem Wege des Fortschritts sich hielt, wenn es sein tapferes Heer für die Reichsverfassung statt gegen sie in den

Kampf führte, so war keine Macht stark genug, die Verschmelzung Deutschlands zu hindern.

„Aber die Krone gab nicht nach. Die zweite Kammer wurde aufgelöst; damit schwand die Hoffnung einer parlamentarischen Verständigung mit Frankfurt, damit schwand auch die Hoffnung auf friedliche Durchführung einer socialen Reform; denn bei dem neuen Wahlgesetz, wie es vorauszusehen war und auch wirklich gekommen ist, konnte der arme Mann nicht mehr seine Vertreter unter die Gesetzgeber erwählen. Es war die letzte Krise: die Vereinbarung war vorüber, und wollte das Volk nicht Alles einbüßen, was 1848 errungen war, so blieb ihm nur der Appell an die Waffen. Und wirklich, es erhob sich in Waffen das ganze Vaterland. Gegen diese Erhebung rüstete Preußen, seine Landwehr stellte sich nicht. In diesem Augenblicke griff auch ich zur Muskete, denn es schien mir Recht, es schien mir Pflicht, zur Muskete zu greifen, und Ihnen, meinen Richtern, gegenüber erkläre ich auch jetzt: ich glaube Recht gethan zu haben.

„Meine Herren! Von meinem Charakter glaubte ich nicht vor Ihnen sprechen zu müssen. Das große Unglück, das auf meinem Haupte ruht, würde mich, so hatte ich gehofft, vor Angriffen schützen, die Das nöthig machten. Es ist nicht geschehen. Der erste Zeuge, dem Sie vor diesen Schranken Ihre Geduld schenkten, zwingt mich, von mir zu reden. Sie haben Thatsachen von ihm erwartet, da seine Beamtenstellung ihm eine genaue Kenntniß Dessen abfordert, was in seiner Stadt

vorgeht; statt Dessen hat er sich herbeigelassen, Dreien von uns ein moralisches Armuthszeugniß auszustellen. Er hat mir Eitelkeit als Beweggrund meines politischen Handelns vorgeworfen. Das konnte mich nicht wundern. Noch nie ist ein Mann von idealem Streben von ähnlichen Urtheilen der Dutzendcharaktere verschont geblieben, die an seine Beweggründe den Maaßstab ihres eigenen Handelns anlegten. Nun giebt es Männer der Idee, denen die ganz ordinairen Beweggründe freilich sich nicht unterschieben lassen: ein Neujahrs-Gratificatiönchen, ein neues Titelchen zu dem alten Titelchen, ein Lächeln des Vorgesetzten — da muß dann, weil Gewinnsucht nicht paßt, Ehrgeiz oder gar Eitelkeit herhalten. Mir ist Das nicht einmal neu, und jedenfalls ist es der Widerlegung nicht werth: über meinen Charakter mag die Nation richten, und ich glaube, sie hat schon gerichtet. Aber jener Erstaunliche, der vor Ihnen, meine Herren Geschwornen, so bereit und zudringlich sich auf den Richterstuhl setzte, um nicht bloß über unsere Charaktere, sondern auch, wie er bei meinem geehrten Freunde Meier gethan, über unsre Geistesfähigkeiten!!! abzuurtheilen — Eins hat Dieser neu erfunden: er ist meines Wissens der Erste, der an meiner Aufrichtigkeit und der Selbstständigkeit meiner Gesinnung zweifelt. Diese Aufrichtigkeit ist selbst von meinen Kriegsrichtern in Rastatt ehrenhaft anerkannt worden: auch Ihnen will ich den vollgültigen Beweis derselben ablegen. Ja, meine Herren, ich bekenne mich noch heute zu meiner Handlungsweise vom vorigen Mai, ich glaube, daß ich

gethan habe als ein Mann von Ehre. Ich bin Socia-
list: nicht erst in Folge der Revolution wurde ich es,
wie jener Zeuge behauptet, ich war es von Natur, denn
seit ich denke und empfinde, hat mein Herz sich zu den
Armen und Unterdrückten in meinem Volke gehalten,
und nicht zu den Reichen und Gewaltigen dieser Welt.
Und weil ich Socialist bin, darum bin ich Demokrat,
denn ich glaube, daß seine eigenen tiefen Wunden nur
das Volk selbst zu empfinden, zu reinigen und zu heilen
vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den
demokratischen Staat für die einzige und gewisse Mög-
lichkeit halte, das Elend aus der Welt fortzuschaffen,
darum glaube ich auch, daß wenn einmal ein Volk
demokratische Einrichtungen erobert hat, dies Volk das
Recht nicht allein, sondern die Pflicht besitzt, diese Ein-
richtungen bis auf den letzten Mann und mit allen
Waffen, also zumeist auch mit der Kugel und dem scharfen
Stahl, zu vertheidigen. In diesem Sinne bekenne ich
mich für das Princip der Revolution, für welches seit-
dem auch mein Blut geflossen ist, und noch heute, ganz
der Gewalt der Gegner hingegeben, noch heute be-
kenne ich mit den bleichen Lippen des gefange-
nen Mannes mich zu diesem Princip. Und da-
rum auch glaube ich, daß ich damals sammt den Freunden
an meiner Seite recht gehandelt habe, als ich den
Kampf aufnahm, und die höchsten Opfer ihm brachte.
Denn uns winkte ein großes Ziel: hätten wir gesiegt,
so retteten wir unserm Volke den Frieden mit sich selber,
die Einheit des Vaterlandes, diesen Grundgedanken der

Deutschen Revolution, und in ihr den Schlüssel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe.

„Meine Herren, wir haben nicht gesiegt. Das Volk hat diesen Kampf nicht durchgesetzt, hat uns, welche ihm voraufgingen, verlassen. Die Folgen fallen auf unser Haupt. Die nächste Folge ist die Schmach dieses verfehlten Unternehmens. Wir nehmen Sie auf uns, diese Schmach, dieses Lächeln des Spottes, das mehrfach bei den Verhandlungen dieser Tage aufgeblitzt ist. Wir, obwohl unsern persönlichen Muth kein leisestes Zeugniß verdächtigt hat, tragen für unsere Partei die unvermeidliche Schande, daß auch feige Gesellen sich an uns anschlossen. Wir wissen es ja, daß jeder großen herannahenden Geschichtsthat kleinere Vorspiele voraufgehen müssen, welche mißlingen und neben dem Unglück auch den Spott auf Diejenigen werfen, die in ihnen handelnd aufgetreten sind. Eins aber halte ich in dieser Sache für keine Schmach, und darin muß ich dem Herrn Staatsprocurator widersprechen. Mit einer Zartheit, die mich ihm zum Danke verpflichtet, hat er als den Grund, warum ich vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit vor dem Hofe zu meiner That mich hätte bekennen mögen, die Beschämung angegeben, die mich erfüllen müsse, wenn ich mich als Complicen mit einem Manne von der geringen Bildung und dem Rufe Bühl's erklären solle. *) Nein, meine Herren, Das ist für mich

*) Der Zeuge Schlönbach hatte ausgesagt: „Bühl sei früher einmal des Diebstahls angeschuldigt und freige-

keine Schmach, daß der Proletarier seine Hand in die meinige schlägt!

„Ob Das wahr ist, was der Zeuge Schlönbach von ihm aussagt — ich weiß es nicht und will daher dem Zeugen nicht entgegentreten, der bei seiner genauen Bekanntschaft mit diesen Sachen leicht besser weiß, was im Hause des Mannes vorgeht, als der Mann selber. Ich weiß nur, daß Bühl durch die jahrlange Haft Alles verloren hat und Nichts, gar Nichts in die Freiheit mitnimmt, als seine arbeitgewohnten Hände. Das dünkt mich ein Unschuldszeugniß. Aber wäre selbst jener Vorwurf wahr, so würde ich immer noch mich nicht schämen: denn mich schrecken selbst die Eiterbeulen des Proletariats nicht ab, weil ich weiß, daß nicht die Armuth

---

sprochen worden; auch hieße es in der Stadt, daß er Vorsteher eines heimlichen Bordelles sei." Die N. Dtsch. Ztg. bemerkt zu dieser Stelle: „Wirklich, Wer gerecht sein will, er gehöre zu welcher Partei er wolle, frage sich, ob es menschlicher und erhebender war: wie Kinkel dem Geschmähten die Hand zu reichen und sich zu ihm zu bekennen, oder die heimliche Schmach eines armen Mannes (die nicht einmal erwiesene Schande; denn Viele halten diese Nachrede für baare Verleumdung) vor aller Welt auf der Tribüne zu proclamiren? Wie perfid zeigte sich die aristocratische Partei auch hier! Jene Häuser der Schande sind nur in ihrem Interesse errichtet, bestehen vorzugsweise durch sie, und sie wirft es den Reinen vor, daß sie sich durch Heilung des Proletariats beflecken!" — „Ja, so ein Wort, das bessert die Armen!" rief ein Mann laut, als Kinkel auch die „Eiterbeulen des Proletariats" auf sein Haupt lud!

selber für ihre Eiterbeulen verantwortlich ist. Nie ist eine Weltidee dadurch geschändet worden, daß die Zöllner und Sünder sich zu ihr bekannten. Darum drückt sie uns nicht, diese Scham um die Flecken unserer Partei: aber eine andere Frage ist's, die vor diesen Schranken entsteht. Sind wir nun strafbar, nachdem wir nicht gesiegt haben, strafbar nach diesen Artikeln des Code pénal von Napoleon?

„Fürwahr nein, meine Herren! Jene Artikel finden auf die Staatsverhältnisse von 1849 keine Anwendung. Sie wurden Gesetz unter einer militairisch-absoluten Monarchie: eine Nationalgarde kannte das Napoleonische Frankreich nicht. Wir aber besaßen die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, und nur in dem Sinne konnte unsere Bürgerwehr eine Bedeutung haben, daß sie nicht Sonntags Parade spielte, sondern mit den anvertrauten Waffen die Volksrechte schützte gegen jeden Angriff von oben. Und Das war es, was wir thun wollten: von den Verbrechen jener Artikel lastet keines auf uns. Man sagt zu uns: Ihr wolltet die bestehende Verfassung umstürzen. Welche Verfassung meint man? Die neue Preußische? Wem von uns ist das eingefallen? Oder die Frankfurter? Diese zu schützen, zogen wir aus. Bei Ihrem Gewissen, meine Herren, sind wir es gewesen, die Attentate auf die Verfassungen gemacht haben? Aber den Bürgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt Das zu behaupten? Wer will es leugnen, daß durch eine Erhebung des ganzen Volkes in Waffen, aber eine großartige friedliche Erhebung,

die Krone auch ohne Bürgerkrieg auf den Weg des Fortschritts gedrängt werden konnte? Ja, wenn Das alles wahr wäre, was die Anklageacte uns Schuld giebt, wenn wir uns verschworen hätten, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, wenn wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu stürmen, wenn wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer solchen Erhebung, dann, selbst dann würden wir nach einer Niederlage wohl Unglückliche sein, aber Strafbare keineswegs: wir hätten es gethan, nicht um eine Verfassung umzustürzen, sondern eine wankende zu halten; wir hätten es gethan, nicht um den Bürgerkrieg zu wecken, sondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iserlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die Deutschen Schützen auf dem Thurme von Durlach, und der in seinen Folgen Dortu zur Kugel, Corvin zum Spinnrade verurtheilte. Wie es geworden ist im Vaterlande, weil wir nicht siegten, Das sehen Sie! Wenn wir aber siegten in diesen Kämpfen — bei Gott, meine Herren, statt des Fallbeils, mit dem heute ein Rheinischer Staatsprocurator im Bunde mit dem Gesetz des Französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt!

„Nun aber ist Das alles nicht geschehen, hat nicht geschehen können durch uns, und selbst nach dem Buchstaben des Strafgesetzbuches sind wir schuldlos. Die Herren Vertheidiger haben die Thatsachen bereits in's hellste Licht gestellt, wie diese aus den Zeugenaussagen

sich ergeben: ich werde nicht mehr in ermüdendes Detail eingehen, denn ich bin überzeugt, daß schon ehe ein Wort von dieser Seite gesprochen wurde, alle Beweise gegen uns vor Ihrem klaren Verstande in ihr Nichts zerronnen waren. Nur auf Eine Thatsache will ich noch aufmerksam machen. Vor tausend Menschen haben wir an jenem Tage, in jener Nacht geredet und gehandelt. Man hat aus jenem Tausend über dreihundert Personen vernommen, und die Verhandlungen dieser Tage werden Ihnen mehr als einmal den Beweis geliefert haben, daß der Bonner Instruktionsrichter ein Mann ist, der seine Pflicht im weitesten Sinne zu erfüllen versteht. Aus diesen Zeugen hat man die zumeist gravirenden ausgesucht und gegen uns aufgestellt und Sie haben es mit Ihren Ohren gehört, daß auch nicht ein einziger Zug, der einen wirklichen Beweis gegen uns enthielte, von zweien dieser Zeugen gleichmäßig erzählt und vereidigt worden ist! Was sagen Sie dazu, meine Herren? Ist es erhört, auf solchen Moorgrund gegen einen Bürger eine dreifache Anklage zu stellen, deren jede auf ein Todesurtheil zielt? Ich verschwende an diese Sache kein Wort mehr: ich habe nicht einmal Veranlassung, aus dem ernsten Tone der Rüge in einen sanfteren überzugehen und an Ihr Herz mich zu wenden. Das Einzige, wovon ein Schein übrig bleibt, ist: daß ich Bürger zur Bewaffnung aufgereizt hätte. Ich will es Ihnen sagen, wie es mit dieser Aufreizung ging: ich sage es Ihnen gerne, weil in meinem Handeln dies Eine zweideutig scheinen könnte, daß ich von einem

Unternehmen, in das ich selbst mich stürzte, Andere eher abzuhalten suchte. Mit voller Schärfe steht jener zehnte Mai noch vor mir: denn dieser Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all meinem Lebensglück schied, er ist mit den glühenden Nadeln des Schmerzes in meine Seele gegraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück vom Herzen weg: doch um 5 Uhr stand in mir noch kein Entschluß fest. Ich ging in die Universität, ich hielt ruhig und gelassen wie immer meine Vorlesung: es war meine letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düsseldorf: sie schlugen zündend in meine Brust, ich fühlte, daß für mich die Stunde dasei, wo die Ehre gebot, zu handeln. Aus der Versammlung ging ich nach meiner Wohnung, um Abschied zu nehmen. Ich nahm Abschied von dem Frieden meines Hauses, von dem Amte, das zwölf Jahre mich beglückt, das ich zwölf Jahre, wie ich glaube, treu verwaltet hatte, ich nahm Abschied von dem Weibe, an dessen Besitz ich schon einmal meine Existenz gesetzt, Abschied von meinen schlafenden Kindern, die nicht träumten, daß sie in dieser Minute einen Vater verloren. Aber als ich nun über die Schwelle trat in die dunkelnde Straße, da sprach ich zu mir: „Du durftest diesen Entschluß fassen, denn welches auch seine Folgen sein mögen, Du weißt es, daß der Trost der Idee und der Ueberzeugung Dich niemals verlassen kann: aber einen andern Gatten, einen andern Vater hast Du kein Recht, mit fortzureißen in den gleichen furchtbaren Entschluß!“ In dieser Stim-

mung betrat ich die Rednerbühne, in dieser Stimmung mahnte ich Jeden ab, dessen Herz nicht fest sei wie das meinige — und aus dieser Rede macht die Anklage eine unmittelbare Aufreizung! Glauben Sie nicht, meine Herren, als wolle ich durch Rührung Sie überraschen, Ihr Mitleiden erwecken. Ja, meine Herren, ich weiß es, und die Begnadigungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr Schuldig ein gewisses Todesurtheil in sich schließt: aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid nicht. Nicht für meine Mitbeschuldigten, denn Diesen sind Sie nicht Mitleiden, sondern eine Genugthuung schuldig für die lange unverdiente Haft. Nicht für mich, denn so unschätzbar mir Ihre Theilnahme als Bürger und Männer ist, so wenig hat Ihr Mitleiden für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, sind so furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht schrecken kann. Man hat über das Maaß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft gesteigert durch die grauenvolle Einsamkeit der Isolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde dringt. Man hat einen Deutschen Schriftsteller und Lehrer, der in mehr als Einer Brust die Flamme des Geistes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilsames Herz dazu verdammt in seelenloser Zwangs-Arbeit, in Versagung aller geistigen Hülfsmittel langsam hinzusterben. Der Giftmischerin, dem Raubmörder, dem entsetzlichen gräulichen Verbrecher, sobald einmal über seinem Haupt das Wort der Begnadigung erscholl, wird es vergönnt, die Luft

seines Rheinlandes zu athmen, das Wasser seines grünen Stromes zu trinken — o diese vierzehn Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit schon Luft und Wasser der Heimath sind! Mich aber hält der ferne, trübe, kalte Nord, und nicht einmal hinter dem Gitter ist es mir vergönnt, die Thränen meines Weibes zu sehen und in die Aurikelaugen meiner Kinder zu blicken! Ich begehre Ihr Mitleiden nicht, denn wie scharf Ihr Spruch, wie blutig dieses Gesetzbuch sei, Sie können mein Loos nicht gräßlicher machen, als es ist. Der Mann, den man vor diesen Schranken der Feigheit zu zeihen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in seinen verschiedensten Gestalten so oft, so nah, so kaltblütig in's Auge gesehen, daß auch die Guillotine ihn nicht besonders mehr erschüttert. Ich will Ihr Mitleiden nicht: Aber mein Recht verlange ich von Ihnen, mein Recht wälze ich auf Ihr Gewissen, und weil ich weiß, daß Sie, Bürger Geschworne, Ihrem Rheinischen Mitbürger sein Recht nicht versagen können, darum erwarte ich mit der ruhigsten Zuversicht aus Ihrem Munde das Nichtschuldig.

„Ich habe gesprochen: nun richten Sie!“ —

Es war ein tieferschütternder, seelenzerreißender Moment, als sich die Schranken öffneten, und drei der Angeklagten frei daraus hervortraten, indeß der Eine darin zurückblieb. Das Herz wendete sich Einem vor Schmerz und Zorn, wenn man diese edle Gestalt mit den vergeistigten Zügen der Willkühr eines Schwarmes von Gensdarmengesichtern preisgegeben sah. — Kinkels

Frau hatte sich, um eines Platzes sicher zu sein, stets Morgens in aller Frühe im Assisensaale einschließen lassen. Als Kinkel während einer Pause sie zu sich winkte, trat sie einen Augenblick auf die Stufen und wollte mit ihm reden. Kinkel bog sich über die Schranken; aber die Gensdarmen traten augenblicklich vor und erklärten, daß sie einen Kuß nicht gestatten dürften. Nach einigen Unterhandlungen mit einem anwesenden höhern Polizeibeamten wurde „eine Hand" gestattet. Am letzten Tage nach Beendigung der Verhandlung, ehe Kinkel wieder in's Gefängniß abgeführt werden sollte, eilte Frau Kinkel rasch hinauf, um ihren Mann zum Abschiede zu umarmen. Der kleine Oberprokurator John trat ihr in den Weg, und beorderte die wachthaltende Gensdarmerie, die letzte Umarmung der beiden Gatten zu verhindern. Kinkel erhob sich stolz und rief mit gebietender Stimme: „Komm, Johanna! Gieb Du Deinem Manne einen Kuß! Es soll Dir Das Niemand wehren!" Und auf den Ton dieser Stimme hin traten die Gensdarmen auseinander und gehorchten ihrem Gefangenen. Ja, man darf behaupten: wäre Kinkel nach dem frischen Eindruck seiner Rede vorgetreten und hätte gesagt: „Ich gehe jetzt hinaus, und Niemand halte mich auf!" — er wäre unangefochten aus dem Saale gelangt. *)

Man hatte die Vorsicht gebraucht, als der Saal geräumt werden sollte, neue Truppen hereinzubeordern,

*) N. Deutsche Ztg. vom 11. und 12. Mai 1850.

welche den Debatten nicht beigewohnt hatten. Als Kinkel zum Gefängnisse zurückgebracht wurde, begleitete ihn das Lebehochrufen des Volkes. Tausende standen in den Straßen zusammengedrängt, durch die der Wagen Kinkel's inmitten einer Schwadron Cuirassire geführt wurde. Jedes Haupt entblößte sich, aus jeder Brust preßte sich ein tiefgefühlter Gruß für den edlen Gefangenen. Tags vorher noch hatten die Officiere und Polizeiagenten ähnliche Aeußerungen mit Gewalt zu unterdrücken gesucht. Heute wagte Niemand dieselben zu verhindern. Das Gefühl, das Alle im Assisensaale ergriffen, hatte sich auch auswärts und selbst bis in die Reihen der Soldaten fortgepflanzt. Es giebt Triumphzüge aller Art — aber die Zukunft wird Kinkel um den beneiden, den er am 4. Mai zwischen seinen geharnischten Wächtern feierte! —

Nun sitzt er wieder bleich und kummervoll
In seiner Zelle nachtumstarrten Wänden,
Allein mit seinem Schmerz und seinem Groll,
Die Spule drehend in geschäft'gen Händen!
Kaum, daß ein Lied um seinen Kerker klingt,
Kaum, daß ein Vöglein ihm den Lenz verkündet:
Den Frühling, wo auch seine Fessel springt,
Wo eine Welt den Psalm des Friedens singt,
Und frei und stolz der Liebe Tempel gründet!

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Von dem Verfasser dieses Buches sind erschienen:

Lieder eines Kriegsgefangenen

auf der

Dronning-Maria.

Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1848.

und:

Lieder der Nacht.

Bonn, bei T. Habicht. 1850.

Ueber die letztere Sammlung schreibt Max Waldau in No. 14 der „Jahreszeiten“:

Ich seh's wohl noch kommen, daß man Lerchen und Veilchen in meinen Liedern so typisch findet, wie Wouvermann's Schimmel oder Bassano's Katze, aber ich kann nicht anders. Lerchen und Veilchen sind die Repräsentanten des Frühlings und der Jugend, sie sind Klang und Duft, Lied und Blüthe, also Freuden, und zwar reine Freuden, — warum sollte ich denn nicht gern an die Freude denken? Zumal in dieser Zeit des Unmuths, der Erschlaffung, der Niedertracht und der Feigheit! Ich bin glückselig, so weit sich Das jetzt irgend sein läßt, weil ich wieder Lerchen höre und meine Veilchen dicke Knospen haben. Ich liebe sie einmal...... Vielleicht liebt sie der arme Kinkel auch so heiß wie ich!.. Nun ist die ganze Glückseligkeit wieder hin! Ob sie mir wohl erlaubten, ihm einen Strauß meiner ersten Veilchen zu schicken? Ich bin ungeschickt im Bitten, ich versucht's um Seinethalb schon ein-

mal und richtete Nichts aus: vielleicht lag's nur an der Bitte selbst, denn Der, den ich bat, war jung und ich glaube noch an die Jugend, selbst bei Fürsten. Was hilft's ihm, daß wir uns die gegen ihn geübte Gnade hinter die Ohren schreiben? Was hilft's dem Gefangenen, dem um Lerchen und Blumen Betrogenen? O, diese That ist schwärzer als schwarz, diese Gnade scheußlich...... Kinkel spult! Haynau ist ein Engel, er begnadigt zu Pulver und Blei, Kinkel aber spult!

Und mit diesem Aufschrei beginnen Strodtmann's Lieder auch! Eine Lerche ist mehr im Dichterkreise, und diese junge frische Stimme muß ihren ersten Akkord, ihr erstes Lied, das hoch in freier Luft und nicht mehr unten am Neste zwischen den Aehren gesungen wird, in einen Schrei der Wuth, in verzweifelte Erbitterung verwandeln, sie kann nicht jubeln, sie muß einen Fluch aus heißer Kehle hervorpressen. Nun, so gnade Gott Denen, die sie um die Lenzfreude brachten!

Die weisen, rothbeadlerten und weinnasigen Professoren in Bonn, die, ich weiß nicht welches Verbrechen in diesem Laute des Schmerzes herausschnüffelten, relegirten den Dichter, weil er ehrlich war. Das ist die moderne Erziehung der Jugend. Lügst Du brav, modelst Du Deine Ueberzeugung nach dem erbaulichen Gewissen der Herren Stahl und Gerlach, schwörst Du Eide, die Du gleich von vornherein nach § 108 dressirst, so..... Wozu den Schmutz, den Ekel erst ausbeuten! In Preußen ist viel Anderes möglich, warum denn nicht das Relegat eines deutschen Ausländers, eines Schleswig-Holsteiners, der schon als Freischärler auf „Dronning Maria" gefangen saß und sich jedenfalls arg gegen den angestammten dänischen Souverän vergangen hatte. Wozu wäre denn das Disciplinarverfahren, das in Preußen jetzt auch auf die Aerzte ausgedehnt werden soll, nütze, wenn man damit nicht einmal einen Poeten übereck schaffen könnte, der auf einer preußischen Universität humaniora treiben will. Humaniora fanden Sie wohl, lieber Strodtmann, aber human waren die

Leute gegen Sie nicht, und Das ist wieder einer von den hunderttausend Fällen, in denen der Positiv mehr werth ist, als der Comparativ. Im Jahre 1848 ging's besser, und heute nur darum schlecht, weil die Menschen so albern waren, das Bessere für das Gute zu halten. Das Gute liegt noch in weitem Felde. Es ist ein Graus, aber es ist so!

Zurück zu unsern Liedern, die erquicklicher sind, als dies Capitel historischen Elends.

Das Lied vom Spulen, die Widmung an Kinkel, hat dem Dichter ein Dutzend grimmiger Professorengesichter und einen gräßlich stumpfen Donnerkeil auf den Nacken gezogen, aber sie hat ihm tausend Herzen geöffnet, und hübschere, unverzerrte Gesichter, als die Bonnenser Bücherkrebse haben, werden ihn dafür recht freundlich begrüßen. Die humaniora werden auch anderwärts traktirt, und man ist anderwärts noch human dazu und ehrt ein „menschliches“ Gefühl. Ich weiß nicht, wie diese Widmung, der Consequenz wegen, etwa ornithologisch oder botanisch zu classifiziren wäre, aber ich weiß, daß dicht dahinter Lerchengesang und dort und da auch schon Nachtigallenschlag beginnt, daß kleine duftige Veilchen in „Lieb' und Leben“ ihre Augen aufschlagen und in „Haß und Tod“ manche glühende und — dornige Rose emporblüht.

„Mein Lied“ ist ein tiefgefühltes Gedicht und gleich daneben „Das alte Lied“ von erschütternder Wahrheit.

Ich will keine Nomenclatur geben, da fast jede einzelne Nummer einen Blütenzweig bringt. Ebenso wenig mag ich daran herumklauben und ein „jedoch“ oder dergleichen Dinge, die dem „Machen“ angehören, herausstechen. Es ist keine Frage, daß dem Dichter in Bezug auf Form noch Manches zu thun bleibt, aber er ist ja selbst auf dem besten Wege. Die Lieder eines Kriegsgefangenen zeigten ungleich größere Lücken, die Sprache war härter und die Gedanken minder präcis. Dies Selbstvorwärtsstreben macht jede Rüge entbehrlich, — Wer ist denn fertig? Wem

bleibt Nichts zu thun? — Mir ist keine Kritik dieser recht braven Sammlung bekannt, bin ich zufällig wirklich der Erste, der sie willkommen heißt, so mag sie damit Allen, die wie ich noch Herz für Lerchen und Veilchen haben, und die auch den Tagverkünder Hahn gern melodischer als gewöhnlich sein Lied singen hören, von Herzen empfohlen sein. Es sind helle, funkelnde und lichtmuthige Sterne an diesem Himmel der Nacht, Sternbilder auch und Kometen, die einen prächtigen Schweif nach sich ziehen.

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographisches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

Zweiter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Von dem Verfasser sind erschienen.

Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning-Maria.

Hamburg, bei Hoffmann u. Campe. 1848.

und:

Lieder der Nacht.

Bonn, bei T. Habicht. 1850.

Aus letzterer Sammlung, über welche sich die Kritik wiederholt anerkennend ausgesprochen hat, erwähnen wir:

Das Lied vom Spulen!

Der Webstuhl kracht, das Schifflein zieht
Hinüber und herüber:
Beim Spulen tönt ein wildes Lied,
Das gellet trüb und trüber:
„Mein Schifflein zieh'! Wir oder sie!
's wird anders nie! Mein Schifflein, zieh'
Herüber und hinüber!"

Der Eine im Verbrecherhaus
Spinnt fort und fort den Faden;
Am Ende wird ein Tuch daraus,
Ein Tuch von Gottes Gnaden!
Viel' Fäden schlug des Spinners Hand
In's Leichentuch! — Noch nicht [illegible]!
Spinn' fort und fort am Faden!

Wir Andern aber zorngemuth
Wir sitzen auch am Stuhle,
Das Schifflein treibt der Zeiten Fluth,
Es schnarrt und knarrt die Spule.
Dazwischen Sang und Schwerterklang
Und Wogendrang das Thal entlang,
So webt die Zeit am Stuhle.

Der Webstuhl kracht, das Schifflein zieht
Herüber und hinüber:
Beim Spulen tönt ein wildes Lied:
„Bald ist Dein' Zeit vorüber!
Die Freiheit siegt! Die Fessel liegt!
Die Freiheit siegt! Dein Schifflein fliegt
Hinüber und herüber!"